

GEORGICA

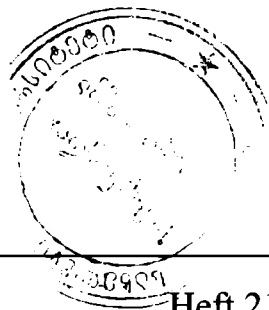
Zeitschrift für Kultur, Sprache und Geschichte
Georgiens und Kaukasiens

Herausgeber:

Heinz Fähnrich, Jena (verantwortlich)
Gert Hummel, Saarbrücken
Mariam Lortkipanidse, Tbilisi
Winfried Orthmann, Halle
Surab Sardshweladse, Tbilisi
Wolfgang Schuller, Konstanz

Unter Mitarbeit von:

Niko Berdsenischwili, Tbilisi
Winfried Boeder, Oldenburg
Elgudsha Chintibidse, Tbilisi
Angelika Geyer, Jena
Erhard Lange, Jena
Fairy von Lilienfeld, Erlangen
Marina Lortkipanidse-Piel, Jena
Steffi Macher, Jena
Günther Mansfeld, Tübingen
Roin Metreweli, Tbilisi
Stefand Plaggenborg, Jena
Parmen Sakaraia, Tbilisi
Manfred Schmeling, Saarbrücken
Karl Horst Schmidt, Bonn
Rüdiger Schmitt, Saarbrücken
Kora Singer, Jena
Guram Tewsadse, Tbilisi



GEORGICA

Jahrgang 1998

Heft 21

UVK · Universitätsverlag Konstanz

Erscheinungsweise: Jährlich. Bezugspreis: Einzelheft DM 45,-, Jahresabonnement DM 40,-, Jahresabonnement für Studenten DM 20,-, jeweils zuzüglich Porto und Versandkosten. Die Bezugsdauer verlängert sich jeweils um ein Jahr, sofern nicht Abbestellung bis zum 15. November erfolgt. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag.

Anschrift der Redaktion: c/o Prof. Dr. Heinz Fähnrich, Obere Zense 20, D-07616 Bürgel

Die mit Namen gezeichneten Artikel sind Originalbeiträge. Sie brauchen nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wiederzugeben. Nachdruck bedarf der Genehmigung, Anfragen sind zu richten an den Verlag. Für unverlangt eingehende Manuskripte und Rezensionsexemplare wird keine Gewähr übernommen.

Sämtliche Beiträge dieser Zeitschrift sind urheberrechtlich geschützt. Unter den Schutz des Urheberrechtsgesetzes fällt auch die Vervielfältigung von einzelnen Beiträgen einschließlich der Vervielfältigung durch Fotokopien.

© Universitätsverlag Konstanz GmbH, Konstanz 1998

Einbandgestaltung: Riester & Sieber GmbH, Konstanz

Druck: Druckerei Konstanz GmbH, Konstanz

Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft

INHALT

Archäologie

- O. Žaparize: Aleksandre Žavaxišvili 1917–1997 5
A. Žavaxišvili: Ausgrabungen in Berikldeebi (Šida Kartli) 7
W. Orthmann, K. Picxelaury, D. Qvavaze: Ausgrabungen in Ananauri 1997 21

Geschichte

- O. Reisner: Anmerkungen zur sozialen Funktion des Vereinswesens in Georgien – am Beispiel der »Gesellschaft zur Alphabetisierung der Georgier« . . . 28
D. Kandelaki: Die deutsche Presse zu einigen Fakten der Beziehungen zwischen Rußland und Georgien in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts 41
A. Rhineland: Der russische Imperialismus und die Bildung von Gemeinschaften 50
S. Markarjan: Die Yngvar's Saga vom Serkland und der Kaukasus 55

Religion

- M. Žavaxišvili: Zum Problem der Trennung der georgischen orthodoxen Kirche von der römisch-katholischen Kirche 61
A. Groß: Mission und Endzeiterwartung in Katharinenfeld 68

Sprache

- K. Çereteli: Das Epitaph des Iehuda-Gurk aus Mxeta 74
K. H. Schmidt: Die Sprachen des Kaukasus: Prinzipien ihrer Klassifizierung . . 79
Václav Blažek: Kartwelische Numeralia 95
N. Barnovi: Zum Aufbau der Konsonantenkomplexe in den Sprachen der awaro-andodidoischen Gruppe 104
H. Fähnrich: Georgischen Lehnwörter im Batsischen (Zowa-Tuschischen) . . . 109
H. Fähnrich: Kartwelischer Wortschatz VI 116
A. Arabuli: Die Sprache der georgischen Volkspoesie – eine Koine 123

Kunst

- G. Žavaxišvili: Frühmittelalterliche Werke der Bildhauerei Niederkartlis aus
Baškičeti 133
- I. Čičinaze: Das Evangelium von Mokvi und die georgische Miniatur an der
Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert 137
- A. Gačečilaze: Das Werk des Bildhauers Guram Papinašvili 144
- M. Šilakaze: Zu den Grundlagen einer georgischen Musikdialektologie 148

Berichte 155

Rezensionen 161

Tafeln

ARCHÄOLOGIE

.....

Otar Žaparize

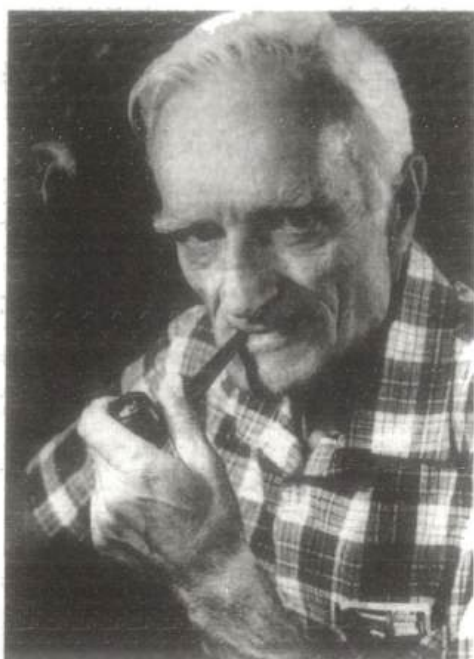
Aleksandre Žavaxišvili 1917 - 1997

Überraschend starb kurz nach seinem achtzigsten Geburtstag Professor Aleksandre Žavaxišvili an seinem Schreibtisch im Museum, während er Ausgrabungsfunde der letzten Jahre bearbeitete. So hat er sein ganzes Leben bis zur letzten Minute der Erforschung der Geschichte Georgiens gewidmet.

Aleksandre Žavaxišvili, Mitglied der Georgischen Akademie der Wissenschaften, wurde am 31.7.1917 als Sohn des bekannten Historikers Ivane Žavaxišvili geboren. Seine Mutter gehörte zu den un-mittelbaren Nachkommen der georgischen Königsfamilie. Er studierte an der Universität Tbilisi, wo er nach Abschluß des Studiums eine Aspirantur im Fachbereich Kunstgeschichte wahrnahm.

Seit 1943 arbeitete A. Žavaxišvili im Staatlichen Museum Georgiens. Jahrelang leitete er als Stellvertretender Direktor dessen archäologische Abteilung. Mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch war ihm der Schutz der Schatzkammer des Museums anvertraut, wo der wertvollste Besitz des georgischen Volkes, die Grabungsfunde aus Gold und Silber, aufbewahrt werden. Er hat sich große Verdienste um die Erhaltung dieses wertvollen Erbes erworben.

Ein großes Verantwortungsgefühl, wissenschaftliche Intuition, ein hohes Niveau der Forschung und ein besonderes Gefühl für das Schöne kennzeichneten seine vielseitige Tätigkeit. Er hat die wissenschaftliche Arbeit mit der Museumstätigkeit gut verbunden und sich dabei auch vor schwerer Arbeit nicht gescheut. Unter seiner Leitung wurden mehrere großartige Ausstellungen in der Schatzkammer und in den Sälen des Museums durchgeführt. Dabei zeigten sich sein unvergleichlicher Geschmack und seine



Fähigkeit, die Exponate geschickt auszuwählen. Besondere Anerkennung fand eine archäologische Ausstellung der frühen sechziger Jahre, bei der die Objekte in einem dunklen Raum in beleuchteten Vitrinen gezeigt wurden – für die damalige Zeit etwas völlig Neues.

A. Žavaxišvili hatte sehr breit gestreute wissenschaftliche Interessen. Seine frühen Arbeiten behandeln kunstgeschichtliche Themen; dabei ging es ihm vor allem um Fragen des Kunsthandwerks wie z. B. um die Entwicklung der Goldschmiedekunst von der Mittelbronzezeit bis zur griechisch-römischen Periode. Seit der Mitte der fünfziger Jahre wandte er sich verstärkt der Frühgeschichte Georgiens und damit den Bodenfunden zu. Vor allem in Siedlungen, für die er sich besonders interessierte, hat er vorbildliche Ausgrabungen durchgeführt.

Die erste unter seiner Leitung ausgegrabene Siedlung war Kvaxelebi, ein bedeutender Fundplatz der Kura-Araxes-Kultur des 3. Jt. s v. Chr. Diese Kultur steht noch heute im Mittelpunkt des Forschungsinteresses: Keine andere kaukasische Kultur hat sich soweit verbreitet. Ihre Spuren finden sich außer in Transkaukasien in Ostanatolien und dem Nordwest-Iran, ihre Ausstrahlungen sind auch im ostmediterranen Bereich, in Nordwest-Syrien und Nordpalästina, zu bemerken. Die Frage der ethnischen Zugehörigkeit der Träger dieser Kultur ist viel diskutiert worden. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß kein Fundort dieser Kultur, weder im Kaukasus noch anderswo, so eingehend erforscht worden ist wie die Siedlung von Kvaxelebi, die nahezu vollständig ergraben wurde.¹

In den sechziger Jahren folgten dann die Entdeckung und Erforschung einer zuvor nicht bekannten Ackerbau-Kultur, die der Kura-Araxes-Kultur vorausgeht. In Kvemo Kartli fanden sich Siedlungshügel, deren Untersuchung die Erkenntnis erbrachte, daß es im 6.–5. Jt. v. Chr. im östlichen Transkaukasus wie in anderen Regionen Vorderasiens einen eigenständigen, verhältnismäßig hoch entwickelten Ackerbau gegeben hat. Ohne die große Erfahrung und Gelehrsamkeit von A. Žavaxišvili wäre die Erforschung des Charakters und der Chronologie dieser Denkmäler sehr viel schwieriger geworden. In diesem Zusammenhang ist besonders eine Monographie über Baukunst und Architektur des 5.–3. Jt. s in Transkaukasien zu erwähnen, in der er grundlegende Fragen der beiden genannten Kulturen untersucht hat und die einen maßgeblichen Beitrag zu Erforschung der ältesten Geschichte des Kaukasus darstellt.²

Bis zu seinem Lebensende hat A. Žavaxišvili dann vor allem an dem Material aus den Ausgrabungen der Siedlung von Berikldeebi gearbeitet, einer komplexen, mehrschichtigen Anlage, die vom Beginn des 3. Jt. s bis zu dessen Ende bestanden hat. Leider hat er seine Publikation, von der wichtige Ergebnisse zu erwarten sind, nicht mehr zum Abschluß bringen können.

A. Žavaxišvili war aber nicht nur als Gelehrter an der Vergangenheit seines Volkes interessiert, auch an den Problemen der Gegenwart nahm er lebhaft Anteil. Obwohl er der Politik eigentlich fernstand, konnte er nicht gleichgültig bleiben, wenn es um die Unabhängigkeit des georgischen Volkes ging. So hat er in den letzten Jahren trotz seines hohen Alters am politischen Leben seines Landes teilgenommen.

Sein Tod ist ein großer Verlust für die georgische Wissenschaft und ein großer Schmerz nicht nur für seine Familie, sondern auch für das ganze georgische Volk.

1. A. Žavaxišvili, L. Flonti, Urbnisi I (Tbilisi 1962).

2. A. Džavaxišvili, Stroitel'noje delo i arhitektura poselenij Južnogo Kavkaza V–III tys. do n. e. (Tbilisi 1973).

Aleksandre Žavaxišvili

Ausgrabungen in Berikldeebi (Šida Kartli)¹

Die Siedlung Berikldeebi wurde von der archäologischen Expedition des Georgischen Staatlichen Museums im Jahr 1979 – neben anderen Fundorten – mit Hilfe von Luftaufnahmen entdeckt. Der Fundplatz liegt in Šida Kartli, unweit von Kareli, am Zusammenfluß der Mtkvari und ihres linken Nebenflusses Proni auf einem 30 m über den Wasserspiegel der Mtkvari aufragenden Hügel. An dieser Stelle mündet auf der rechten Seite das Flübchen Žama in die Mtkvari. Die Täler der genannten Flüsse haben von alters her die Provinzen des nordöstlichen und des südwestlichen Kaukasien miteinander verbunden; deshalb lag hier ein wichtiger Schnittpunkt ostwestlicher Kulturbewegungen.

Die Siedlung mißt 200 m in der Länge und 30–40 m in der Breite. Auf der Südseite, über dem Steilhang zum Tal der Mtkvari, ist ihr Rand abgerutscht. Im Norden wird der Fundort von einer durch die Erosion entstandenen Schlucht begrenzt, im Westen von dem Ufer der Prone, im Osten von der Talauie der Mtkvari. Auf dieser Seite schließt sich ein Hügelgrab der Bronzezeit an die Siedlung an; weitere Kurgane dieser Zeit mit Steinsetzungen finden sich ungefähr 200 m weiter auf dem linken Ufer der Prone.

Die Expedition der archäologischen Abteilung des Staatlichen Museums Georgiens hat in den Jahren 1979 bis 1992 unter der Leitung des Verfassers in Berikldeebi zwölf Grabungskampagnen durchgeführt. Dabei wurde der größte Teil des Fundplatzes – 2500 m² – ausgegraben, nur etwa 200 m² sind übriggeblieben. Mit wenigen Ausnahmen wurde die gesamte Kulturschicht untersucht; von dem noch nicht ergrabenen Teil sind deshalb kaum neue Erkenntnisse zu erwarten.

Bei den Grabungen wurden innerhalb der nicht mehr als 3 m starken Kulturschicht 14 Bauphasen festgestellt, die sich auf fünf verschiedene Perioden verteilen. Insgesamt umfassen sie die Zeit zwischen der Mitte des 5. Jt. s v. Chr. und der Mitte des 1. Jt. s v. Chr., d. h. vom Chalkolithikum bis einschließlich der Frühen Eisenzeit (Tabelle 1).

<i>Schicht</i>	<i>Bauphasen</i>	<i>Kulturperiode</i>
I	1 Bauphase	Späte Bronzezeit/Frühe Eisenzeit
II	eingetiefe Gräber	Mittelbronzezeit
III	8 Bauphasen	Bedeni-Kultur
IV	2 Bauphasen	Kura-Araxes-Kultur
V	2 Bauphasen	Chalkolithikum

1. Der vorliegende Aufsatz soll zum Andenken an A. Žavaxišvili so veröffentlicht werden, wie der Autor das Manuskript bei seinem plötzlichen Tod noch nicht ganz abgeschlossen hinterlassen hat..

Berikldeebi war nicht eine gewöhnliche Siedlung. In den verschiedenen Schichten fanden sich Überreste von Tempeln und Kultbauten, Opferbecken, Herden, Opfergruben, Bruchstücke von Kultgefäßen, Getreide und Reste von Tierknochen und viel Asche – alles Dinge, die darauf hindeuten, daß hier durch die Jahrtausende hindurch ein wichtiges Kultzentrum gelegen hat.

In diesem Artikel soll nur auf die älteste Schicht V eingegangen werden, die für die kaukasische Archäologie besonders wichtige, neue Erkenntnisse erbracht hat.

Schicht V

Die Schicht V, d. h. die unterste Schicht, lag unmittelbar auf dem gewachsenen Boden, auf dem Alluvium. Sie überdeckte etwa 1600 m²; ihre Stärke schwankt zwischen 25 und 70 cm. Sie umfaßt zwei übereinander liegende Bauphasen. Die erste, untere Bauphase wird durch eine Schicht schwarzen Lehms repräsentiert, in welche die Reste einiger Bauten, ein sog. Kromlech-Grab mit Steinsetzung und Opfergruben, eingeschnitten waren. Die obere Bauphase enthält die Reste von aus Lehmziegeln errichteten Gebäuden: einen Teil der Befestigungsmauer am Nordrand der Siedlung sowie in der Mitte einen großen viereckigen Tempel. Die Reste der Lehmziegelbauten überdecken an mehreren Stellen die in die schwarze Schicht eingeschnittenen Baureste, so daß die stratigraphische Abfolge gesichert ist. Dennoch sind die Funde aus beiden Bauphasen der Schicht V – Keramik, Waffen und Schmuck aus Stein, Knochen und Metall – einander sehr ähnlich; sie gehören der gleichen Kultur an.

Bauphase VI

Die schwarze Färbung der Lehmschicht über dem gewachsenen Boden, in welche die Reste dieser Bauphase eingetieft waren, wird anscheinend durch mikroskopisch kleine Holzkohle-Teilchen verursacht. Möglicherweise handelt es sich dabei um mehrfach untergepflühtes verbranntes Stroh. Diese Schicht enthielt kaum Kulturreste. Im Südosten der Grabungsfläche fand sich über dieser schwarzen Schicht bei einem Nivellement von 75–80 cm eine ungefähr 5 cm starke Schicht aus gestampftem Lehm; sie hatte eine Ausdehnung von 10 m² und scheint keine Abgrenzung gehabt zu haben. In diese Schicht waren in den Ecken eines Rechtecks auf den einander überkreuzenden Diagonalen jeweils in 2 m Entfernung voneinander 4 Paare kreisrunder Pfostenlöcher mit einem Durchmesser und einer Tiefe von 15 cm eingetieft. Zwischen den beiden östlichen Pfostenloch-Paaren lag eine Aufschüttung aus mittelgroßen Kieselsteinen mit einem Durchmesser von 50 cm auf einer etwa 3 cm starken weißlichen Lehmschicht. Bei dieser Installation dürfte es sich um eine Kultanlage handeln. G. Qipiani, der sich eingehend mit den Bauresten von Berikldeebi beschäftigt hat, ist der Auffassung, daß es sich um eine Art von Altar handelt, über dem eine leichte Holzkonstruktion als eine Art Baldachin diente, vergleichbar mit Anlagen, die in Südmesopotamien in der Djemdet-Nasr-Periode und auf Darstellungen der frühdynastischen Zeit belegt sind.²

Etwa 25 m von diesem »Altar« entfernt zeichnete sich im Nordteil der Grabungsfläche auf dem Nivellement von 1,10 m im schwarzen Untergrund eine helle Verfärbung in regelmäßiger Kreisform mit einem Durchmesser von 5,5 m ab. Es handelt sich

2. G. Qipiani: Berikldeebi, galavani da tazari, Sakartvelos saxelmçipo muzeumis moambe 42-B (1997).

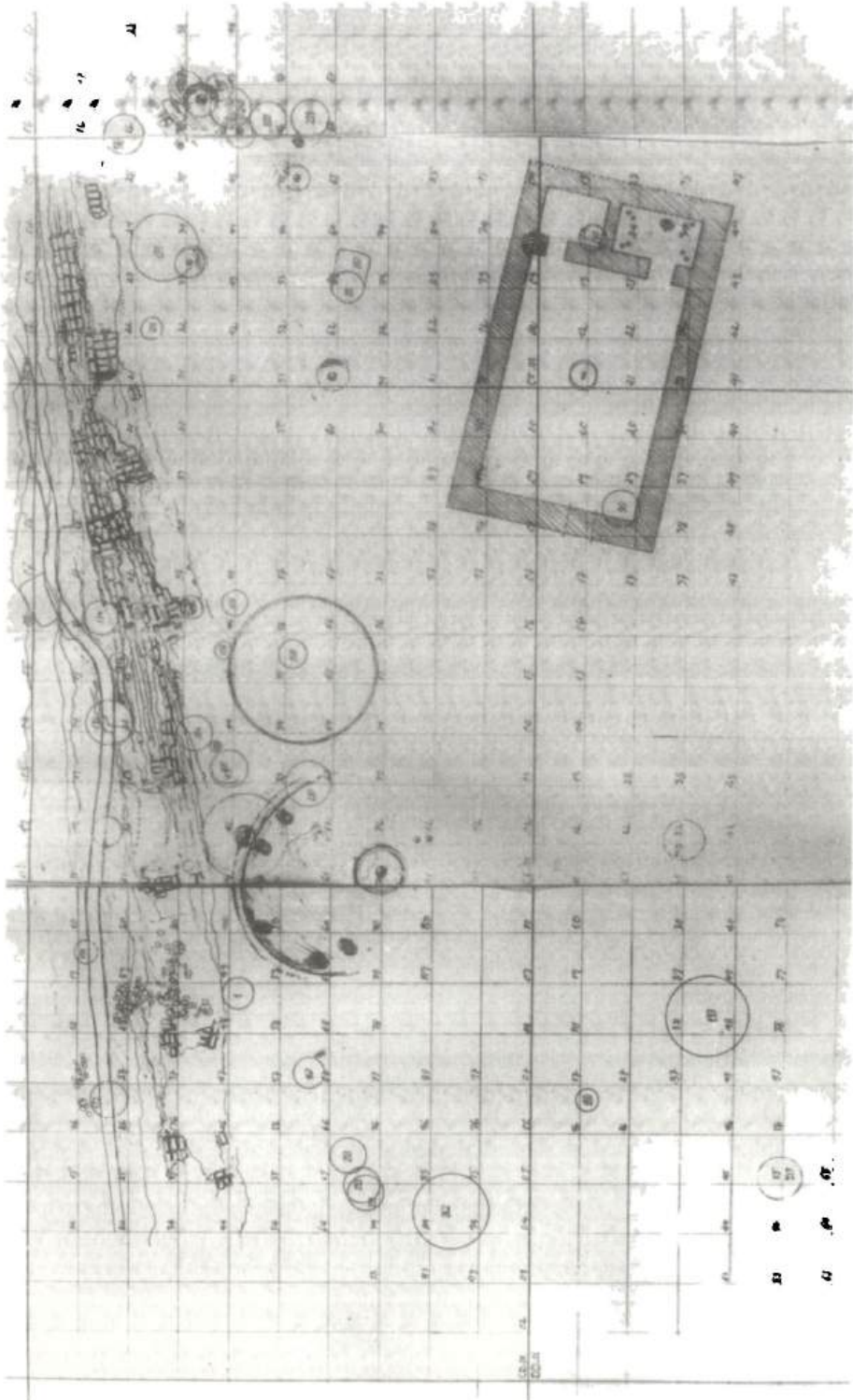


Abb. 1: Schicht V, Bauphase 1 und 2

um einen etwa 15 cm breiten, mit hell gefärbtem Lehm gefüllten Graben, dessen Seitenwände mit mittelgroßen Feldsteinen gepflastert sind. Die rituelle Funktion dieses eigenartigen »Kromlechs« ist evident. In seinem Inneren fand sich eine Opfergrube, ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen beiden Installationen ist jedoch nicht anzunehmen.

Etwa 3 m nordöstlich des »Kromlechs« fand sich eine Grube mit einem Durchmesser von 3,50 m und einer Tiefe von 50 cm, deren Wände Reste eines Lehmverputzes aufwiesen; ihr Boden bestand aus Stampflehm in zwei Schichten. In der Mitte des Bodens gab es eine Vertiefung mit einem Durchmesser von 25 cm, die von einem Kreis kleiner Pfostenlöcher umgeben war. Am oberen Rand der Grube waren keine Spuren von aufgehenden Wänden zu sehen, so daß unsicher ist, ob es einen Oberbau gegeben hat. Neben der zentralen Vertiefung und auf beiden Fußbodenschichten fanden sich Keramikscherben, Bruchstücke von Geräten aus Obsidian, Feuerstein und Knochen sowie einige Feldsteine.

Am Nordrand der Grabungsfläche fanden sich bei einem Nivellement von 1,00–1,20 m Reste eines gestörten Grabes, von dem außer den Armknochen eines Menschen und einem daran befestigten Spiralarmband nichts übriggeblieben ist. Etwa 1 m von diesen Resten entfernt wurden in der schwarzen Schicht eine 18 cm lange rauchfarbene Feuersteinklinge und ein braunroter Feuersteinschaber gefunden; ihr Verhältnis zu dem Grab ist unklar.

Außer den bisher genannten Bauresten fanden sich in der Bauphase V1 erstmals in Berikldeebi die kennzeichnenden kreisrunden Opfergruben. In diesem Horizont wurden 33 derartige Gruben ausgegraben, von denen 6 unmittelbar von den Bauresten der Bauphase V2 überlagert wurden. Alle Gruben sind mehr oder weniger ausgeprägt glockenförmig mit flachem Boden. Ihr Durchmesser schwankt zwischen 40 cm und 3 m, wobei die meisten Gruben einen Durchmesser von 1,00–1,20 m besitzen. Die Tiefe der Gruben reicht von 20 cm bis 1,75 m.

Die Gruben wurden sorgfältig ausgeschachtet; wenn sie in den gewachsenen Boden oder lockeren Kulturschutt einschnitten, wurden die Wände mit Lehm verputzt. Auf dem Boden einiger Gruben konnte man Reste von Strukturen bzw. Scheidewänden aus ungebranntem Lehm feststellen. An den Wänden der Gruben gab es keine Brandspuren, jedoch war der Boden einiger Gruben gerötet – wahrscheinlich sind dies Spuren kleinerer Feuer.

Die Gruben waren bis zum Rand mit stark aschehaltiger Erde gefüllt, die ein ziemlich gleichförmiges Material enthielt: Keramikscherben, Bruchstücke von Ständern und anderem Kultgerät aus ungebranntem Ton, Splitter von Tierknochen, Kieselsteine, Obsidiansplitter. In einigen Gruben fanden sich auch zufällig hineingeratene Gegenstände: Läufer von Handmühlen, Spinnwirtel aus Ton und Scheiben, die aus Keramikscherben hergestellt und in der Mitte durchbohrt waren.

Auf den ersten Blick sah es so aus, als sei dieses Material einfach in die Grube hingeworfen worden; es ergab sich jedoch in manchen Fällen eine Unterteilung in mehrere Schichten, die durch Aschehorizonte voneinander abgesetzt waren. Nach der Verfüllung einer Grube wurde deren Rand mit einer dünnen Lehmschicht verputzt, auf die eine Lage Steine geschüttet wurde.

Man kann mit großer Sicherheit sagen, daß die Gruben Überreste von Opferzeremonien enthielten. Die Scherben aus jeweils einer Grube ließen sich nicht zu vollständigen Gefäßen zusammensetzen. Im Hinblick auf die Menge des in einer Grube

enthaltenen Materials gab es erhebliche Unterschiede: In der kleinen Grube N107 (Durchmesser 60 cm, Tiefe 17 cm) lagen nur zwei Läufer einer Handmühle aus Basalt und ein Spinnwirtel aus gebranntem Ton; aus den Scherben in der mittelgroßen Grube N172 (Durchmesser 1,25 m, Tiefe 1,75 m) konnte man Teile eines 50 cm hohen Topfes mit rundem Boden und einem Durchmesser von etwa 70 cm zusammensetzen; in der Grube N106 (Durchmesser 1,40 m, Tiefe 30 cm) lagen Bruchstücke von Lehmziegeln, einige Kieselsteine, ein Bruchstück eines Läufers einer Handmühle aus Basalt, Stroh, Keramikscherben, Bruchstücke von Tierknochen sowie ein halbkreisförmiger Untersatz aus ungebranntem Ton mit einer kleinen Vertiefung oben in der Mitte.

Bauphase V2

Über den oben beschriebenen Resten der Bauschicht V1 liegt die Bauschicht V2, die der gleichen kulturgeschichtlichen Periode angehört, mit den ersten Resten fester Bauten: einer Befestigungsmauer aus Lehmziegeln und einem Tempel.

Die Befestigungsmauer hat wahrscheinlich die gesamte in dieser Zeit bebaute Fläche umschlossen; erhalten sind jedoch nur die Reste des etwa 80 m langen nördlichen Abschnitts entlang dem Rand der auf dieser Seite gelegenen Schlucht. Die Mauer war maximal bis zu einer Höhe von 1,00 m erhalten und bis zu 2,00 m dick. Sie hatte kein Fundament, sondern stand nur auf einer 5 cm starken harten Lehmschicht. Die eigentliche Mauer wurde auf der Innenseite in regelmäßigen Abständen, etwa alle 5 m, durch 1,5×1,0 m große Stützpfeiler verstärkt. In einer der Kurtinen befand sich ein 1 m breites Tor, das später mit Feldsteinen und Lehmziegeln zugesetzt worden ist.

Die Größe der hellgelblichen, harten Lehmziegel, aus denen die Befestigung gebaut wurde, schwankt zwischen 48×25×8 und 44×20×8 cm; es gab auch einige halbe Ziegel mit den Maßen 44×15×8 cm. Die Ziegel wurden als Läufer in gleichförmigen Reihen und Schichten in hartem, hellgrauem Lehmörtel verlegt; die Lagerfugen waren bis zu 5 cm breit, die Stoßfugen bis zu 8 cm. Die Mauer bestand anscheinend aus sieben Reihen von Ziegeln. Für die angebauten Stützpfeiler wurden Lehmziegel gleicher Abmessungen (44×25×10 cm), aber dunklerer Farbe und hellgelblicher Lehmörtel verwendet. Da die Pfeiler mit der eigentlichen Mauer nicht im Verband standen, wurden sie offenbar nicht gleichzeitig mit ihr errichtet, sondern im Zuge eines Umbaus. Dieser wurde wahrscheinlich notwendig, weil der Rand der Schlucht im Laufe der Zeit abgerutscht war und so die Nordkante der an ihn angebauten Mauer auf größerer Länge zerstört wurde. Am Rand der Schlucht hat man deshalb einen 50 cm tiefen und 1 m breiten Entwässerungsgraben angelegt und diesen mit speziell ausgewählten flachen Steinen verfüllt. Danach hat man die ausgebrochenen Stellen auf der Nordseite der Mauer nicht neu mit Lehmziegeln aufgemauert, sondern mit Lehmverputz ausgefüllt, der mit Bruchstücken dunkelgrauer Lehmziegel vermischt wurde. In der gleichen Zeit setzte man offenbar die oben erwähnte Tür zu und baute auf der Innenseite die Stützpfeiler an.

Da sich auf den Lehmziegeln der zugesetzten Tür Brandspuren fanden, ist es auch denkbar, daß die Beschädigung der Mauer nicht nur natürliche Ursachen hatte. Brandspuren fanden sich auch bei dem Tempel dieser Schicht; die Ereignisse, die hierzu geführt haben, lassen sich aber heute nicht mehr rekonstruieren.

Die Reste des Tempels fanden sich in einer Entfernung von 10–14 m südlich der Befestigungsmauer auf einem Nivellement zwischen 0 und –80 cm. In sie waren Reste

von Gebäuden und Gruben der Schichten IV (Kura-Arax-Kultur) und der Schicht III (Bedeni-Kultur) eingeschnitten. Anscheinend stand das Gebäude in der Mitte der Siedlungsfläche; außer diesem wurde kein anderes festes Bauwerk dieser Zeit nachgewiesen. Es handelt sich um einen rechteckigen Bau, dessen Längsachse von WNW nach OSO ausgerichtet ist, mit einer Länge von 14,5 m und einer Breite von 8 m. An einen großen Saal von 10×6 m schließen sich auf der Ostseite zwei kleinere Räume (2,75×2,00 m und 3,0×2,0 m) an, die durch 70 bzw. 90 cm breite Türen in der Rückwand des Saales betreten werden konnten. In der Mitte des Saales befand sich ein Herd, eine 4 cm starke Scheibe mit einem Durchmesser von 1,0 m und mit einer 20 cm großen Grube in der Mitte, die mit Asche gefüllt war. Reste eines erhöhten Randes sind nicht erhalten geblieben, und auch die geglättete, verbrannte Oberfläche war nur auf der Ostseite zu sehen. Der Herd ist einmal erneuert worden: etwas seitlich versetzt gab es Spuren einer älteren, mit Asche gefüllten Grube.

Das Gebäude ist durch einen Brand vernichtet worden. Der Schutt seiner Wände lag auf den verbrannten Resten der Überdachung. Die Nordwand des Gebäudes ist 50 cm hoch erhalten, ein 2 m langes umgefallenes Stück bestand aus 14 Lagen von Lehmziegeln. Demnach muß das Gebäude mindestens 2,5 m hoch gewesen sein. Die verbrannten Reste der Überdachung bestanden aus mehreren dünnen Schichten harter Asche. Solche Reste bleiben gewöhnlich übrig, wenn Stroh oder Schilf verbrennt; das Dach des Tempels hat also wohl aus leichtem Material bestanden. Man könnte annehmen, daß dieses Dach von einer Holzkonstruktion mit Stützpfählern getragen wurde; über dem Herd müßte eine Öffnung im Dach gewesen sein. Allerdings haben sich keine Spuren von Pfeilern oder Pfosten gefunden, was aber vielleicht mit den späteren Störungen zu erklären ist; in den Schutt des Tempels sind die Herdgrube eines Gebäudes der Schicht IV sowie 30 Opfergruben der Schicht III eingeschnitten. G. Qipiani nimmt allerdings an, daß 7 m lange Querbalken auch ohne Mittelstützen das Dach tragen konnten.

Der Eingang zu dem Gebäude dürfte sich in der Südwand oder der Westwand befunden haben. Da diese beiden Wände durch die erwähnten Gruben stark gestört sind, ließ sich die genaue Lage der Tür nicht feststellen. G. Qipiani vermutet, daß sie sich auf der Westseite etwas südlich der Mittelachse des Gebäudes befunden hat.

Der Tempel ist vor seiner Zerstörung völlig leergeräumt oder ausgeraubt worden. Auch in den ungestörten Bereichen fanden sich im Schutt des Tempels nur Keramikscherben und wenige Bruchstücke von Tierknochen.

Zu erwähnen ist noch, daß der Altar der Bauphase V1 genau unter dem südöstlichen Eckraum des Tempels lag, während die Gruben N150 und N90 der Bauphase V1, die Keramikscherben enthielten, von dem nordöstlichen Eckraum bzw. der Südwestecke des Saales überbaut wurden.

Funde der Schicht V

Wie bereits kurz erwähnt wurde, enthielten die beiden Bauphasen der Schicht V ziemlich gleichartiges Material: Keramik, Kultgeräte, Objekte aus Stein, Obsidian, Feuerstein, Knochen und Metall. Besonders die Keramik weist recht archaische Merkmale auf; andererseits kommen Kupfergegenstände wie ein Spiralarmband und ein Flachbeil vor.

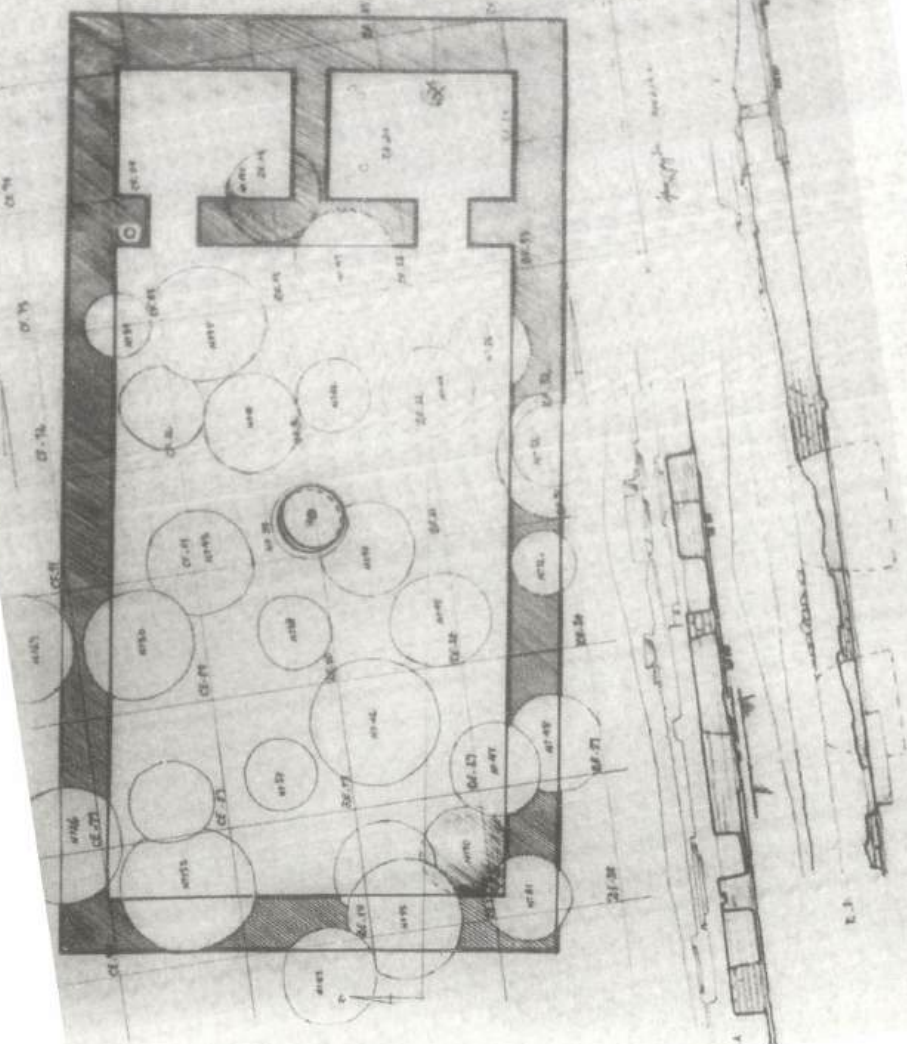


Abb. 2: Tempel der Bauphase V2

In der Schicht V von Berikdeebi wurde kein einziges unbeschädigtes Gefäß gefunden. Die Gefäßformen können deshalb nur mit Hilfe von Rand-, Hals- und Schulterscherven beurteilt werden. Nach der Tonqualität lassen sich zwei Waren unterscheiden: eine verhältnismäßig hochwertige Ware mit pflanzlicher Magerung und eine gröbere Ware mit anorganischen Beimengungen im Ton. Diese beiden Waren unterscheiden sich auch in den Gefäßformen.

Die Gefäße der ersten Ware sind aus gut geschlämmttem, hartem Ton hergestellt worden, der mit Häcksel und seltener mit Glimmer gemagert ist. Die Gefäße wurden sorgfältig von Hand gefertigt; sie haben geometrisch richtige Formen. Die Wandstärke schwankt bei größeren Gefäßen zwischen 1 und 3 cm, bei kleineren zwischen 0,5 und 1 cm. Die Oberfläche wurde sorgfältig von Hand geglättet, manchmal poliert. Die Gefäße sind gut gebrannt. Bei dickwandigen Gefäßen ist der Kern schwarzgrau gefärbt; außen und innen ist die Farbe des Tones rosa, weißlich, seltener weißlich gelb oder rotgoldfarben. Manchmal scheint ein Überzug vorhanden zu sein. Dünnwandige Gefäße sind im Bruch durchgehend rosa gefärbt; außen und innen finden sich Abdrücke von Häcksel. Bemerkenswert sind feine, konzentrische Linien am Hals von Gefäßen, die auf die Verwendung der Drehscheibe hindeuten könnten. Es lassen sich drei Formgruppen unterscheiden: große Töpfe mit weiter Öffnung, mittelgroße Krüge mit weitem, niedrigem Hals und niedrige, schalenartige Gefäße.

Die Gefäße der zweiten Gattung sind aus weichem Ton gemacht, der mit viel Sand und Körnern aus Quarz und Basalt, oft auch mit Glimmer gemagert ist. Die Gefäße sind handgemacht, grob, die ungleichmäßige Wandstärke beträgt 1 bis 1,5 cm. Die Oberfläche ist von Hand geglättet, meist ungleichmäßig, gelegentlich auch sorgfältig und nur selten poliert. Der Brand ist gut, aber ungleichmäßig; die Tonfarbe ist im Kern meist rosa, manchmal dunkelgrau oder ziegelrot; die Oberfläche rosa, mit bräunlichen oder schwarzbraunen Flecken. In dieser Ware kommen hauptsächlich zwei Gefäßformen vor: große und mittelgroße Krüge mit ovalem Körper und niedrigem Hals sowie etwas kleinere Krüge mit betonter Schulter und trichterartig ausladendem höherem oder niedrigem Hals.

Zu derselben Gattung gehören auch Bruchstücke pfannenartiger Gefäße, die besonders grob gearbeitet sind. Diese Art von Kultgefäßen wird dann in der Frühbronzezeit weiterentwickelt. Eine Sonderstellung nimmt eine niedrige Schale mit flachem Boden und geradem, ausladendem Rand ein. Außer den Pfannen und dieser Schale gibt es keine Gefäße mit flachem Boden.

In der Schicht V fand sich auch eine kleinere Anzahl von Spinnwirteln aus mit Sand gemagertem, gebranntem Ton, auf deren Oberfläche radiale Linien eingeritzt sind; ferner gab es Scheiben, die aus Gefäßscherben hergestellt wurden, mit einem Loch in der Mitte; in den darüberliegenden Schichten kommen diese in großer Zahl vor. I. Kikvize hat auf die astrale Symbolik und den kultischen Charakter solcher »Spinnwirtel« hingewiesen.³

Schließlich fanden sich in den Gruben der Bauphase V1 Bruchstücke verschiedenartiger Ständer. Außer dem Fuß eines »blockartigen« und einem »hufeisenförmigen« Ständer sind sie aus mit Sand und mit Häcksel gemagertem Ton grob gefertigt. Da sie nicht gebrannt waren, sind sie in formlose Bruchstücke zerfallen.

3. I. Kikvize: *Miçatmokmedeba da samiçatmokmedo kulti žvel sakartveloši, arkeologiuri masalebis mixedvit* (Tbilisi 1976).

Kulturgeschichtliche Einordnung

Die Schicht V von Berikdeebi wird, wie oben gezeigt wurde, durch Merkmale gekennzeichnet, die zuvor im Transkaukasus kaum bekannt waren, so vor allem durch die ungewöhnliche Art des Kultgebäudes und durch die Keramik. In mancher Hinsicht vergleichbare Keramikformen waren 1964 in Westgeorgien in den Höhlen von Samercxle Kİde und Samele Kİde entdeckt worden. Wegen ihrer Ähnlichkeit zur Keramik der Maikopkultur des Nordkaukasus haben sie sogleich Aufmerksamkeit erregt.⁴

In den folgenden Jahren wurde auch bei Keramik aus anderen Fundorten des Chalkolithikums in Transkaukasien eine ungewöhnliche Technologie – die Magerung des Tones mit organischem Material und die Verwendung der Drehscheibe zur Herstellung von Gefäßen fremdartiger Formen – festgestellt. In Georgien sind hier außer Samercxle Kİde und Samele Kİde die Fundplätze Sioni, Čopi, Araxlo, Damčvari Gorebi, Žinvali, Bodorna, Tbilisi, Mačara, Guandra und Voroncovis Myvime zu nennen.⁵ In Azerbajdžan kommt solche Keramik in Leilatepe und ähnlichen Siedlungen in den Ebenen von Mili-Karabag-Mugani und im Gebiet von Nachičevan vor⁶, in Armenien in Techut und weiteren Siedlungen im Tal des Araxes.⁷

Im Nordkaukasus gilt derartige Keramik als ein wesentliches Merkmal der Maikopkultur. Ebenso wie bei anderen Elementen dieser Kultur sieht man in ihrem Vorkommen ein Indiz für vorderasiatische Einflüsse. In den letzten Jahren hat sich das Interesse der Kaukasus-Archäologen für die Maikopkultur ganz besonders verstärkt; die Fragen ihrer Herkunft, ihrer Datierung, ihrer Beziehungen zu benachbarten oder weiter entfernten mehr oder weniger gleichzeitigen Kulturen und schließlich nach der ethnischen Zugehörigkeit ihrer Träger sind zum Gegenstand lebhafter und sehr beachtenswerter Diskussionen geworden.⁸

Nach Ansicht von V. Markovin, einem der führenden Teilnehmer an dieser Diskussion, läßt sich die Frage der Herkunft der Maikopkultur bei dem derzeitigen Forschungsstand nicht mit ausreichender Sicherheit beantworten.⁹ Es ist jedoch zu betonen, daß die Frage ihrer Beziehungen zum Südkaukasus und ihres möglicherweise höheren Alters in dieser Diskussion eine wichtige Rolle spielt. S. Korenevski, der die Siedlungen der Maikopkultur bei Galiugaevskaja im Tal des Terek erforscht, unterstützt die Frühdatierung der Maikop-Funde von Novosvobodnaja, die in den 70er Jahren erstmals in der Literatur vertreten wurde, und unterstreicht in diesem Zusammenhang die Bedeutung der Entdeckung von Keramik des Maikop-Typs in Schichten

4. L. Glonti u. a.: Nekotorye itogi polevych rabot 1964 Urbnisskoj i Kviril'skoj archeologičeskich ekspedij, Sakartvelos saxelmčipo muzeumis moambe 25B (1968) 3–9.
5. Grmaxevistavis arkeologiuri zeglebi (Tbilisi 1980) 7–13; M. Menabde, T. Kiyuraže: Sionis arkeologiuri zeglebi (Tbilisi 1981) 7–33; G. Pxaķaže: Dasavlet amierķavķasia zveli čeltayricxvis 3 atasčleulši (Tbilisi 1993), 25 ff. In der Literatur werden diese Funde gewöhnlich als »Denkmäler des Sioni-Typs« bezeichnet.
6. I. G. Narimanov: Kul'tura drevnejšego zemledel'skogo naselenija Azerbajdžana (Baku 1987), Kap. 1.
7. R.M. Torosjan: Rannezemledel'českoe poselenie Techuta, Archeologičeskie raskopki v Armenii 14 (Erevan 1976; auf Armenisch).
8. Sovetskaja Archeologija, Heft 4/1990, S.106–157 (»Diskussion«).
9. Ebenda 120.

des Chalkolithikums in Transkaukasien.¹⁰ Seiner Meinung nach hat bei der Entstehung der Maikopkultur von Galiugaevskaja die Migration von Bevölkerungsgruppen von Süden her, aus der Mtkvari-Ebene und aus Westgeorgien, über die Pässe des Kaukasus eine wichtige Rolle gespielt, während bei der Ausbildung der Maikopkultur von Doliski einheimische Traditionen überwogen, die mit dem Chalkolithikum des zentralen Teiles des Großen Kaukasus zu verbinden sind.¹¹ M. Andreeva kam bei ihrer Untersuchung der südlichen Beziehungen der Maikopkultur zu dem Ergebnis, daß diese dem chalkolithischen Kulturkreis Vorderasiens zugerechnet werden könne und daß ihr Vorkommen im Nordkaukasus mit der Einwanderung von Bevölkerungsgruppen aus dem Süden zu erklären sei.¹² M. Andreeva bezieht sich dabei vor allem auf die von R. Braidwood beschriebene spätkalkolithische Keramik der Periode Amuq F in Nordsyrien¹³, die daher auch für den Vergleich mit der Keramik aus der Schicht V in Berikldeebi herangezogen werden kann.

10. Ebenda 126 f.

11. S. N. Korenevskij: *Drevnejšee osedloe naselenie na srednem Tereke* (Moskva 1993), 102.

12. M. V. Andreeva: *K voprosu o južnych svjazjach Majkopskoj kul'tury*, *Sovetskaja Archeologija*, Heft 1/1977, 39–56.

13. R. Braidwood, L. Braidwood, *Excavations in the plain of Antioch I* (Chicago 1960).

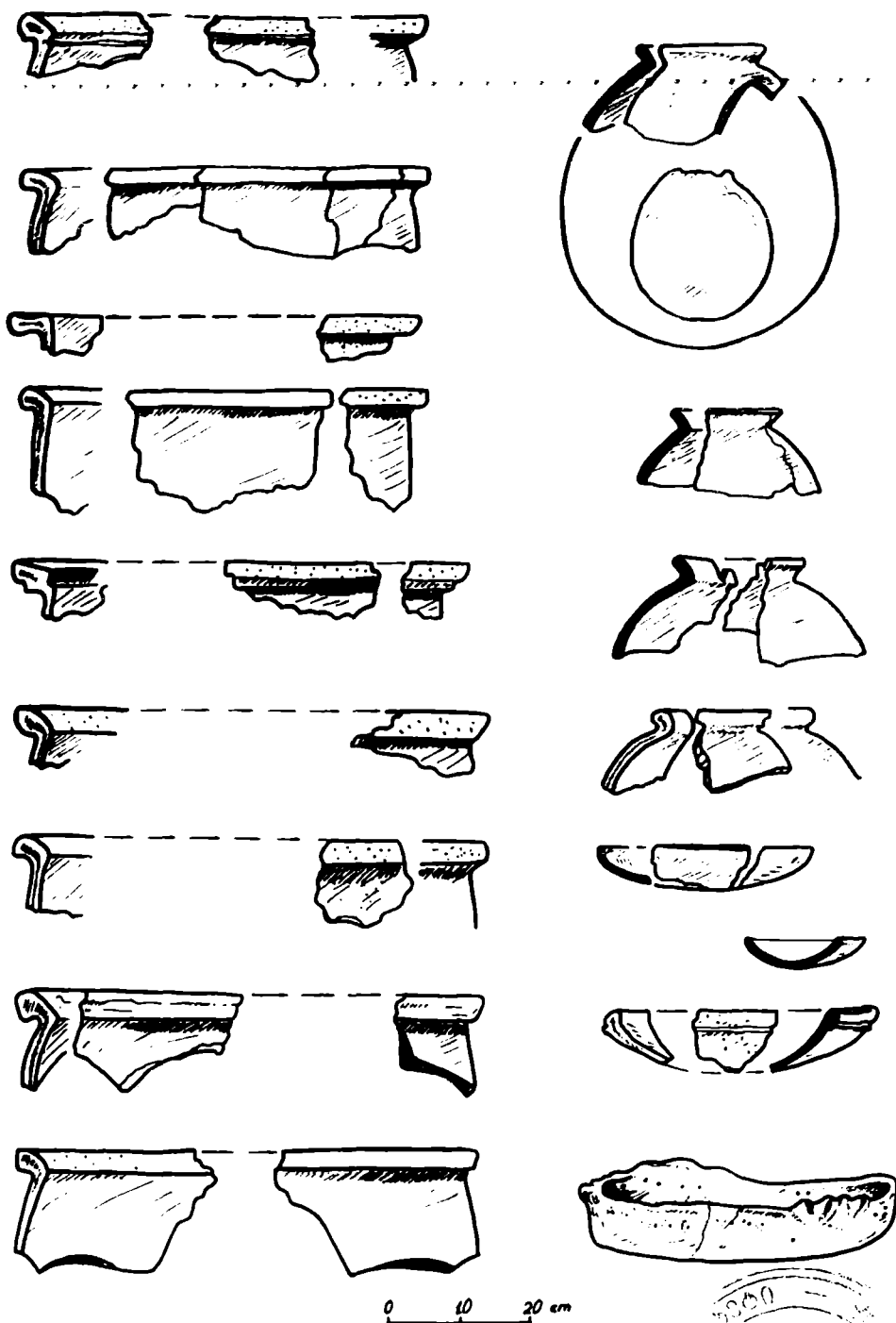
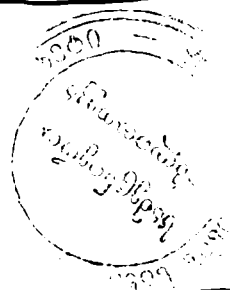


Abb.3: Funde aus der Bauphase VI



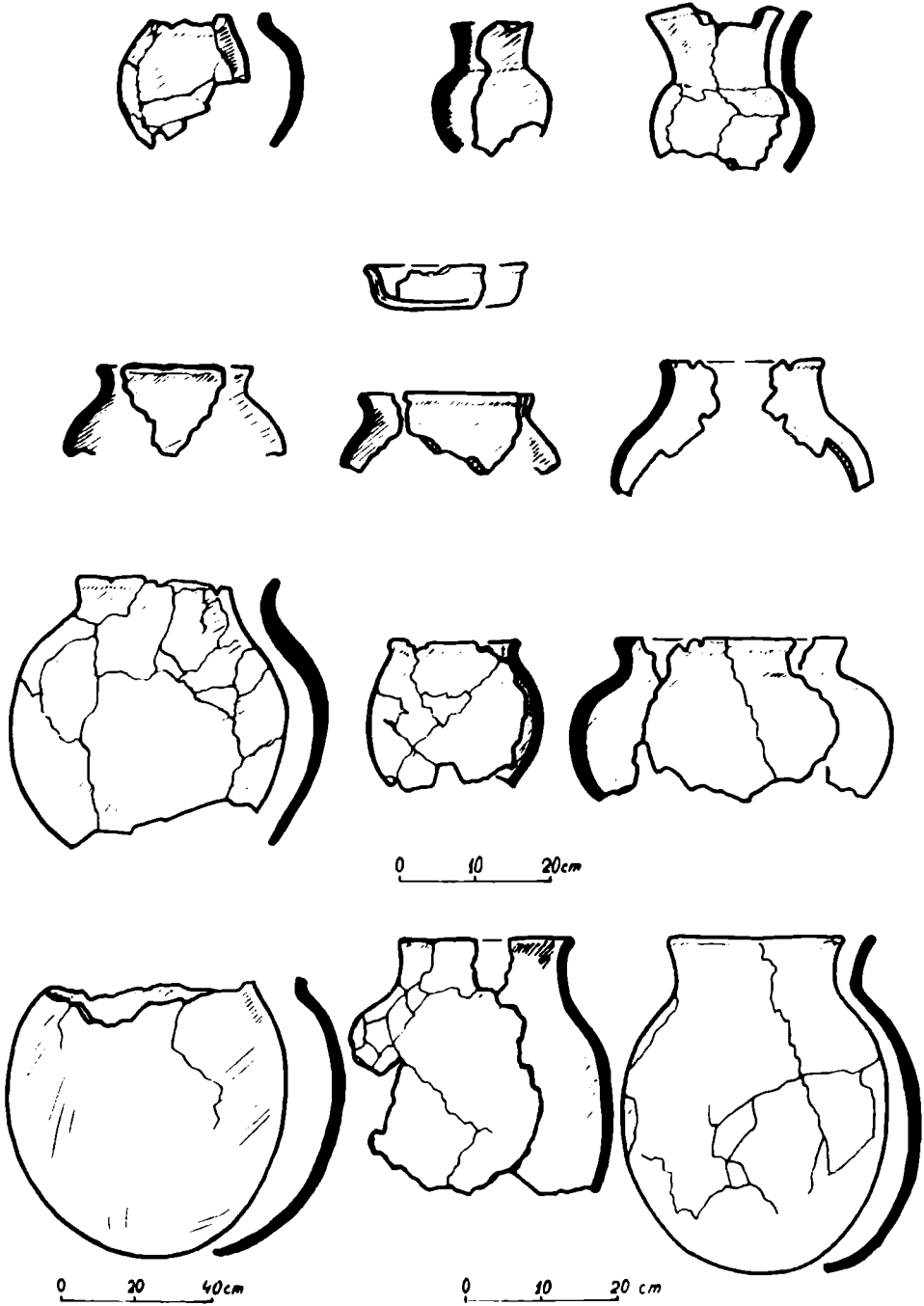


Abb.4: Funde aus der Bauphase VI

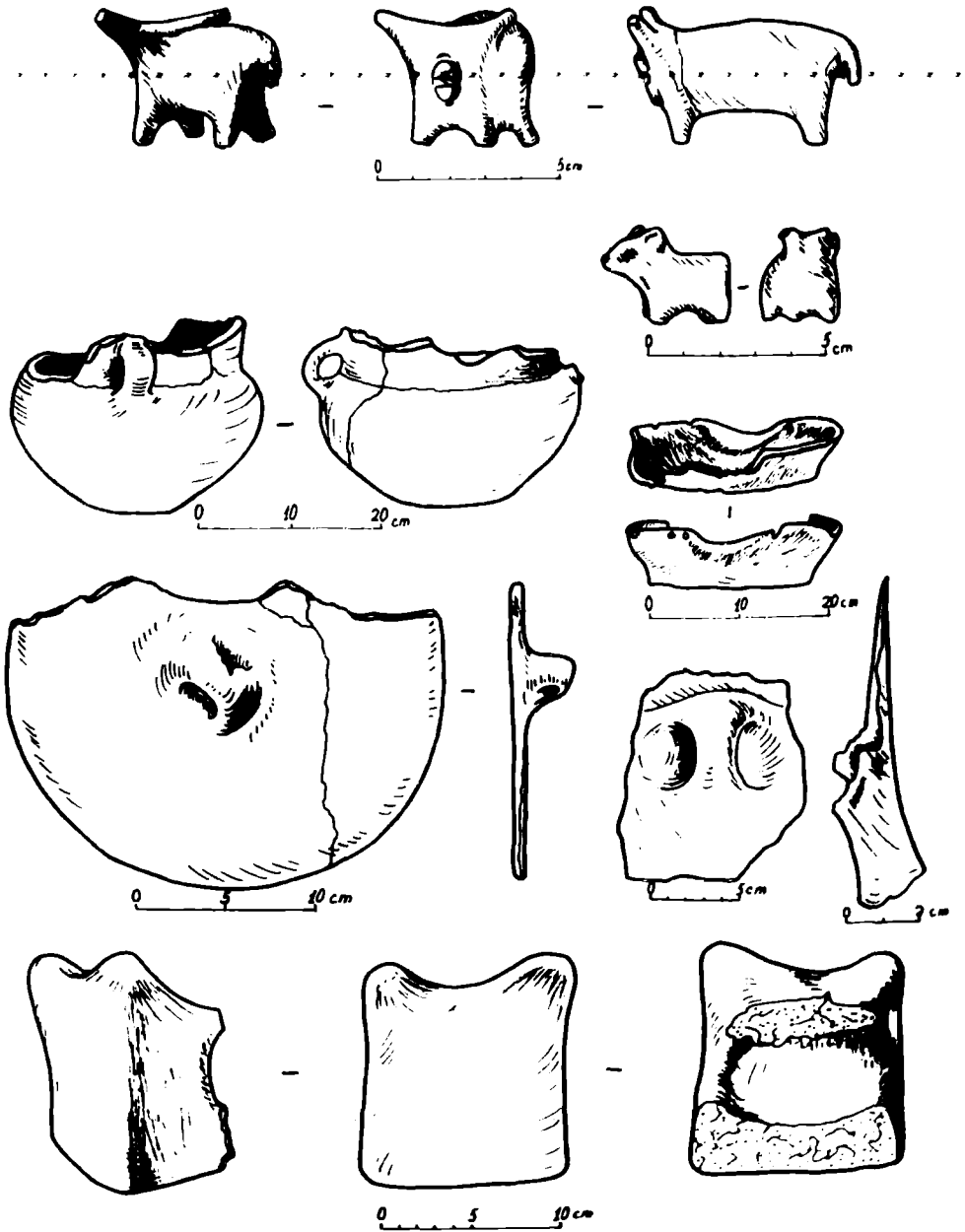


Abb.5: Funde aus der Bauphase VI

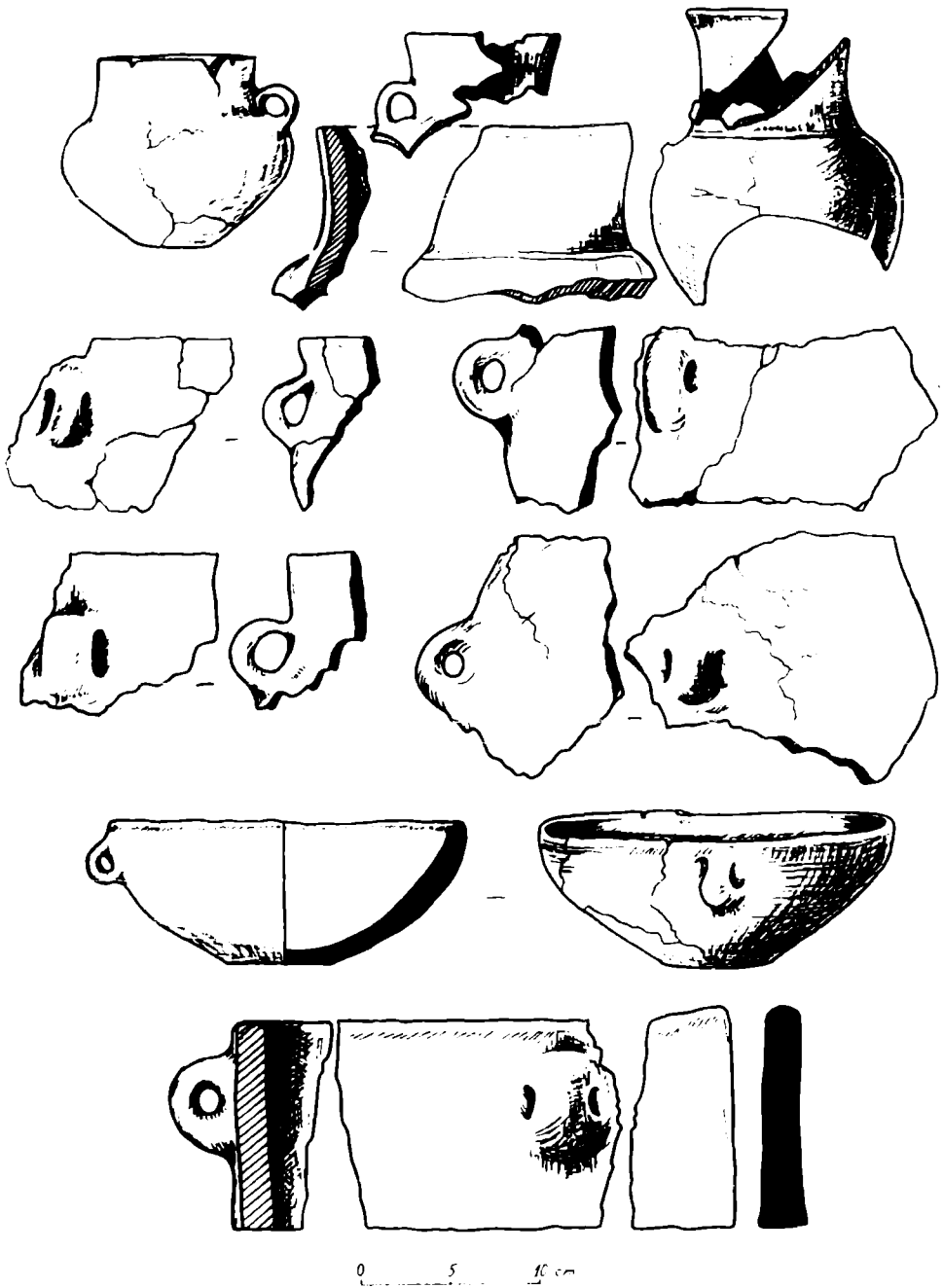


Abb.6: Funde aus der Bauphase V1

.....

Winfried Orthmann, Konstantine Picxelaury, Davit Qvavaze

Ausgrabungen in Ananauri 1997

Die 3. Grabungskampagne der georgisch-deutschen Ausgrabungsexpedition in Kachetien (Ost-Georgien) dauerte vom 1.8.1997 bis zum 1.10.1997. Sie stand unter der gemeinsamen Grabungsleitung von Prof. K. Picxelaury (Akademie der Wissenschaften Georgiens) und Prof. Dr. W. Orthmann (Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg). Außer den Grabungsleitern nahmen an der Kampagne teil: Ildiko Bösze, Iiona Domer, Eugen Heucher, Davit Qvavaze, Mixeil Çereteli und Detlef Wulf. Mittel für die Ausgrabungen wurden von der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der Universität des Saarlandes und der Georgischen Akademie der Wissenschaften zur Verfügung gestellt; allen diesen Institutionen sind wir für ihre Unterstützung zu großem Dank verpflichtet.

Die Grabungsmannschaft war in dem Ortsteil Ananauri des Dorfes Apeni, etwa 5 km von der Grabungsstelle entfernt, untergebracht. Da sich die Lebensverhältnisse in Georgien gegenüber der Zeit der vorhergehenden Grabungskampagne im Jahr 1993 deutlich verbessert haben, bereitete die Versorgung keine Schwierigkeiten. Es wurden bis zu 11 Grabungsarbeiter beschäftigt, die alle aus dem Ortsteil Ananauri stammten. Es ist der Einsatzbereitschaft und dem Fleiß der Arbeiter zu verdanken, daß die Grabungsarbeiten trotz der Härte des Bodens so gute Fortschritte gemacht haben.

Der Kurgan Ananauri 1

Im Jahr 1990 war im Tal des Alazani südöstlich des Dorfes Apeni im Kreis Guržaa-ni am Rande eines Eichenwaldes auf dem linken Flußufer eine Gruppe von Kurganen entdeckt worden. Über die Ergebnisse der Ausgrabungen in dem Kurgan 2 dieser Gruppe wurde bereits früher berichtet.¹ Mit der Ausgrabung des wesentlich größeren Kurgans 1 war die georgisch-deutsche Expedition seit 1991 befaßt; sie war zuletzt 1993 mit einer unter den damaligen schwierigen Verhältnissen durchgeführten Kampagne fortgesetzt worden. Dabei hatte sich ein im Nordostteil des Grabhügels gelegener Steinkreis gezeigt, in dessen Mittelpunkt, unmittelbar am Rand des durch den Hügel gelegten Schnittes, eine mit Holzbalken abgedeckte Grabkammer zu erkennen war. In einem Suchschnitt weiter südwestlich freigelegte Steinsetzungen waren in ihrer Funktion unklar geblieben. Die Grabkammer selbst konnte 1993 nicht ergraben werden, da sie, wie sich herausstellte, bis unter das Niveau des Grundwassers hinabreichte und keine geeigneten Wasserpumpen zur Verfügung standen.

1. W. Orthmann, K. Picxelaury, D. Qvavaze: Neue archäologische Funde in Kachetien, *Georgica* 17 (1994) 9–13.

Ziel der Kampagne 1997 war es daher, unter Einsatz entsprechender technischer Hilfsmittel die Grabkammer freizulegen und durch zusätzliche Suchschnitte Aufschluß über die Funktion der beobachteten Steinsetzungen zu gewinnen.

Aufbau und Struktur des Kurgans

Bodenverfärbungen in der Nähe der Südwestecke der Grabungsfläche von 1993 waren bereits damals als Hinweis auf eine möglicherweise vorhandene zweite Grabkammer gewertet worden. Beim Tieferlegen der Grabungsfläche in diesem Bereich zeigten sich sehr schnell Reste einer Holzabdeckung, ähnlich der Abdeckung über der zuvor beobachteten Abdeckung über der Grabkammer I; Lage und Ausdehnung dieser neuen Grabkammer konnten daher verhältnismäßig schnell bestimmt werden. Dabei zeigte es sich, daß der Steinkreis, in dessen Mittelpunkt die Grabkammer I liegt, bei der Anlage dieses neuen Grabes auf eine Länge von etwa 10 m unterbrochen worden war. Eine ähnliche Lücke wiesen auch die weiter westlich gelegenen Steinsetzungen auf. Sie erwiesen sich bei der weiteren Untersuchung als Teil eines zweiten Steinkreises, dessen Größe ziemlich genau derjenigen des Steinkreises 1 entsprach. Durch eine zusätzliche Sondage weiter südwestlich konnte die genaue Lage des Steinkreises 2 bestimmt werden: sein Mittelpunkt liegt ziemlich genau 52 m südwestlich des Mittelpunktes des Steinkreises 1. Dieser Steinkreis muß ursprünglich ein zweites, völlig unabhängiges Hügelgrab umgeben haben, in dessen Mittelpunkt eine weitere Kammer (Grabkammer II) zu erwarten ist, die bisher noch nicht ergraben werden konnte. Die 1997 neu entdeckte Grabkammer III lag genau in der Mitte zwischen diesen beiden Kurganen. Durch eine Sondage im Westen und eine Nachuntersuchung des 1993 ausgegrabenen Steinkreises 1 konnte nachgewiesen werden, daß man nach der Belegung und dem Verschließen der Grabkammer III die beiden Steinkreise I und II durch Zwischenmauern miteinander verband; der Bereich zwischen den beiden Kurganen wurde mit besonders hartem, wohl festgestampftem Lehm aufgefüllt, so daß ein einheitliches, länglich-ovales Hügelgrab entstand. Eine solche Erweiterung bzw. Verschmelzung zweier Kurgane war bisher in Georgien noch nie beobachtet worden, und auch aus anderen Teilen des Transkaukasus sind hierzu keine Parallelen bekannt.

Die Grabkammern I und III

Bei den Gräbern handelt es sich um einfache Erdgruben, etwa 6,0×3,5 m in den Ausmaßen und mit einer Abweichung von ca. 15° in Ost-West-Richtung orientiert. Auf dem Boden der Gruben konnten teilweise Spuren von Holz beobachtet werden. Dabei handelt es sich offensichtlich nicht um herabgestürzte Teile der Abdeckung, vielmehr war der Boden der Gruben ursprünglich zumindest teilweise mit Brettern oder Balken ausgelegt. Reste einer Wandverkleidung aus Holz konnten nicht nachgewiesen werden. Die Tatsache, daß die Wände infolge der Einwirkung des Grundwassers teilweise nach innen abgerutscht waren, ist ein Hinweis darauf, daß jedenfalls keine massive Abstützung durch Baumstämme erfolgt ist.

Die Grabgruben waren mit mehreren Lagen von Hölzern abgedeckt, die außen bis zu 3 m über den Rand der Grube hinausragten. Diese weite Ausladung mag dazu gedient haben, eine Art Ausgleich für das hohe Auflagegewicht der Hügelaufschüttung zu schaffen.

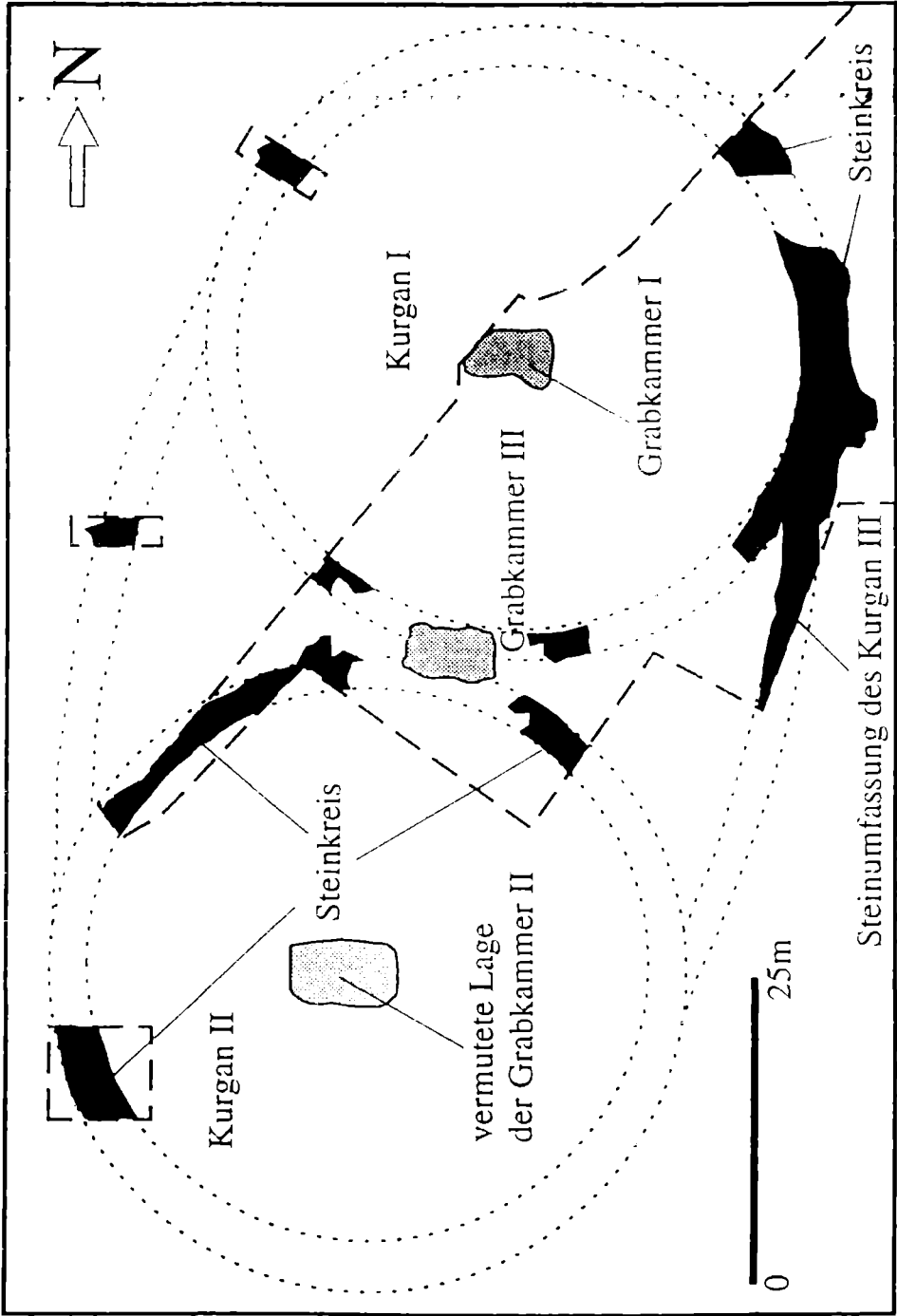


Abb. 1: Übersichtsplan des Kurgans Ananaun I

Reste eines Dromos oder einer anderen Vorrichtung zum Einstieg in die Grabkammer haben sich nicht gefunden. Die Tatsache, daß der Aushub zumindest im Fall der Grabgrube III nur auf einer Seite abgelagert war, könnte dafür sprechen, daß er mit Körben hinausgeschafft wurde, wobei Leitern oder Bohlen mit Querhölzern den Korbträgern den Ausstieg ermöglichten.

Die Beigaben in den Gräbern waren nicht sehr gut erhalten (Abb.2 und 3). Drei Faktoren dürften dabei eine Rolle gespielt haben: 1. die mechanische Einwirkung beim Zusammenbrechen der Abdeckung; 2. die Lagerung im Grundwasser; 3. eine als sehr wahrscheinlich anzusehende antike Beraubung beider Bestattungen.

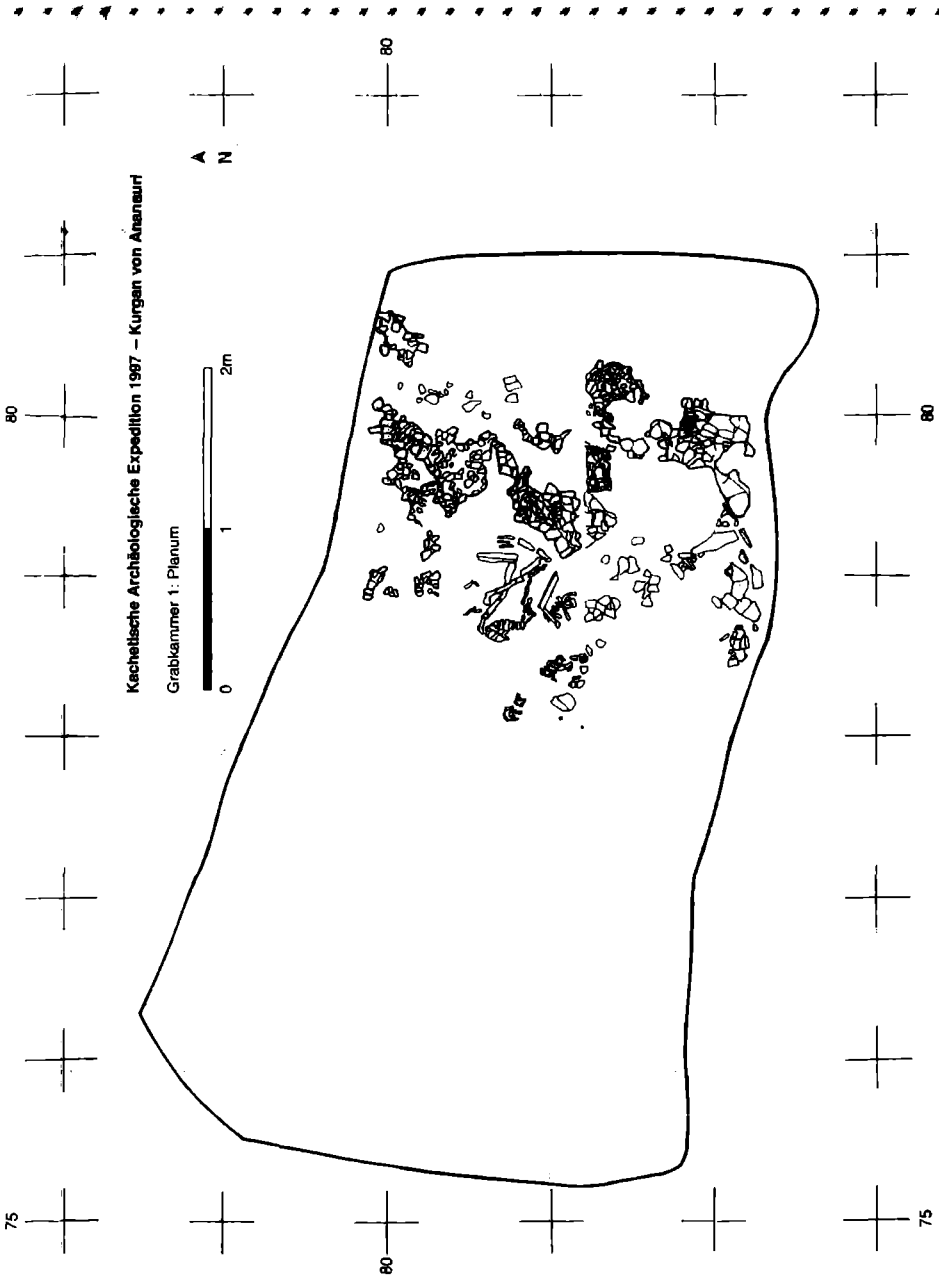
Die größeren und kleineren Gefäße, die als Grabbeigaben vor allem entlang der Ränder der Grabgrube aufgestellt gewesen sind, waren völlig zerbrochen; die Scherben bildeten eine Art Pflaster auf dem Boden der Grube, lagen teilweise aber noch im Verbund. Infolge der hohen Feuchtigkeit und des verhältnismäßig schlechten Brandes war die Bergung äußerst schwierig, und es ließ sich nicht vermeiden, daß die Scherben dabei weiter zerbrachen. Zur Zeit wird im Museum in Tbilisi daran gearbeitet, möglichst soviel wieder zusammensetzen, daß es möglich wird, die Zahl der Gefäße und deren Formen zu bestimmen.

Unter den wenigen Trachtbestandteilen, die im Grab III angetroffen wurden, befanden sich eine gerippte Röhrenperle aus Gold, mehrere Karneolperlen sowie zwei massive Armreifen aus Silber. Im Grab I lagen dagegen verstreut acht kugelige, einfach durchbohrte, massive Goldperlen, die sicher ursprünglich zu einer Kette gehört haben. Die Fundlage dieser Perlen im Grab ist ein Indiz für dessen Beraubung; offenbar wurden diese Perlen dabei übersehen.

Auch die menschlichen Skelettreste sind leider nur sehr schlecht erhalten. In Grab I lagen wenigstens 2 Individuen, beide als Hocker, das eine sicher auf seiner rechten Seite liegend. In Grab III wurden nur die Beine und Teile des Beckens sowie Armknochen eines Individuums im ursprünglichen Zusammenhang angetroffen; auch hier lag der oder die Tote in Hockerstellung auf der rechten Seite. Winzige Perlen aus Fritte konnten als Reste von je einer um das Handgelenk getragenen Kette bestimmt werden.

Datierung

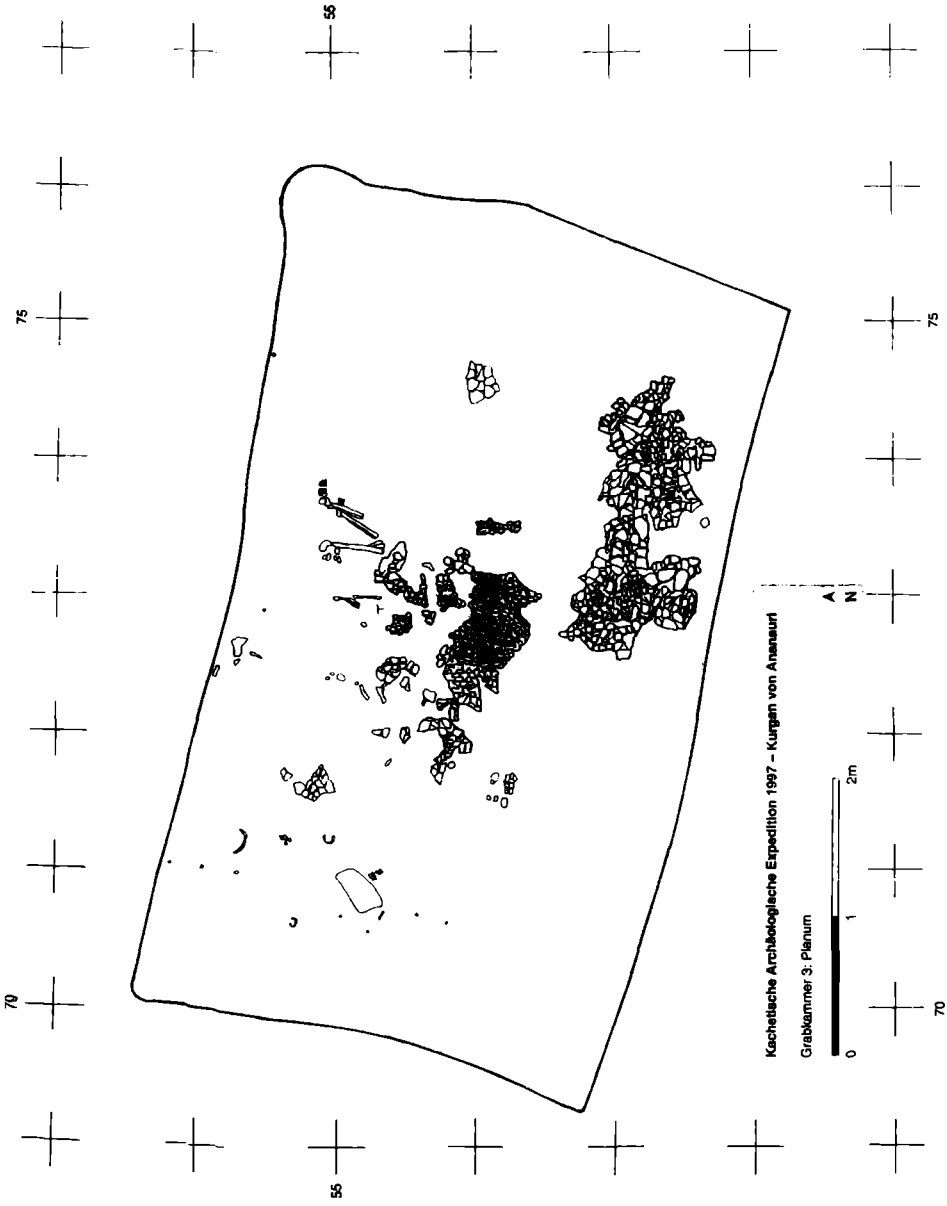
In der Machart der Keramik und im Formeninventar lassen sich deutliche Unterschiede zwischen den Gräbern I und III erkennen: während Grab II ausschließlich relativ dickwandige Scherben größerer Gefäße erbracht hat und die Machart der Keramik (außen grob polierter schwarzer Überzug, innen grau) noch sehr an die Keramik der frühbronzezeitlichen Kura-Araxes-Kultur erinnert, gibt es aus dem Grab III auch Scherben sehr feiner, hochpolierter Gefäße (möglicherweise mit der sog. Bedeni-Keramik zu vergleichen), und die Scherben der dickwandigeren, größeren Gefäße sind innen rot, während die Außenseite besser geglättet zu sein scheint als bei den Gefäßen aus dem Grab I. Da die beiden Gräber in einer eindeutigen stratigraphischen Relation zueinander stehen (Grab III wurde nach Grab I angelegt, und zwar zu einer Zeit, als sich am Fuß des Hügelgrabes bereits abgeschwemmtes Material der Hügeloberfläche angesammelt hatte), läßt sich in den Unterschieden der Keramik eine Abfolge erkennen.



Kachetische Archäologische Expedition 1997 – Kurgan von Ananauri

Grabkammer 1: Planum

Abb.2: Grabkammer 1



Kachetische Archäologische Expedition 1997 – Kurgan von Anasauri

Grabkammer 3: Planum

Abb.3: Grabkammer 3

Die Keramik aus dem Grab III entspricht in ihrer Machart sehr genau der leider ebenfalls sehr stark zerbrochenen Keramik aus dem Kurgan Ananauri II, in dem eine Anzahl von Schmuckstücken gefunden wurde, die typologisch der sog. Martqopi-Stufe, ~~der ältesten Stufe der Entwicklung der frühbronzezeitlichen Hügelgrabkultur Georgiens~~, zugewiesen werden konnten. Die goldene Röhrenperle aus dem Grab III entspricht ebenfalls genau Funden aus dem Kurgan Ananauri II.

Mit diesen Funden verbinden sich eine Reihe von Fragen, die sich möglicherweise dann besser beantworten lassen, wenn die Keramik restauriert worden ist. Genannt seien folgende Probleme:

1. Wenn Grab III wirklich in die Martqopi-Stufe gehört, wie aufgrund der Schmuckformen vermutet werden kann, wie ist dann das Vorhandensein von hochpolierten, feinen Scherben zu erklären, die eher auf einen Bedeni-Kontext verweisen? Ist es denkbar, daß sich in Kachetien in der Schmuckherstellung Traditionen der Martqopi-Stufe unverändert bis in die Bedeni-Stufe erhalten haben?

2. Da Grab I stratigraphisch älter ist, muß mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß es einer Prae-Martqopi-Stufe der frühbronzezeitlichen Hügelgrabkultur Georgiens angehört, die bisher noch nicht beschrieben wurde. Oder sind regional unterschiedliche Entwicklungen zu postulieren, d. h. ein stärkeres Fortdauern von Kura-Araxes-Traditionen in Kachetien zu einer Zeit, in der in der Region um Tbilisi bereits die typische Martqopi-Keramik vorkommt?

Für eine Klärung dieser Fragen ist aber nicht nur die weitere Bearbeitung der Funde des Jahres 1997 im Museum von Tbilisi erforderlich; auch die Ausgrabung der Grabkammer II in der Mitte des Steinkreises 2 könnte hierfür wesentliche neue Erkenntnisse erbringen.

GESCHICHTE

Oliver Reisner

Anmerkungen zur sozialen Funktion des Vereinswesens in Georgien – am Beispiel der ›Gesellschaft zur Alphabetisierung der Georgier‹ (1879–1927)

Deutschland: Vereine als Geburtshelfer und Kennzeichen der bürgerlichen Gesellschaft

»Der Verein ist eine soziale Organisationsform, die sich mit der Ausbildung der bürgerlichen Gesellschaft in Deutschland entwickelt hat. Die Ausbildung des modernen Individualismus und die Ausbildung des modernen, bis zu jedem einzelnen Bürger durchgreifenden Staates im frühen 19. Jahrhundert werden [...] von dem Aufschwung des freien Assoziationswesens begleitet.«¹ So lautet die Antwort des Historikers Thomas Nipperdey auf die Frage, warum sich das Vereinswesen zwischen 1780 und 1845 in Deutschland durchsetzte und welche Bedeutung es für die Herausbildung der modernen Gesellschaft hatte. In seinem grundlegenden Aufsatz über den ›Verein als soziale Struktur in Deutschland‹ befaßte er sich erstmals mit diesem gesellschaftlichen Phänomen und machte es zu einem Thema der modernen deutschen Sozialgeschichte.²

Vereine, Assoziationen oder auch Gesellschaften stellen allesamt Formen eines neuen Typus sozialer Organisation dar, in der sich Privatpersonen unabhängig von ihrer sozialen Herkunft zur Verfolgung gemeinsamer Ziele freiwillig zusammenschließen. Dafür organisieren sie sich meist nach demokratischen Prinzipien der Gleichberechtigung aller Mitglieder. Gerade durch diese Charakteristika hob sich der Verein von

1 Nipperdey, Th.: Verein als soziale Struktur in Deutschland im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert, in: H. Boockmann u. a.: Beiträge zur Geschichte historischer Forschung in Deutschland, Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 1 (Göttingen 1972) S. 1–43, hier S. 42; vgl. auch Dann, O.: Die Anfänge politischer Vereinsbildung in Deutschland, in: U. Engelhardt u. a. (Hrsg.): Soziale Bewegung und politische Verfassung: Beiträge zur Geschichte der modernen Welt (Stuttgart 1976) S. 197–232, S. 201: »Die Gesellschaft, die sich in den neuen Vereinen zusammenfand, war in besonderem Maße Ergebnis der sozialen Emanzipation bürgerlicher Schichten, sie war damit ein Ausdruck des großen gesellschaftlichen Wandlungsprozesses, der Deutschland seit der Mitte des 18. Jahrhunderts erfaßt hatte.«

2 Vgl. auch den Überblick über den Forschungsstand in: Dann, O. (Hrsg.): Vereinswesen und bürgerliche Gesellschaft in Deutschland, Historische Zeitschrift, Beiheft, N. F., 9 (München 1984),

den korporativen Strukturprinzipien der ständischen Gesellschaft ab, in der das Individuum durch seine Geburt an einen Stand, einen Beruf oder eine Konfession mit den entsprechend geregelten Lebensabläufen, Ritualen und Zeremonien innerhalb einer patriarchalen Hierarchie gebunden war. Diesen korporativen Verband konnte es nur schwer verlassen und dessen umfassende Zwecksetzung kaum beeinflussen.

Die Entstehung des Vereinswesens wird gemeinhin mit dem Prozeß sozialer Differenzierung verknüpft, einem Prozeß also, in dem sozial und kulturell multifunktionale Gruppen, wie die ständischen Korporationen, sich in spezielle Teilgruppen aufspalteten. In diesen Teilgruppen erwarben deren Mitglieder neue Funktionen, Rollen und Positionen. Damit korrelierte die Ausdifferenzierung institutioneller Bereiche in Staat und Gesellschaft und eine zunehmend überregionale Arbeitsteilung, in der Menschen unabhängig von ihrer lokalen Eingebundenheit miteinander in Verbindung traten.³ Die Hauptprobleme der deutschen Gesellschaft zwischen 1800 und 1848 waren also ihre soziale Integration zwischen Dekorporation und einer Aufspaltung in Klassen durch die sich ankündigende Industrialisierung zum einen und die politische Partizipation der Bürger im Übergang von absolutistischen zu konstitutionellen Verfassungsformen für eine liberalisierte und sich aufspaltende Gesellschaft zum anderen.⁴

In dieser Situation konstituierte sich seit dem ausgehenden 18. Jh. in Deutschland die junge bürgerliche Gesellschaft durch ›Gesellschaften‹, in denen sie sich ihrer selbst bewußt wurde, Gleichgesinnte gegen die alte ständische bzw. korporative Gesellschaftsordnung mobilisierte und mit verschiedenen Institutionsformen experimentierte. Freie Assoziationen wie Vereine ermöglichten gerade die aktive Teilnahme des einzelnen am öffentlichen Leben, an sozialen Prozessen und Problemen, die vorher ausschließlich von patriarchalen Korporationen oder einem obrigkeitlichen Staat geregelt worden waren. Der einzelne konnte durch eine bewußte Entscheidung, aus privater Motivation heraus durch seine Mitgliedschaft seinem gesellschaftlichen Leben eine neue Richtung oder einen neuen Sinn geben und so Individualität entwickeln.

Dazu mußten die Träger dieser Vereine aber ökonomisch unabhängig und von ihrer Arbeit abkömmlich sein. Das traf zunächst auf die Beamtenintelligenz als Dienstleistungselite bürokratischer Territorialstaaten zu, ebenso auf die Vertreter der freien Berufe, die sich gleichsam mit den Wissenschaften, der Literatur, den Künsten und der neuen Publizistik seit dem 17. Jh. ausbreiteten. Von ihnen gingen die bedeutendsten Impulse der gesellschaftlichen und politischen Emanzipation des Bürgertums in Deutschland aus und nicht vom traditionellen, handwerklich ausgerichteten Stadtbürgertum.⁵ Später gesellte sich das wohlhabende Wirtschaftsbürgertum dazu. Wirtschaftliche Selbständigkeit, Besitz und Bildung wurden zu den Charakteristika des

darin besonders Hardtwig, W.: Strukturmerkmale und Entwicklungstendenzen des Vereinswesens in Deutschland 1789–1848, S. 11–50.

- 3 Siewert, H.-J.: Zur Thematisierung des Vereinswesens in der deutschen Soziologie, in: Dann, O. (Hrsg.): Vereinswesen und bürgerliche Gesellschaft, S. 151–180, hier S. 155–156.
- 4 Hardtwig a. O., S. 19: »In dem Maße, in dem an die Stelle der ständisch-korporativ verfaßten Gesellschaft das Leitbild einer Gesellschaft freier und rechtsgleicher Bürger trat, wurde die freiwillige Vergesellschaftung selbständig handlungs- und entscheidungsfähiger Individuen zum ausschlaggebenden Instrument der Konfliktaustragung...«
- 5 Dann, Anfänge, S. 198 f. Vgl. dazu auch Dann, O.: Die Lesegesellschaften und die Herausbildung einer modernen bürgerlichen Gesellschaft, in: O. Dann. (Hrsg.): Lesegesellschaft und bürgerliche Emanzipation: ein europäischer Vergleich (München 1981) S. 9–28, hier S. 9–14; vgl.

Bürgertums in Deutschland. Damit dominierten das Vereinswesen zunächst die Bildungs- und später auch die neue Wirtschaftselite.

Durch den gesellschaftlichen Aufstieg und die erforderliche lokale und berufliche Mobilität lösten sich diese Schichten und Berufsgruppen aus traditionellen Bindungen. ›Emanzipation‹ wurde zum Schlagwort und zum persönlichen bzw. familiär vermittelten Grunderlebnis.⁶ Deren soziale Position blieb aber offen und instabil, da sie zwischen dem korporativ verfaßten Adel und der geschlossenen Dorfgemeinschaft aus dem Rahmen der ständischen Gesellschaft fiel und durch die noch fortbestehende Dominanz des Hochadels nicht geregelt wurde. So waren diese Gruppen gezwungen, sich selbst neu zu orientieren und sozial zu etablieren. Dies geschah vor allem im Streben nach dem Aufstieg in den Adel, aber auch in Konkurrenz zu diesem durch Vereinsbildungen. Vereine konnten so zu einer neuen, geistigen Heimat für Individuen in den zunehmend komplexen Verflechtungen in den Großstrukturen einer Gesellschaft werden.

In dieser Situation entwickelten diese jungen bürgerlichen Gruppen ihre eigenen Interessen, Bedürfnisse und Wertvorstellungen, die sich an einem neuen, literarisch geprägten Bildungsideal aus der Aufklärungsbewegung seit dem späten 17. Jh. orientierten. Dieses Intelligenzbürgertum setzte die Schriftkultur als Grundlage geistig-literarischer Bildung gegenüber der bisher vorherrschenden mündlichen Kultur in allen Bevölkerungsschichten durch und verstand sich als deren Träger. Mit dem daraus abgeleiteten Anspruch auf Teilhabe auch an öffentlichen Fragen, v. a. der Ökonomie und Politik, konnten sie sich gegen den Adel jedoch nicht durchsetzen.

So wurden aufklärerisch-gemeinnützige ›Patriotische Gesellschaften‹ und Lesevereine, landwirtschaftliche Vereine, den allgemeinen bürgerlichen Kulturbedürfnissen dienende Musizier-, Museums- und Geselligkeitsvereine gegründet, die bis zur Mitte des 19. Jh. s in jeder kleineren Stadt zu finden waren. Dieses dichte Vereinsnetz spiegelte die zunehmende Differenzierung des gesellschaftlichen Lebens⁷, wurde aber gerade auch in Gestalt vermeintlich unpolitischer Turn-, Gesang- oder Schützenvereine als erste ›Massenorganisationen‹ zu einem verbindenden organisierten Träger der deutschen Nationalbewegung im Vormärz (vor 1848).⁸

Aus der sehr breiten Mittelschicht zwischen Adel und armen Lohnarbeitern, die vom Bankier, Akademiker und Beamten bis zum kleinen Handwerker und lokalen Kleinhändler reichte und hinsichtlich Wirtschafts- und Lebensweise, ökonomischer Macht und sozialem Ansehen starke Unterschiede aufwies⁹, kamen seit dem zweiten Viertel des 19. Jh. s allmählich auch die unteren Mittelschichten in den Sog des Vereinswesens. Erst mit dem Fortschreiten einer von Konkurrenz bestimmten Wirtschaftsgesellschaft wurde die Vereinsbildung bis zur Revolution von 1848 und besonders in der Phase der industriellen Revolution bis zur Gründung des Deutschen Kaiserreichs zunehmend zu einem Mittel gemeinsamer und damit besserer Interessenvertretung auch nicht-

auch zur Entwicklung im 18. Jh. Imhof, U.: Das gesellige Jahrhundert: Gesellschaft und Gesellschaften im Zeitalter der Aufklärung (München 1982).

6 Dann, Lesegesellschaften, S. 11.

7 Rürup, R.: Deutschland im 19. Jahrhundert, 1815–1871, in: R. Rürup, H-U. Wehler, G. Schulz (Hrsg.), Deutsche Geschichte, Bd. 3: 19. und 20. Jahrhundert (Göttingen 1985) S. 83.

8 Düding, D.: Organisierte gesellschaftlicher Nationalismus in Deutschland (1808-1847), Bedeutung und Funktion der Turner- und Sängervereine für die deutsche Nationalbewegung (München 1984) S. 2.

bürgerlicher Gruppen und Schichten und damit auch zur Grundlage für Parteibildungen.¹⁰

Von einem anfänglich individuellen Recht auf Freiheit vom Korporationszwang bzw. zur Assoziation in einer staatsfreien, privaten Sphäre wandelte es sich in dieser Zeit zu einem politischen Mitwirkungsrecht des Staatsbürgers. Der Verein ist in all diesen Phasen als vermittelnde Instanz zwischen dem Staat und der bürgerlichen Gesellschaft aufgetreten. War er im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jh. mit der Rücken- deckung des aufgeklärt absolutistischen Staates für die Emanzipation der bürgerlichen Gesellschaft gegen die korporativen Institutionen zu Felde gezogen, so sorgte er später für den inneren Ausgleich auseinandertreibender sozialer Gruppen der Gesellschaft und gegenüber den Herrschaftsansprüchen des Staates an das Individuum.¹¹

Georgien im Zarenreich: Rahmenbedingungen für Vereine

In den siebziger Jahren des 19. Jh. s nahm auch unter den Georgiern das Assoziationswesen seinen Ausgang mit der Gründung von Kreditkooperativen (Landbanken) für Adel und Bauern. 1879 wurden die kulturell-aufklärerische ›Alphabetisierungsgesellschaft‹ und die ›Georgische Dramatische Gesellschaft‹ gegründet, die zunächst noch eine bescheidene Anzahl von Mitgliedern besaßen. Erst zu Beginn des 20. Jh. s und besonders nach den revolutionären Wirren des Jahres 1905 erreichten sie breiteren Zulauf. In dieser Periode erfolgte eine Reihe von Vereinsneugründungen, so daß es im Jahre 1915 mehr als 30 georgische Kultur- und Bildungsvereine in Georgien gab.¹² Hinzu kamen noch wirtschaftliche Vereine wie Konsum- und Kreditgenossenschaften. Letztere allein stiegen von 1910 bis 1916 von einer Zahl von 35 mit 6143 Mitgliedern auf eine Zahl von 333 mit ca. 120000 Mitgliedern an.¹³ All diese Vereine haben ein reiches Erbe an Quellen hinterlassen. Um so mehr verwundert es, daß dieses Vereinswesen in der georgischen Geschichtsforschung bisher noch nicht systematisch untersucht worden ist. Es gibt zwar einige Arbeiten über Kultur- und Wohlfahrtsvereine und eine ganze Menge zur Gewerkschaftsbewegung, aber darin dominierten politikgeschichtliche und deskriptive Ansätze. Eine Gesamtuntersuchung des Vereinswesens im Rahmen einer georgischen Sozialgeschichte (die nicht mit einer sozialistischen, also deterministischen oder teleologischen Geschichtsauffassung von Klassenantagonismen zu verwechseln ist) steht noch aus. Im folgenden sollen anhand des bedeutendsten Vereins, der ›Alphabetisierungsgesellschaft‹, einige sozialgeschichtliche Fragestellungen skizziert werden. Da in Georgien ein unabhängiges Bür-

9 Rürup, R.: Deutschland, S. 74–76.

10 Tenfelde, K.: Die Entfaltung des Vereinswesens während der Industriellen Revolution in Deutschland (1850–1873), in: Dann, O. (Hg.): Vereinswesen und bürgerliche Gesellschaft, S. 55–114.

11 Nipperdey, Th.: Verein als soziale Struktur, S. 29–42.

12 Unter ihnen die ›Gesellschaft für Geschichte und Ethnographie Georgiens‹, die ›Georgische Wohltätigkeitsgesellschaft‹, die ›Gesellschaft für georgische schöne Literatur‹, ›Sinatle‹ [=Licht] in Kutaisi, ›Gesellschaft der Liebhaber der georgischen Kultur‹, ›Georgische Philharmonische Gesellschaft‹, Gesellschaften zur Organisation von ›Volksuniversitäten‹ in Tbilisi, Kutaisi und Čiatura, Frauenbildungsgesellschaften wie ›Ganateba‹ [=Bildung] in Tbilisi, ›Mandilosani‹ [=Dame] in Gori, ›Gesellschaft zur gegenseitigen Hilfe weiblicher Pädagogen‹ in Kutaisi, ›Gesellschaft georgischer Frauen‹ in Tbilisi u. a. nach: Goderiže, L.: Kartul kulturul-saganmanatleblo sazogadoebata istoria, ›kartuli kulturis moqvarulta sazogadoeba‹, Autorreferat in russischer Sprache (Tbilisi 1971) S. 9.

gertum im westeuropäischen Sinne fehlte, lautet die Leitfrage: Inwieweit stellte die georgische Alphabetisierungsgesellschaft (*kartvelta šoris čera-kitxvis gamavrcelebeli sazogadoeba* [k.š.c-k. g. saz.]) eine neue Form sozialer Organisation dar, in der die Schranken der ständischen Gesellschaft überwunden wurden? Wer ist ihr beigetreten und warum?

Gesellschaftliche Funktion des Vereinswesens

In Georgien wie im ganzen späten Zarenreich herrschte eine polymorphe Sozialstruktur mit konkurrierenden Hierarchien, widerstreitenden Ständen, neuen sozialen Gruppen, qualifizierten Berufen und ethnischen Subgesellschaften. In ihr wurden nach der Jahrhundertwende soziale Identitäten aufgrund unklarer Zugehörigkeit brüchig und gerieten in Bewegung, da neue Sozialformen und Identitäten die alten nicht ablösten. Das Zarenreich ist beim Übergang von der ständischen zur Klassengesellschaft, also zwischen zwei (wissenschaftlich) klar definierten Gesellschaftstypen, in einer Zwischenphase zum Stillstand gekommen, die nun eine eigene Dynamik annahm. Rieber hat dafür den Begriff der ›sedimentären Gesellschaft‹¹⁴ geprägt, in der neue Sozialformen alte nicht ablösen, sondern sich vielmehr auf ihnen ablagern und so eine ganz eigene Art der ›Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‹ hervorbringen. Dies gilt nicht nur für die russische, sondern erst recht für die georgische Sozialgeschichte.

Mit der administrativen Integration Georgiens in das zaristische Vielvölkerreich seit 1801 wurden die komplexen, hierarchischen, mit vielen Lokalgewalten versehenen und vor allen Dingen personenbezogenen Organisationsprinzipien dieser spätfeudalen Agrargesellschaft¹⁵ durch eine anonyme bürokratische Verwaltung in Frage gestellt¹⁶. Mit der Errichtung einer Sonderverwaltung für den Kaukasus durch den Fürsten M. S. Voroncov, der als Vizekönig an der Spitze dieser Verwaltung stand, wurde schließlich, nach einem halben Jahrhundert mißlungener Experimente und georgischer

13 Mosiže, S.: Sakredito kooperacia, in: *eķonomika*, Nr. 6–8 (1994) S. 32.

14 Rieber, A. J.: *The Sedimentary Society*, in: Clowes E. W., Kassow S. D., West J. L. (Hrsg.): *Between Tsar and People, Educated Society and the Quest for Public Identity in Late Imperial Russia* (Princeton NJ, 1991) S. 343–366. »The dynamics of social groups penetrate political institutions, for example, filling them with social content, profoundly effecting the formal, legal-administrative structures, and often transforming them beyond the intentions of their original architects« (S. 343).

15 Vgl. zum ›polygenetischen‹ Charakter der Herrschaft, d. h. der Existenz vieler anstelle eines einzigen Machtzentrums im Kaukasus: Toumanoff, C.: *Studies in Christian Caucasian History* (Washington 1963). Zum Ständewesen vgl. den Überblick bei Šošiašvili, N.: Artikel ›čodeba«, in: *Kartuli sabčota enciklopedia*, Bd. 11 (Tbilisi 1987) S. 341–342 und ein Kapitel in Ivane Žavaxišvili ›Georgische Rechtsgeschichte‹ (Žavaxišvili, I.: *Kartuli samartlis istoria, čigni meore*, in: *Txzulebani*, Bd. VI [Tbilisi 1982] S. 196–207).

16 Lang, D. M.: *The Last Years of the Georgian Monarchy, 1658–1832* (New York 1957); Rhineland, L. H.: *The Incorporation of the Caucasus into the Russian Empire, The Case of Georgia 1801–1854* (Columbia, Ph. D., 1972); Armani, H. J.: *The Russian Annexation of the Kingdom of Imeretia, 1800–1815: In the Light of Russo-Ottoman Relations* (Georgetown, Ph. D. 1970); vgl. allgemein zum multinationalen Charakter des Zarenreichs Kappeler, A.: *Rußland als Vielvölkerreich, Entstehung, Geschichte, Zerfall* (München 1992), zum Aspekt der rechtlichen Anpassung des georgischen Adels an die russischen *soslovija* s. Ismail-Zade, D. I.: *Osobennosti soslovných statusov v Zakavkaz'e i soslovno-demografičeskij učet naselenija v gorodach kraja v XIX v.*, in: *Social'no-klassovaja struktura i demografičeskije processy v Rossii i SSSR, voprosy kompleksnogo izučeniija* (Moskva 1990) S. 104–112; Ismail-Zade, D. I.: *Naselenie gorodov zakavkazskogo kraja v XIX – načale XX vv.*, *Istoriko-demografičeskij analiz* (Moskva 1991) S. 99–104.

Rebellionen, zwischen 1845 und 1854 ein funktionstüchtiger Kompromiß gefunden und ein ausreichender Teil des Adels als loyale Staatsdiener gewonnen.¹⁷ Die sozialen Eliten des Transkaukasus, der georgische Adel und das armenische Kaufmannstum, wurden zu russischen Ständen (*sosloviia*),¹⁸ umgeformt, die ihre Sicherheit, ihren ökonomischen Wohlstand, ihr Prestige und ihren politischen Status mit der zaristischen Herrschaft identifizierten. Diese Veränderungen in der traditional-agrarischen Sozialstruktur waren ähnlich einschneidend wie die politische und industrielle Revolution für Westeuropa.¹⁹

Der Ursprung der ›Gesellschaft zur Verbreitung der Lese- und Schreibkundigkeit unter der georgischen Bevölkerung‹, kurz ›Alphabetisierungsgesellschaft‹, liegt in den frühen sechziger Jahren des 19. Jh. s. Er ist mit den ›Tergdaleulebi‹, jener jungen, in den kulturellen Zentren Rußlands ausgebildeten Generation georgischer Adelige verbunden, die zu jener Zeit mit vielen neuen Ideen in ihre Heimat zurückgekehrt sind.²⁰ Sie bildeten jene kleine, aber hyperaktive Schicht der georgischen Intelligenz, die sich zwischen allen Ständen befand. Diese soziale Ungebundenheit brachte das Ideal hervor, »dem ganzen Volk zu dienen«. Dies galt insbesondere für die Bildungsarbeit unter den Bauern.²¹

Die zweite Voraussetzung war die Zulassung einer Öffentlichkeit im Zusammenhang mit der Debatte der Bauernbefreiung nach 1860 in Georgien, die es dieser Intelligenz ermöglichte, erstmals eine eigene Publizistik zu begründen. Ohne die Möglichkeit einer öffentlichen Selbstverständigung über Ziele und Mittel waren eigenständige Vereinsgründungen nicht denkbar. Vielmehr konnten nun Diskussionen zumeist kultureller Art aus den privaten Adelssalons und Diskussionszirkeln herausgetragen werden.²²

17 Rhineland, L. H.: The Creation of the Caucasian Viceregency, *Slavonic and East European Review* [=SEER] 59 (1981), H.1, S. 15–40; Rhineland, L. H.: *Russia's Imperial Policy: The Administration of the Caucasus in the First Half of the 19th Century*, *Canadian Slavonic Papers* 17 (1975), H.2–3, S. 218–235.

18 Die Autokratie tat sich mit der Anpassung ständischer Rechte an die russische Sozialstruktur zunächst jedoch schwer, da die russischen Stände im 19. Jh. ein sehr dynamisches und komplexes Eigenleben entfalteten, das nicht vom Staat initiiert, sondern erst nachträglich von ihm anerkannt wurde. Freeze lehnt damit die klassische Auffassung ab, daß im Zarenreich seit dem 18. Jh. vom Staat versucht wurde, nach westeuropäischem Vorbild ein Vier-Ständewesen in der Gesellschaft zu verankern, das aber schwach blieb und sich mit den Großen Reformen der 1860er Jahre allmählich in den Beziehungen einer modernen Klassengesellschaft auflöste. Vgl. Freeze, Gr. L.: The Soslovic (Estate) Paradigm and Russian History, *American Historical Review* 91 (1986), Nr.1, S. 11–36.

19 Suny, R. G.: *The Making of the Georgian Nation* (Bloomington 1988) S. 63–95.

20 Vgl. Čxetia Š., Iovize A.: *Kartvelta šoris čera-ķitxvis gamavrcelebeli sazogadoeba*, in: *Centraluri saxelmčipo saistorio arkivi, kartvelta šoris čera-ķitxvis gamavrcelebeli sazogadoeba, pondis ayceriloba*, Š. Čxetias da A. Iovizis redakciit (Tbilisi 1953) S. XI–XXVIII, hier S. XI–XVIII.

21 Vgl. dazu Reisner, O.: *The Tergdaleulebi – Founders of the Georgian National Identity*, in: Löb L., Petrovics I., Szönyi Gy. E.: *Forms of Identity, Definitions and Changes* (Szeged 1994) S. 125–137.

22 Zum Charakter der Salons und Diskussionszirkel im Zarenreich in der ersten Hälfte des 19. Jh. s. vgl. Raeff, M.: *Understanding imperial Russia, State and society in the old regime* (New York 1984) S. 129–145; Alexander, M.: *Das Beispiel eines russischen Diskussions- und Lesezirkels, Die Petraševcy 1844–1849*, in: Dann, O.: *Lesegesellschaften*, S. 239–252; speziell in Georgien: Berz-nišvili, M.: *Kartuli sazogadobrioba 1833–1844, masalebi XIX sauķunis pirveli naxebris kartuli sazogadobriobis istoriasatvis* (Tbilisi 1980) S. 5–90; s. a. zum Entstehen einer politischen Gesellschaft in Georgien Suny, R. G.: *Making*, S. 113–143.

Als eine dritte Voraussetzung kann der Patriotismus angesehen werden, an den die Autokratie unter den Georgiern im Russisch-Osmanischen Krieg 1877–1878 appellierte, und die damit verbundenen Euphorie nach dem Gewinn Atscharas mit Batumi. Denn genau in diese Zeit fielen die ersten Zusammenkünfte zur Gründung einer ›Alphabetisierungsgesellschaft‹. Die These, daß die ›reaktionäre Politik des Zarismus‹ die Führer der nationalen Befreiungsbewegung zu einer Reihe von Gegenmaßnahmen veranlaßte, zu denen auch die Gründung kulturell-aufklärerischer und wirtschaftlicher Organisationen gehörte, scheint in diesem Zusammenhang wenig überzeugend.²³ Die Russifizierungspolitik setzte erst mit Alexander III. ein. Außerdem hätte die Autokratie eine solche Vereinigung gleich verbieten oder deren Gründung verhindern können. Umgekehrt muß aber auch gefragt werden: Warum hat die zaristische Verwaltung die Gründung überhaupt zugelassen, und was genau war der konkrete Anlaß zur Gründung?

Die Antwort muß unter den Bedingungen der Kaukasusregion gesucht werden, da bis 1906 im Zarenreich keine einheitliche Regelung von Vereinsgründungen existierte. Jede Vereinsgründung mußte bis dahin vom Zaren persönlich bestätigt werden.²⁴ Als eine legale Vereinsgründung waren die Gründer auf die Zustimmung staatlicher Behörden und die Unterstützung hochgestellter Persönlichkeiten angewiesen. So mußte der Satzungsentwurf zunächst von 123 hochgestellten Persönlichkeiten als Gründungsmitgliedern unterschrieben werden, wie z. B. dem Leiter der Obersten Entscheidungskommission M. T. Loris-Melikov in Petersburg. Dann mußte Dimitri Qipiani am 24. Juni 1878 das Projekt dem Kaukasischen Statthalter vorlegen.²⁵ Dieser forderte eine Erklärung Qipianis zum berühmten ›3. Artikel‹ des Satzungsentwurfes. Dieser ›3. Artikel‹ besagte, daß das Ziel der ›Gesellschaft‹, nämlich ›die Verbreitung der Lese- und Schreibkenntnisse sowie der Grundschulbildung unter den Georgiern innerhalb der Kaukasischen Statthalterschaft‹, in den ersten drei Grundschuljahren durch Unterricht in georgischer Sprache erreicht werden sollte. Dies tat man unter Hinweis darauf, daß damit der spätere Erwerb des Russischen erleichtert würde.

Am 31. März 1879 wurde die Erlaubnis zur Gründung des Vereins erteilt, die am 15. Mai im Beisein von 45 Gründungsmitgliedern erfolgte. Neben die repräsentative Körperschaft des Adels und die gewählte Stadtverwaltung trat nun die erste freie Assoziation, die auf georgischer Initiative beruhte. Außer um die Alphabetisierung der Georgier in ihrer Muttersprache durch Gründung neuer Schulen oder Unterstützung bestehender kümmerte sich der Verein um die Einrichtung von Bibliotheken und Lesesälen, um Publikation, Vertrieb und Verkauf von Lehrbüchern und Belletristik, um die Sammlung alter georgischer Handschriften und Kunstgegenstände sowie um die materielle Unterstützung bedürftiger Künstler und Studenten. Seine Ziele waren,

23 Ioseliani, A.: Kartuli erovnul-kułturuli da sameurneo sazogadoeba-dačesebulebani reakciis člebši, in: Sakartvelos istoriis narķvevebi, Bd. V: sakartvelos XIX sauķunis 30–90-ian člebši, red. I. Antelava (Tbilisi 1970) S. 655 (russ. Übersetzung: Tbilisi 1990, S. 434).

24 Stepaniskij, A. D.: Materialy legal'nych obščestvennyh organizacij carskoj Rossii (seredina XVIIIv.-fevral' 1917 g.), in: Archeologičeskij eķegodnik za 1978 god, S. 69–80, hier S. 72; vgl. außerdem den Überblick bei Walkin, J.: The Rise of Democracy in pre-revolutionary Russia: Political and social institutions under the last three Czars (London 1963) S. 121–152; Bradley, J.: Voluntary associations, civic culture and obščestvennost' in Moscow, in: Clowes, Kassow, West (Hrsg.): Between Tsar and People, S. 131–148.

25 Gogebašvili, I.: Rogor daarsda ›čera-ķitxvis sazogadoeba‹, Ganatleba (1911) Nr. 2.

zusammengefaßt, die Herausbildung und Stärkung eines einheitlichen ethnischen Gruppenbewußtseins durch die Standardisierung regionaler und schichtenspezifischer kultureller Elemente zu einer Nationalkultur nach europäischem Vorbild.²⁶

Mit der Organisation des kulturellen Lebens wurde im Laufe der Jahrzehnte ein eigenes überregionales Netz geschaffen, das die Idee der ›Wiedergeburt der georgischen Nation‹ mit ganz praktischen Problemen der sozialen Realität konfrontierte. Die ›Alphabetisierungsgesellschaft‹ wurde so zu ›einer Schule der Nation‹, in der Strategien und Handlungsmuster zur Problembewältigung entwickelt werden konnten.²⁷ An erster Stelle standen bis zur Jahrhundertwende Probleme der Mobilisation von Mitgliedern zu aktiver Mitwirkung und damit auch der Werbung neuer Mitglieder. Die Vereinstätigkeit blieb zunächst auf den aktiven Kern der Vereinsgründer²⁸ und auf die Stadt Tbilisi beschränkt.

Erst durch die Einführung einer Arbeitsteilung unter den Vorstandsmitgliedern nach Sachgebieten (1881) und von ›Agenten‹ des Vereins (1884), die in den einzelnen Kreisen des Kaukasus vor Ort wirkten, stieg die Mitgliederzahl an. Nach der Wende zum 20. Jh. kam es zu einer Mitgliederexplosion, die dann in Gründungen von Vereinsfilialen (1907) aufgefangen wurde und zu einem landesweiten Vereinsnetz führte.²⁹ Diese Entwicklung stand in Beziehung mit der allmählichen sozialen Differenzierung der Gesellschaft und der Mobilisierung breiterer Bevölkerungsschichten aus ihren traditionellen und ortsgebundenen Lebenszusammenhängen. Dies spiegelt sich auch in der Differenzierung der Vereine wider, die nach 1905 gegründet wurden und nun auch einzelne Berufsgruppen vertraten.

Im Vereinswesen konzentrierten sich insbesondere innergesellschaftliche Beziehungen und Konflikte. Aufgrund des Bildungsprivilegs des Adels und der Existenz vieler Adelsgymnasien sowie der adeligen Herkunft vieler Vereinsaktivisten kam es zu verschiedenen Formen der Zusammenarbeit und zu Konflikten mit ständischen Organisationen, die Aufschluß über den Einfluß des Adels auf die Vereinsarbeit geben. Schließlich hatte sich mit der ›Alphabetisierungsgesellschaft‹ eine eigene Hierarchie entwickelt, die unabhängig von Adelsversammlungen agierte. Der Konflikt um die Versetzung des Schulaufsehers der Adelschule von Senaķi, Samson Qipiani, mit einer Adelskommission in Kutaisi oder die Diskussionen um die Finanzhilfe der Landbank des Adels in Tbilisi um die Förderung der Bildungs- und Kulturarbeit des Vereins anstelle von Maßnahmen zur Förderung der landwirtschaftlichen Effektivität sind konkrete Beispiele, die Aufschluß über die Stellung des Vereins im gesellschaftlichen Gefüge geben.³⁰

26 Vgl. das Zitat aus der Mai-Nummer der Zeitschrift ›Iveria‹ von 1881, abgedruckt in: Bakraze, A.: *Ilia Čavčavaže* (Tbilisi 1984) S. 24–25 (dt.: Bakradse, A.: *Ilia Tschawtschawadse [1837–1907], Ein Lebensbild und eine Auswahl seiner Gedichte, Texte der Arbeitsstelle Oekumene Schweiz, 19 [Bern 1993] S. 22–23).*

27 Vgl. das Bild der ›kleinen Republik‹ von Staudinger, s. Siewert, H.-J.: *Thematisierung*, S. 161.

28 *Ilia Čavčavaže, I. Gogebašvili, N. Cxvedaze, I. Mačabeli, G. Tumanišvili, A. Čqonia.*

29 Mitgliederentwicklung: 1879/80 – 245, 1880/1 – 282, 1881/2 – 311, 1882/3 – 319, 1884/5 – 381, 1885/6 – 326, 1886 – 416, 1887 – 438, 1888 – 447, 1889 – 453, 1890/1 – 458, 1893 – 512, 1894 – 534, 1895 – 515, 1896 – 518, 1897 – 507, 1898 – 514, 1899 – 611, 1900 – 669, 1901 – 752, 1902 – 919, 1903 – 1110, 1904 – 1279, 1905 – 1263, 1906 – 1444, 1907 – 511, 1908 – 393, 1909 – 580, 1910 – 253, 1911 – 1511, 1912 – 2283, 1913 – 2883, 1914 – 3045 (in: *Kartvelta šoris čera-ķitxvis gamavrcelebeli sazogadoebis angariši 1914 čliša [Tbilisi 1915] (čeličadi 36), S. 17.*

30 S. dazu z. B. Asatiani, I.: *Ilia Čavčavaže da tbilisis kartuli saadgilomamuli banki* (Tbilisi 1994).

Aufgrund des multinationalen Charakters von Tbilisi und des Kaukasus insgesamt galt dasselbe auch für die Beziehungen zu anderen ethnischen Gruppen und deren Vereinen, insbesondere zu denen der Armenier. Letztere repräsentierten ein wohlhabendes aufsteigendes Bürgertum in Tbilisi, das den Georgiern fehlte. Sie konnten deshalb auch die politischen Institutionen der Stadtverwaltung dominieren und wesentlich leichter kulturelle Projekte finanzieren als der überwiegend verarmte georgische Adel, ganz zu schweigen von den georgischen Bauern, die ihr Auskommen in den Städten bei armenischen Arbeitgebern suchten. Der soziale Wandel infolge der Inkorporation in das Zarenreich zog eine ethnisch bzw. kulturell bedingte Arbeitsteilung³¹ nach sich, in der sich die Georgier zunehmend in den schlechteren ökonomischen Positionen befanden.

Auch das Verhältnis zu den zaristischen Staatsorganen hatte sich in den achtziger Jahren des 19. Jh. s aufgrund der administrativen Zentralisierung und der damit verbundenen Russifizierungspolitik sehr zu Ungunsten der Georgier verschoben. Die Hocharistokratie konnte infolge einer selektiven Kooptation im zaristischen Staatsdienst assimiliert werden und wurde damit gleichzeitig als potentielle Führung der eigenen Ethnie abgezogen. Diese bisher wenig erforschte Tatsache hat die Herausbildung von ethnischer Solidarität als einer speziellen Form politischer Mobilisierung erschwert.³² Das wäre eine Erklärung, warum es trotz einer starken Russifizierungspolitik nicht zu einer Politisierung mit separatistischen Forderungen gekommen ist.

Es ist also zu fragen, ob nicht weniger die Überwindung der Ständegesellschaft angestrebt wurde, als vielmehr kulturelle Eigenheiten mobilisierter Gesellschaftsgruppen behauptet werden sollten, um eine ökonomische und soziale Gleichstellung (des Adels?) mit den russischen *Činovniki* und dem armenischen Kaufmannsbürgertum zu erreichen? In diesem Zusammenhang ist auch zu untersuchen, ob und inwieweit in der ›Alphabetisierungsgesellschaft‹ im besonderen und der Nationalbewegung im allgemeinen der freie, rechtlich gleiche Bürgerstatus für alle Mitglieder der Ethnie angestrebt wurde.

Funktion der Vereinsangehörigkeit für Mitglieder

Entscheidend für das Verständnis der Rolle der ›Alphabetisierungsgesellschaft‹ bei der Herausbildung einer politischen Gesellschaft ist die genauere Kenntnis ihrer Mitglieder. Welche soziale Herkunft, welchen Bildungsweg, welchen Beruf hatten sie? Wie kamen sie zu diesem Verein, d. h., welche Beweggründe hatten sie für den Beitritt? Es geht also um die Erstellung einer kollektiven Biographie, um die subjektiven Haltungen und Vorstellungen der Mitglieder, ihre Mentalität und deren Wandel in

31 Vgl. Hechter, M.: *Internal colonialism: The Celtic fringe in British national development 1536–1966* (London 1975).

32 Vgl. Rieber, A. J.: *Sedimentary Society*, S. 349 f.: »The attraction in the opposite direction, of subject peoples who took advantage of opportunities to assimilate and rise in the tsarist service, is largely an unexplored subject in the modern period [...]. But it is well to recall that the policy of co-opting non-Russian elites probably delayed the emergence of ethnic consciousness and then restricted it mainly to the cities with the result that autonomous movements in 1905 and again during the Russian civil war found little resonance, and then mainly outside the urban centers.« Vgl. zum Aspekt ethnischer Assimilation der Georgier die Broschüre von Muchranksij, G. O.: *O suščestve nacional'noj individual'nosti i ob obrazovitel'nom značenii krupnych narodnych edinic* (Tiflis, ›Kavkaz‹, 1872).

Beziehung zu ihrer objektiv feststellbaren sozialen Lage zu setzen.³³ Die Briefwechsel der Mitglieder mit dem Vorstand der ›Alphabetisierungsgesellschaft‹ legen davon reichhaltiges Zeugnis ab.

Ein Aspekt ist die Frage der sozialen Exklusivität, z. B. indem durch einen extrem hohen Mitgliedsbeitrag von 6 Rubeln jährlich (bzw. einmalig 100 Rubeln) ärmere Interessenten ausgeschlossen waren. Der Streit um die Senkung dieses Beitrages war ein Dauerthema auf Mitgliederversammlungen und in Briefen, aber erst nach der Revolution von 1905 wurde von einer sich formierenden vereinsinternen ›Opposition‹ eine Senkung auf drei Rubel und 1916 auf einen Rubel durchgesetzt.

Aber auch die Mitglieder selbst haben ihre Beiträge nur unregelmäßig entrichtet. Dies veranlaßte Ilia Čavčavaže auf der Mitgliederversammlung 1882 zu der bitteren Feststellung: »Das ist eine langwierige Angelegenheit, daß sich diese Herrschaften an den Dienst für die Gesellschaft gewöhnen. Wir haben 123 Gründungsmitglieder, alle sind sie Generalleutnants, und jetzt sind jedoch nur drei von ihnen hier.«³⁴

Hier schließt sich die Frage an, ob der Verlust von politischem Einfluß, die ökonomische Verarmung und der soziale Abstieg des Adels durch kulturelle Aktivitäten kompensiert wurden oder ob diese Form der Kompensation nur für moderne Gesellschaften gilt.³⁵ Das Brachliegen der Vereinsarbeit während und nach der Revolution von 1905, das mit der Abwanderung der Vereinsaktivisten in politische Tätigkeiten erklärt wird³⁶, mag ein Argument sein, das für diese Hypothese spricht.

Konnte die ›geistige Heimatlosigkeit‹ einer entwurzelten Intelligenz und einer absteigenden Mittelschicht des Adels durch eine neue ethnisch-kulturell gefaßte Gefühlsgemeinschaft überwunden werden? Die ›Alphabetisierungsgesellschaft‹ konnte für ihre Mitglieder einen Ersatz für die (noch) nicht existierende Nation bieten. In ihr konnte das Nationalgefühl als gesellschaftskonstituierender Wert entwickelt und gefestigt werden. Damit ermöglichte sie eine Synthese aus gefühlsmäßigen Handlungsimpulsen und rationaler Handlungskontrolle. Denn als organisatorischer Träger der Nationalbewegung bot sie eine konkrete, dauerhafte Gemeinschaft, in der sich Gleichgesinnte trafen und ihre Kräfte bündeln konnten.

Selektions- und Karrierefunktion des Vereinswesens

Gleichzeitig bedeutete die Tatsache der Organisation selbst, also die Formulierung und Diskussion von Satzungen, das Abhalten von Mitgliederversammlungen, die Beschlußfassung und deren Ausführung, für den einzelnen »schon eminent politische Erfahrungen«³⁷. Dies prädestinierte die aktiven Vereinsmitglieder für eine Karriere

33 Dies ist ein Untersuchungsgegenstand der Dissertation des Autors. Vgl. Hroch, M.: Social preconditions of national revival in Europe, a comparative analysis of the social composition of patriotic groups among the smaller European nations (Cambridge 1985); Schröder, W. H. (Hrsg.): Lebenslauf und Gesellschaft, Zum Einsatz von kollektiven Biographien in der historischen Sozialforschung (Stuttgart 1985).

34 Saxelmçipo centraluri istoriuli arkivi (scia), pondi 481, sakme 42, purceli 80.

35 Lehmann, A.: Zur volkskundlichen Vereinsforschung, in: Dann, O. (Hrsg.): Vereinswesen und bürgerliche Gesellschaft in Deutschland, S. 136, Anm. 17.

36 Goderize, L.: Masalebi kartvelta šoris čera-kitxvis gamavrcelebeli sazogadoebis istoriisatvis (1901–1920), Saistorio moambe, Bd. 41–42 (1980) S.227–319, hier S. 228.

37 Hardtwig, W.: Strukturmerkmale, S. 39.

innerhalb und außerhalb des Vereins. Welche Kriterien und Regeln wurden zur Auslese der Leitenden entwickelt? Es entfaltete sich eine Wechselwirkung zwischen Aktivisten bzw. Initiatoren einerseits und sozialem Prestige, politischer Karriere sowie Einfluß dieser Personen auf das Vereinsgeschehen andererseits.

Gerade an der Person Ilia Čavčavaŷes wird die Bedeutung dieser Frage deutlich. Er war einer der Mitbegründer des Vereins. Von 1879 bis 1886 als stellvertretender Vorsitzender und von 1886 bis zu seiner Ermordung 1907 als Vorsitzender stand er 28 Jahre an der Spitze dieses Vereins und prägte ihn damit entscheidend. Bei all seinen Leistungen³⁸ sei die Frage erlaubt, ob diese langjährige Dominanz nur positiv gewirkt hat.

Seine lange Präsidentschaft hat gewiß eine Personalisierung bewirkt, die innerhalb des Vereins vereinzelt zu Kritik geführt hat (Ivane Mačabeli). Insgesamt aber scheint die patriarchale Struktur der Gesellschaft eine solche Personalisierung zu begünstigen. Auch außerhalb des Vereins wirkte Čavčavaŷe in führenden Positionen, z. B. im Vorstand der Adelsbank. Seine höchste Position war die Wahl in den zaristischen Staatsrat in St. Petersburg im Jahre 1906.³⁹

Hier verdeckt die Persönlichkeit Ilias den Blick auf Rekrutierungs- und Karrieremuster anderer, mehr oder weniger bekannter Vereinsmitglieder, die in der lokalen Selbstverwaltung (N. Niŷolaze), im Staatsdienst oder in den Parteien aufstiegen. In einer Gesamtschau lassen sich möglicherweise Präferenzen der Mitglieder für bestimmte Tätigkeitsfelder oder Parteien (Sozial-Föderalisten, Sozial-Demokraten, Kadetten, später National-Demokraten) herausarbeiten.

Ideologieproduzierende Funktion des Vereinswesens

Auch in Georgien war eine direkte Politisierung aufgrund der zaristischen Politik der repressiven Toleranz, bei der alles erlaubt war, was politisch (zunächst) folgenlos blieb, nicht möglich. Aber deshalb bedeutete der Preis der Legalität nicht Entpolitisierung, da sich die praktischen Erfahrungen der Vereinsarbeit und die Ausbildung nationaler Ideologie gegenseitig beeinflussten. Wie wirkte der Verein also auf den Diskurs um das Nationale? Anders als die Teilnehmer der Adelsverschwörung von 1832 strebten die Mitglieder nicht nach einer rückwärtsgewandten Wiederherstellung alter, personalisierter Herrschaftsformen, sondern nach kultureller Selbstbehauptung und interner Selbstbestimmung im Rahmen eines demokratisierten Russischen Reiches. Die für Nationalbewegungen typische Forderung nach Separatismus fehlte.

Diese Ambivalenz der gesamten georgischen Intelligenz – von den *Tergdaleulebi* bis zu den Sozialdemokraten – zur Frage der Selbstbestimmung resultierte aus dem Bewußtsein aller Georgier, daß die zaristische Militärmacht Schutz vor der Bedrohung aus Persien und besonders dem Osmanischen Reich bot und damit eine Grundvoraussetzung für die Wiedervereinigung Georgiens sowie seine ökonomischen Erholung darstellte. Ebenso ermöglichte die Vereinigung mit Rußland den Zugang zur europäischen Kultur, deren kulturelle und wissenschaftliche Standards man unter Wahrung gewisser nationaler Charakteristika anstrebe.⁴⁰ Es verwundert deshalb nicht, daß

38 Siehe Goderize, L.: Ilia Čavčavaŷe da kartvelta ŷoris čera-kiŷxvis gamavrcelebeli sazogadoeba, in: Ilia Čavčavaŷe 150, saubileo krebuli (Tbilisi 1987) S. 220–248.

39 ŷaraŷe, G.: Ilia Čavčavaŷe 1837–1907, Bd. 2 (Tbilisi 1990) S. 272–311.

in Georgien – anders als in Polen – kein explizites Konzept der ›organischen Arbeit‹, d. h., der Selbstorganisation der Gesellschaft gegenüber einem fremdbestimmten Staatsapparat zur Wiedererringung der verlorenen staatlichen Souveränität, existierte.

Es mag stimmen, daß ein Hauptgrund der politischen und ökonomischen Schwäche der ›Alphabetisierungsgesellschaft‹ in den gering entwickelten kapitalistischen Beziehungen und den zahlreichen Überresten einer feudalen Kultur in der Mentalität lag.⁴¹ In ihr bildete v. a. die georgische Intelligenz den aktiven Kern, die trotz demokratischer Gesinnung die breite Bevölkerung aufgrund des niedrigen Bildungsniveaus und fehlender finanzieller Mittel nicht für kulturelle Belange zu interessieren vermochte.⁴²

Die marginalen Positionen⁴³, in denen sich die Georgier in den Städten des Kaukasus wiederfanden, reichten zwar aus, ein ethnisches Gemeinschaftsgefühl auszubilden, aber die tiefe soziale und rechtliche Kluft, die den grundbesitzenden Adel von den landhungrigen Bauern trennte, verhinderte, daß mit ihm auch die politische Loyalität verbunden wurde. Auch die zaristische Autokratie vermochte keine neue Integrationsideologie zu entwickeln, welche die unsichere Lage der nichtrussischen Völker des Zarenreiches aufgehoben hätte. Im Gegenteil verhedderte sie sich immer mehr in einem Etatismus, der bei den Russen das Gefühl des Verlustes der Kontrolle über die kaukasische Peripherie hervorrief.⁴⁴

Diese Widersprüche einer ›sedimentären Gesellschaft‹ finden sich entsprechend auch in der ›Alphabetisierungsgesellschaft‹. Auch wenn in den 35 Jahren von ihrer Gründung bis zum Beginn des ersten Weltkrieges in den bis dahin gegründeten 19 Schulen nur 26763 Schüler gelernt haben, so hat sie durch ihr organisatorisches Netz verschiedene Landesteile von unten her vereinigt, georgischen Hochschulabsolventen Arbeit als Lehrer gegeben und vor allem die Standardisierung einer Nationalkultur und deren Verbreitung durch eine säkulare georgische Bildung ermöglicht. Ihre Lehrbücher, Handschriftensammlungen, Lesesäle, Museen und symbolischen Aktionen (Schuleröffnungen, öffentliche Begräbnisse berühmter Personen etc.) haben eine öf-

40 Parsons, J. W. R.: The emergence and development of the national question in Georgia, 1801–1921, unveröff. Ph. D.-Thesis (Universität Glasgow 1987) S. 581–583.

41 Xundaze, T.: Kartvelta šoris čera-kičvis gamavrcelebeli sazogadoeba (Tbilisi 1960) S. 13.

42 Goderize, L.: Kartul kułturul-saganmanatleblo sazogadoebata ištoria, ›kartuli kułturis moqvarul-ta sazogadoeba‹, Autorreferat in russischer Sprache (Tbilisi 1971) S. 9.

43 Heckmann, F.: Ethnische Minderheiten, Volk und Nation, Soziologie inter-ethnischer Beziehungen (Stuttgart 1992). »Unter Position verstehen wir eine Stelle, eine ›Lokalität‹ im Feld gesellschaftlicher Beziehungen, Rechte und Pflichten; marginale Positionen sind dadurch gekennzeichnet, daß im Feld gesellschaftlicher Beziehungen ihre Gruppenzugehörigkeit unsicher bzw. ungeklärt ist. Wir arbeiten mit der Grundhypothese, daß sich bestimmte ethnische Orientierungsformen in marginalen Positionen herausbilden; diese marginalen Positionen entstehen aufgrund objektiver Prozesse und Verhältnisse und werden von den ›Inhabern‹ dieser Positionen subjektiv definiert und ausgefüllt; spezifische Momente führen zu unterschiedlichen ethnischen Identitätsorientierungen. Marginalitätstheorie hat daher Orientierungsformen in marginalen Positionen zum Gegenstand. Marginale Positionen beziehen sich in multi-ethnisch verfaßten Gesellschaften auf die Dimension ethnischer Beziehungen der Sozialstruktur (im Unterschied etwa zu ökonomischen Beziehungen). Marginale Positionen sind dadurch definiert, daß im System ethnischer Beziehungen zwischen Mehrheit und Minderheit ihre Zugehörigkeit unklar ist« (S. 201).

44 Vgl. Lur'e, S.: Rossijskaja Imperija kak etnokul'turnyj fenomen, Obščestvennye nauki i sovremennost' (1994) H. 1, S. 56–64.

fentliche Sozialisationsinstanz geschaffen, die im Gegensatz zu den privaten, familiären Instanzen die Ausbildung einer neuen sozialen Identität ermöglichte.⁴⁵ Diese neue soziale Identität⁴⁶ war nicht mehr primär orts- oder standesgebunden, sondern war als ethnische Kulturgemeinschaft allen potentiellen Mitgliedern zugänglich. Damit wurden die Grundlagen der ethnischen Gemeinschaft modernisiert, ohne allerdings in eine politische Nation hineinzuwachsen.⁴⁷ Mit der georgischen Nation mag es sich zu jener Zeit wie mit dem halbgefüllten Glas Wasser verhalten haben, das je nach Standpunkt halb voll oder halb leer ist. Die ›Alphabetisierungsgesellschaft‹ hat, neben anderen georgischen Vereinen, dazu beigetragen, daß dieses Glas als halb voll betrachtet wurde.

Dies sind zunächst nur Anmerkungen, wie das georgische Vereinswesen aufgrund seines reichhaltigen Quellenmaterials Aufschluß über diese komplexen individuellen und sozialen Prozesse geben kann. Die Kärnerarbeit der Auswertung des Materials im oben genannten Sinne steht mir noch bevor.

- 45 Vgl. Anderson, B.: *Imagined communities, reflections on the origin and spread of nationalism* (Rev. ed., London/New York 1991). In dieser überarbeiteten Neuauflage finden sich zwei neue Kapitel (›Census, Map, Museum‹ und ›Memory and Forgetting‹), in denen neben der Historiographie die Bedeutung solcher Institutionen für die Verbreitung nationaler Identität herausgearbeitet wird.
- 46 Unter *sozialer Identität* ist die Konstruktion eines Bildes einer Person durch andere aufgrund bestimmter (sichtbarer) Merkmale, Symbole und Mitgliedschaften zu verstehen, die Alltagshandeln routinisiert und erleichtert. *Personale Identität* ist dagegen die Konstruktion eines Bildes einer Person durch andere aufgrund biographischer Daten und Merkmale. Ich-Identität thematisiert, wie eine Person selbst ihre sozialen Rollen und ihren Lebenslauf wahrnimmt, interpretiert und konsistent zu machen versucht, »Reflexion auf sich selbst mit Hilfe der anderen«. Ethnische Zugehörigkeit gehört zur sozialen Identität einer Person. Vgl. Heckmann: *Ethnische Minderheiten*, S. 198.
- 47 Zur Frage nach den gesellschaftsimmanenten Motiven nationalistischer und ethnizistischer Mobilisierung vgl. Elwert, G.: *Nationalismus und Ethnizität, Über die Bildung von Wir-Gruppen*, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 41 (1989), H. 3, S. 440–464. Vgl. ebenda die folgenden Definitionen, die ich meiner Arbeit zugrunde gelegt habe: »Unter *Nation* verstehen wir eine (lockere oder festgefügte) soziale Organisation, welche überzeitlichen Charakter beansprucht, von der Mehrheit ihrer Glieder als (imaginierte) Gemeinschaft behandelt wird und sich auf einen gemeinsamen Staatsapparat bezieht.« (S. 446) »*Ethnische Gruppen/Ethnien* sind familienübergreifende und familienerfassende Gruppen, die sich selbst eine (u. U. auch exklusive) kollektive Identität zusprechen. Dabei sind die Zuschreibungskriterien, die die Außengrenzen setzen, wandelbar. Sie beanspruchen jedoch Dominanz gegenüber anderen Zuordnungskriterien. [...] Es fehlen der Bezug zu einer Zentralinstanz und das Element exklusiver ›Staatsbürgerschaft‹.« (S. 447) »Unter Nationalismus verstehen wir soziale Bewegungen mit kommunikativen und ideologischen Bezügen oder auch mit ökonomisch relevanten Gemeinsamkeiten, welche sich auf die Herstellung, Festigung oder Verteidigung einer eigenen Nation nach gemeinsamer Definition beziehen.« (S. 449).

Dali Kandelaki

Die deutsche Presse zu einigen Fakten der Beziehungen zwischen Rußland und Georgien in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts

Die zweite Hälfte des 18. Jh. s ist eine der bedeutendsten Perioden in der Geschichte der russisch-georgischen Beziehungen. In dieser Zeit verzeichneten Georgiens Könige spürbare Erfolge im Kampf um die politische Unabhängigkeit. Seit den fünfziger Jahren nahm die Autorität Erekle II. im Nahen Osten und in Europa in außergewöhnlicher Weise zu. Über seine Siege wurden öfter Berichte in Zeitungen und Zeitschriften Westeuropas veröffentlicht. Trotz des umfangreichen Materials, das in der deutschen Presse über die russisch-georgischen Beziehungen in der zweiten Hälfte des 18. Jh.s vorliegt, gehen wir nur auf die Veröffentlichungen einiger Zeitungen und Zeitschriften ein.

Interessante Informationen liefert die Zeitschrift »Fortgesetztes Eckardtisches monatliches Tage-Buch« über die russisch-georgischen Beziehungen während des Russisch-Türkischen Krieges 1768–1774. In der Februarnummer des Jahres 1770 stoßen wir auf folgende Meldung: »Constantinopel vom 14. Dec. ... Der Prinz Heraclius steht an der Spitze von 20000 ausgesuchten Georgianern, und der General Tottleben kann ihn mit 10000 Russen unterstützen.«¹ In der gleichen Nummer findet sich folgende Information: »Constantinopel den 20. Nov. ... Nach der Eroberung eines vesten Platzes Ahisha genannt, an der Gränze von Kleinasien, die wie man von allen Seiten versichert von den Georgianischen Truppen des Salomon Can, und den mit denselben vereinigten Truppen der andern kleinen Georgianischen Fürsten an der Zahl 18000 Mann welche denselben ungefähr 2 Monathe bloquirt gehalten hatten, geschehen ist, haben alle Georgianische Fürsten zusammen dem Sultan eine förmliche Kriegserklärung zugeschickt, in welcher sie die Städte und Länder, Erzerum, Varan, Trapezunt die ihre Vohrfahren besessen haben, zurück fordern. Makadjhi, Bassa von Siras ist zum Seraskier ernannt worden, und wieder die Georgianische Troupen zu commandieren, die er in Asien mit Geldsummen erwerben soll.«²

Diese Informationen wurden zwar im Februar 1770 gedruckt, aber in ihnen werden Geschehnisse des Vorjahres wiedergegeben. Wie wir sehen, sind hier die Fakten entstellt. Erekle II. besaß kein 20000 Mann starkes Heer, und auch Tottleben befahl kein 10000-Mann-Heer der Russen. In Konstantinopel waren darüber aufgebauschte Informationen eingetroffen. Unklar ist, um welches Territorium es sich bei Ahisha

1. Fortgesetztes Eckardtisches monatliches Tage-Buch, 1770, Nr. 2, S. 21.

2. Ebenda S. 29.

handelt, welches König Solomon gemeinsam mit anderen georgischen Fürsten zwei Monate lang mit 18000 Mann starken Truppen belagert und erobert haben soll. Mehr noch, man soll sogar dem türkischen Sultan eine Kriegserklärung zugesandt haben.

Eine Meldung der August-Nummer 1770 gibt folgendes bekannt: »Constantinopel. Wir haben hier Briefe vom 1 sten April, daß die Georgianer welche sich mit dem rußischen Corps vereinigt haben, u. von dem Prinzen Heraclio u. Salomon angeführt werden, große Progress machen. Ein anderer Prinz Imeretes, hat einen Tractat mit den Russen geschlossen, und eine Summa Geldes erhalten, um Truppen anzuwerben, und Mingrelien anzugreifen.«³

Diese von Constantinopel abgeschickte Nachricht datiert vom 1. April. Zu dieser Zeit gab es keinerlei Erfolge der Streitkräfte von Russen und Georgiern, weil keine Kämpfe stattfanden. Wie wir wissen, bereitete sich das Heer der Russen und Georgier darauf vor, Axalcixe anzugreifen.

Am 17. März 1770 traf Erekle II. mit einem 7000-Mann-Heer und drei Kanonen in Surami ein. Dort stand General Tottleben mit 1200 Mann. Am 24. März marschierten Ereklés und Tottlebens Truppen in Richtung Kvišxeti. In dieser Zeit verbesserte Solomon die Beziehungen zu Dadiani, wonach er am Kampf gegen die Türken teilnehmen wollte⁴.

Unrichtig ist die Information über einen anderen Prinzen von Imereti, der ein Traktat mit den Russen geschlossen und eine Summe erhalten haben soll, um Truppen anzuwerben, mit denen er Mingrelien besetzen sollte. Hier ist wohl wiederum Solomon gemeint, der mit dem Fürsten Dadiani von Mingrelien in Zwietracht stand.

In der September-Nummer des Fortgesetzten Eckardtischen monatlichen Tage-Buchs von 1770 steht folgende Meldung: »Da in diesen Blättern (p.21) die Nachrichten aus Asien, von denen Progressen der rußischen als auch türkischen Armee, ihren Anfang genommen, so wird hiermit dem geneigten Leser zur Completirung dieser Historie folgendes Schreiben vom vorigen Jahre, so ein französischer Officier aus dem Gefolge des Grafens von Tottleben vom 2 ten September aus dem Lager des Czars Heraclio geschrieben, mitgetheilt.

Unsre beschwerliche Reise von Petersburg hieher, ist erstaunlich mühsam gewesen, von Astrakan an, bis Kißlar oder Mostock, sind wir durch langweilige und ermüdende Wüsten gekommen. Als wir aber die rußische Grenze verliessen, gingen wir durch Circaßien, durch die Länder des Occidents und über den Caucasum. Gestern haben wir den Czar Heraclius zum erstenmal gesehen: Er ist ein kleiner trotziger Mann, und hat das völlige Ansehen eines grossen asiatischen Herrens. Jeder Georgianer hat eine Flinte über dem Nacken, eine Pistole im Gürtel und einen Säbel an der Seite. Sie tragen aber weder Hemde noch Hosen, sitzen alle auf den Fersen, essen ohne Löffel und Gabel. Inzwischen ißt man hier gute Pfiersichen, Birnen und Weintrauben, und trinkt guten Wein. Brot ist das rareste allhier, u. man verspricht uns im fernern Vorrücken nicht Mehl.«⁵

Die Zeitschrift gibt nicht an, wer von Petersburg nach Georgien gereist ist und wer der französische Offizier ist, der diese Informationen geliefert hat. Es ist anzunehmen, daß es Degralie war⁶.

3. Ebenda Nr. 8, S. 121–122.

4. Sakartvelos istoriis narkvevebi, Bd. IV, Tbilisi 1973, S. 653.

5. Fortgesetztes Eckardtisches monatliches Tage-Buch, 1770, Nr. 9, S. 137–138.

Es scheint, daß diese Person Informationen über die russisch-georgischen Beziehungen nach Europa schickte. Was diese Persönlichkeit und die Verlässlichkeit ihrer Angaben betrifft, so heißt es in einer Monographie V.Mačarazes: »[...] Der erste Teil der Erinnerung des französischen Offiziers (bis zum August 1769), in dem von der Formierung der Expeditionsarmee die Rede ist, weist grobe Fehler faktischen Charakters auf; interessanter ist der zweite Teil der Erinnerung (vom August 1769 bis zum 11. April 1770), wo der französische Offizier unmittelbarer Augenzeuge und Teilnehmer der Geschehnisse ist; an den vom 11. April 1770 an übermittelten Ereignissen war er nicht beteiligt, er berichtet nach der Überlieferung eines anderen[...]. Die Sache ist die, daß Tottleben Degralie am 11. April entließ und von Kvišxeti nach Rußland verabschiedete, und er sich während der Operationen von Ačquri und Aspinza in Dušeti aufhielt.«⁷

In der November-Nummer derselben Zeitschrift vom Jahre 1770 steht folgende Notiz: »Von dem General, Graf von Tottleben, ist mit dem am Rußisch-Kaiserlichen Hofe angelangten Obristlieutenant von Wolkopf ebenermassen ein umständlicher Bericht von der durch ermeldeten General geschehenen Eroberung der Stadt und Vestung Cutais eingetroffen. Die Türkische Besatzung ist bey dem vorgenommenen Sturme gänzlich niedergehauen worden. Man hat darinnen 10. Kanonen u. 4 Fahnen erbeutet. Der Graf von Tottleben stand bey der Abfertigung des Obristlieutenants bey Akalzike, durch welche Stellung er dem Feinde allen Succurs von Constantinopel abgeschnitten hat.«⁸

Im Juni 1770 begab sich Tottleben mit den russischen Truppen nach Imeretien.

Solomon I. nutzte die Niederlage des Paschas von Axalcixe bei Aspinza und befreite die Burgen Cuxvati und Šorapani aus türkischer Hand. Der imerische König besetzte auch die Stadt Kutaisi und belagerte deren Festung. Am 2. Juli marschierten Solomon und Tottleben zur Burg von Bagdati. Die türkische Garnison, die die Hoffnung auf Hilfe seitens des Paschas von Axalcixe verloren hatte, ergab sich dem König. Danach griffen die vereinten Streitkräfte von Solomon und Tottleben die Festung Kutaisi an. In der Nacht des 6. August verließen die Türken die Festung und zogen ungehindert zwischen den Wachtposten der Russen hindurch⁹.

Danach begann Tottleben, wie wir wissen, die Festung Poti zu belagern, doch die Zeitschrift berichtet, er habe in Erwartung des Obristlieutenants bei Axalcixe gestanden.

Natürlich wollte Graf von Tottleben, daß gute Nachrichten über ihn an den Zarenhof gelangten. Deshalb verlangte er von dem aus Rußland speziell herbeordneten Obristleutnant Wolkopf die ausführliche Erwähnung der Einnahme von Kutaisi und dessen Festung.

In der März-Nummer von 1771 ist in dieser Zeitschrift zu lesen: »Petersburg den 12. Febr. – Ihre Majestät die rußische Kaiserinn haben den, Dero Truppen in Georgien

6. Dieser Offizier wird in den von A. Cagareli veröffentlichten Dokumenten als Degralie erwähnt, in einem von Tottleben ausgefertigten Attestat als Chevalier Degralie Defou bezeichnet.
7. Mačaraze, V.: Masalebi XVIII sauğunis II naxevis ruset-sakartvelos urtiertobis ištoriaisatvis, nacili III, načveti I, Tbilisi 1988, S. 19, Anmerkung.
8. Fortgesetztes Eckardtisches monatliches Tage-Buch, 1770, Nr. 11, S. 179.
9. Mačaraze, V.: Aspinjis brzola, Tbilisi 1957, S. 97.

commandirenden Graf v. Tottleben nach Petersburg beruffen, und dem General Suchotin das Commando über besagte Truppen aufgetragen.«¹⁰

Als man sich am Russischen Hof vom falschen Vorgehen Tottlebens überzeugt hatte, berief man ihn eilends ab und setzte an seiner Stelle General Suchotin ein, der im Mai 1771 in Georgien eintraf.

In der Oktober-Nummer des Jahres 1771 stoßen wir auf eine ausführliche Meldung über die militärischen Aktivitäten der russischen und georgischen Streitkräfte in Georgien: »Die Nachrichten aus der Levante bringen mit, daß der Prinz Heraklius mit seinem General den Prinz Salomon mit allen ihren Truppen, auf der östlichen Seite des schwarzen Meeres wieder zum Vorschein gekommen, und sich das Interesse der Russen angelegen seyn lassen. – Nach den Berichten aus Georgien befindet sich der Prinz Salomon mit seinen Truppen noch in dem Gebiete von Batou, so der Weg von Georgien nach der Levante und dem schwarzen Meere ist. Der Prinz Heraclius von Tiflis, campirt mit den Russen in der Nachbarschaft von Cars. – Diese Nachricht geht auch von mehreren Orten ein, und man fügt hinzu, daß der Prinz Heraclius bey dem General Tottleben sehr angeschwärzt worden sey, daß aber der Prinz durch Thaten, seine Verläumder zu Schanden gemacht habe, weßwegen auch der jetzige alda commandirende rußl. General Befehl von Petersburg erhalten, mit diesem Prinzen in guten Vernehmen zu leben, und sich seines guten Erfahrungsvollen Rathes zu bedienen. – Die Truppen des Prinzens Salomons stehen noch zu Acalzicke am Caucasus; und der Fürst Heraclius hat sich, nachdem er sich bey dem rußischen Hofe gerechtfertiget, mit dem rußischen Truppen an dem schwarzen Meere, vereiniget.«¹¹

In dieser Information sind die Reihenfolge und die Richtigkeit der Fakten unklar. Erekle und Solomon standen nicht mit vereinten Streitkräften an der Küste des Schwarzen Meeres. Ende Dezember 1770, als die Türken beschlossen, der Garnison von Poti zu Hilfe zu kommen, zogen sie in Batumi Truppen zusammen. Solomon schnitt ihnen den Weg ab und drang in Gurien ein. Das ist in dem Teil der Nachricht gemeint, in dem es heißt, Solomon stehe in der Gegend von Batumi. Die russischen Truppen und Erekle standen zu dieser Zeit nicht bei Kars, nach Suchotins Ankunft in Georgien wurde lediglich Poti belagert. Auch Solomon befand sich zu dieser Zeit nicht in Axalcixe, und Erekle hatte sich nicht mit den russischen Truppen am Schwarzen Meer vereint.

In der Mai-Nummer dieser Zeitschrift von 1772 ist eine kleine Mitteilung untergebracht: »Ein Corps rußische Truppen, haben sich von der Seite Astracan mit den Truppen des Prinzens Heraclio und Salomon vereiniget, und vermehren.«¹²

Bekanntlich faßte die Regierung Rußlands im Dezember 1771 den Beschluß, ihre Truppen aus Georgien abzuziehen. Am 5. Mai 1772 verließen die Truppen der Russen Kutaisi, am 31. Mai befanden sie sich bereits in Cxinvali, dann überschritten sie die Grenzen Georgiens¹³. Wann sollte die Vereinigung des russischen Corps und der georgischen Streitkräfte stattgefunden haben?

10. Fortgesetztes Eckardtisches monatliches Tage-Buch, 1771, Nr. 3, S. 35.

11. Ebenda 1771, Nr. 10, S. 145–146.

12. Ebenda 1772, Nr. 5, S. 66.

13. Mačaraze, V.: Aspınzıs brzola, Tbilisi 1957, S. 124.

In ihrer März-Nummer des Jahres 1774 veröffentlichte die Zeitschrift die kurze Information: »Die türkischen Truppen haben einen Vortheil über die Rebellen in Georgien, welche Unterstützung von den Russen gehabt, erfochten.«¹⁴

Wie oben erwähnt, verließen die russischen Truppen Georgien im Sommer 1772 und leisteten Georgien in den Jahren 1773 und 1774 keinerlei Hilfe mehr. Unklar ist in dieser Information auch, wer die Rebellen sein sollten.

In der November-Nummer des Jahres 1776 heißt es in der gleichen Zeitschrift, aus Georgien kämen wieder unangenehme Nachrichten¹⁵. Doch um welche Nachrichten es sich handelt, wird nicht gesagt.

Das Monatsblatt »Historisches Portefeuille zur Kenntniss der gegenwärtigen und vergangenen Zeiten« erschien seit 1782 in Wien, Brüssel, Leipzig, Berlin und Hamburg. Es enthält aus verschiedenen Staaten bezogene Nachrichten und Einzelartikel. In der Nummer 9 von 1784 ist das Traktat zwischen dem Russischen Reich und dem georgischen Staat Kartli-Kachetien veröffentlicht¹⁶. Es ist vermerkt, daß es sich um eine zuverlässige Übersetzung des in Petersburg gedruckten Textes handelt. Das Blatt bietet nur die 13 Grundsatzartikel des Traktats und den Wortlaut von Erekle's Eid. Der Abschluß des Vertrags von Georgiewsk zwischen Rußland und Kartli-Kachetien am 24. Juli 1783 war ein bedeutendes historisches Ereignis. Ganz Europa verfolgte aufmerksam die in Kaukasien ablaufenden Prozesse. Dieser Akt kündete ein neuartiges Herangehen an das Problem Kaukasiens überhaupt an.

Manche Mitteilung macht mit dem Kampf des russischen Zarismus zur Unterwerfung der kaukasischen Gebirgsvölker bekannt: »Durch die Vortheile, welche die Rußischen Truppen im Anfange des Decembers wiederum, über die Tatarischen Völker am Caucasus, von welchen sie ohngefähr 20000 Mann stark angefallen wurden, erhalten haben; ist die Sicherheit des dasigen Rußischen Cordon völlig hergestellt worden. Die Tatarn, die besonders aus unabhängigen Lesgiern bestanden, mußten sich mit großem Verlust in die Gebürge zurück ziehen. Die natürliche Wildheit und Raubbegierde dieser Völker, wird sie aber doch immer zu feindlichen Anfällen wider Rußland reizen, und besonders alsdenn, wenn diese Macht in einen Krieg verwickelt ist.«¹⁷

Aus dieser Nachricht ist ersichtlich, daß in den achtziger Jahren des 18. Jh. s, wahrscheinlich im Dezember 1785, ein Kampf zwischen den Truppen der Russen und der Tataren stattfand – hier ist nicht die Rede von kleinen marodierenden Gruppen, sondern von einem 20000 Mann starken Heer, dem die Russen eine empfindliche Niederlage beibrachten. In der Mitteilung werden als Ursachen der Auseinandersetzung die Wildheit und die räuberische Natur der Gebirgsvölker genannt. Da es hier um Daghestaner geht, noch dazu um eine Vereinigung von 20000 Mann, ist es denkbar, daß hier das Eindringen der Daghestaner in Georgien gemeint ist, als Erekle II. und russische Bataillone gegen Omar Khan kämpften; aber da von der Wiederherstellung des russischen »Cordon« die Rede ist, scheint eher der Angriff der Gebirgsvölker (im wesentlichen der Tschetschenen und Inguschen und nicht der Daghestaner) auf Qislar gemeint zu sein, den Scheich Mansur führte.

14. Fortgesetztes Eckardtisches monatliches Tage-Buch, 1774, Nr. 3, S. 34.

15. Ebenda 1776, Nr. 11, S. 162.

16. Historisches Portefeuille zur Kenntniss der gegenwärtigen und vergangenen Zeiten, 1784, Nr. 9, S. 266–277.

17. Ebenda 1786, Bd. I, S. 243.

Das gleiche Ereignis gibt wohl eine andere Nachricht wieder, die aus Petersburg eintraf: »Während der Abwesenheit des Generals Paul von Potemkin, kommanders Chef der gegen die Caucasischen Gegenden kommandierten Rußischen Truppen, empörten sich plötzlich fast alle dort herum wohnende Völkerschaften, wozu sie durch einen falschen Propheten, der aus einem Dorfe am Kaspischen Meere gebürtig ist, aufgehetzt worden sind. Dieser hatte ihnen nämlich verkündigt: die Russischen Kanonen und Flinten würden nicht mehr treffen, und die gewöhnliche Tapferkeit der Russen würde aufhören, wenn sie nur die Rußischen Forts und Kolonien mit Entschlossenheit angriffen. Wirklich waren sie schon mit zahlreichen Horden in Begriff, über den Kuban und Terrehfluß zu setzen, als General Potemkin zurückkam, und ihren Anschlag vereitelte. Er selbst rückte mit einem Korps in die Cabardie, und brachte alles wieder zum Gehorsam. Der Brigadier Apraxin grif mit 600 Dragonern ein Korps von 3000 Tataren an, welche über den Kuban gesetzt hatten, hieb einen großen Theil derselben in die Pfanne, und nahm ihnen das aus den Russ. Kolonien geraubte Vieh wieder ab. Der Oberste Nagel besiegte mit einem Korps von 2000 Mann und etwas Kavallerie den Propheten selbst, der sich an der Spitze eines Korps von 8000 Mann befand, welche zu Fuß stritten und Kriegsmaschinen vor sich herrollten, durch welche die Kugeln nicht dringen konnten. Die Bajonets und der Muth der Russ. Grenadier überwandten aber alle Schwierigkeiten, es wurde unter den Empörten ein großes Gemetzel angerichtet, und hiemit die Ruhe wieder hergestellt. Der Prophet entkam, und rettete sich in den Gebirgen. Die Tataren, heißt es, waren bei 15000 Mann stark, und haben einige Tausend an Todten, Verwundeten und Gefangenen verlohren. Der Rußische Brigadier von Apraxin und der Oberste Nagel haben für ihre bewiesene Tapferkeit von der Kaiserin den Orden vom heil. Wolodimir erhalten.«¹⁸

Zwar ist Georgien hier nicht konkret erwähnt, doch steht dieses Bild von der Lage Kaukasiens in direkter Verbindung mit dem Vertrag von Georgiewsk. Bekanntlich knüpfte der Pascha von Axalcix gleich bei Abschluß des Vertrages Beziehungen zu den aserbaidshanischen und daghestanischen Khanen, übersandte ihnen Geschenke und stachelte sie gegen Kartli-Kachetien auf: 1785 unternahmen die Daghestaner einen Kriegszug gegen Georgien, und in Nordkaukasien entbrannte der Kampf gegen Rußland, der vorsah, die Festungen an der Tergi-Linie zu besetzen und Georgien von Rußland zu trennen. Die islamisch-religiöse Bewegung begann in Tschetschenien, das Rußland den »heiligen Krieg« erklärte. An die Spitze dieser Bewegung trat Scheich Mansur (Uschurma). Seinen Aufrufen folgte ein großer Teil der Bevölkerung Nordkaukasiens. Die Bewegung begann zu Beginn des Jahres 1785. Von März an nahm der »heilige Krieg« immer größere Ausmaße an, und im Sommer griffen die Tschetschenen unter Mansurs Führung Qislar an. Genau zu dieser Zeit operierte Omar-Khan in Georgien und erhob sich die Bevölkerung am Kuban. Dies war eine Bewegung, die gegen das russisch-georgische Bündnis gerichtet war¹⁹.

Das Monatsblatt »Historisches Portefeuille...« konnte zwar nicht in die Tiefe der sich in Kaukasien vollziehenden Ereignisse eindringen, aber es versuchte, dem Leser mitzuteilen, daß in dieser Region eine komplizierte Situation herrschte. In der folgenden Nachricht unterrichtete es den Leser, daß Rußland in Nordkaukasien Kräfte

18. Ebenda 1786, Bd. I, 3. St., S. 407–408.

19. Markova, O. P.: *Rossija, Zakavkaz'e i meždunarodnye otnošenija v XVIII veke*, Moskva 1966, S. 208–209.

aufbaue, damit die Verbindung zwischen Rußland und den georgischen Königreichen nicht abbreche: »Die Truppen im Cuban und am Caucasus werden ansehnlich verstärkt, um in diesem Jahre, wo möglich, die dasigen noch übrigen aufrührischen Völker völlig zum Gehorsam zu bringen. Ein starker Cordon soll alsdenn nicht nur eine feste Ruhe, sondern auch eine ununterbrochene Gemeinschaft, zwischen Rußland und den Staaten der Czaare von Georgien und Emirette unterhalten.«²⁰

Die folgende Meldung desselben Blattes ist noch konkreter: »Die von den Russen in Schutz genommenen Georgianer werden von den Lesghiern, einer Tartarischen Nation, heftig bekriegt; und da man von Rußischer Seite Ursache zu vermuthen hat, daß die Türkischen Befehlshaber in jenen Gegenden, die Lesghier unterstützen; so hat der Rußische Gesandte in einer Conferenz mit den Türkischen Ministern, auf eine völlige Neutralität in starken Ausdrücken gedungen, wobei derselbe vom Kaiserlichen Minister unterstützt worden.«²¹

Diese Nachricht ist interessant, weil sie dem deutschen Leser nicht nur mitteilte, daß die Daghestaner Georgien bedrängten, sondern auch, daß die Regierung der Türkei der Organisator dieser Aktionen war, weswegen die russische Diplomatie von der türkischen Regierung eine Stellungnahme forderte.

Im Jahre 1787 berichtete das Blatt: »Die Nachrichten von Wien und Warschau sagen aber, daß die Pforte den Paschen von Tschildar und Akalzika untersagt habe, den Lesghischen Tartarn in ihren Angriffen auf die Georgier ferner Unterstützung zu geben.«²²

Diese Mitteilung entspricht völlig der historischen Wirklichkeit: Bekanntlich wurde am 12. September 1786 zwischen dem Königreich Kartli-Kachetien und dem Paschalik Axalcixe eine Friedensvereinbarung geschlossen. Beide Seiten vereinbarten, von nun an Abstand von feindlichen Aktionen gegeneinander zu nehmen. Erekle übernahm die Verpflichtung, in sein Königreich nicht mehr als die bis dahin dort stationierten russischen Truppen aufzunehmen, während der Pascha von Axalcixe verpflichtet war, keine Truppen des Sultans an den Grenzen von Kartli-Kachetien stationieren zu lassen.²³

Die nächste Nachricht des Monatsblatts informierte den Leser über die Unterstützung der Türken für die Daghestaner, die Kartli-Kachetien verheerten: »Die Türken, den Lesghischen Tataren, die den Georgischen Prinzen von Cartalinien, welcher jetzt der Rußischen Hoheit unterworfen ist, angegriffen haben, Beystand leisteten, und daß der Pascha von Agiska diese Lesghier mit seiner ganzen Macht unterstützte, so daß die Russen ein paarmal in diesem Kriege am Kaukasus einen empfindlichen Verlust litten.«²⁴ Damit wurde dem deutschen Leser klar, wie häufig die Daghestaner, die von der Türkei angestachelt wurden, Kartli-Kachetien überfielen. Der zweite Teil der Nachricht betrifft wohl die Beteiligung der Russen an den Kämpfen sowohl in Georgien als auch in Nordkaukasien.

Das Monatsblatt verwendete breiten Raum auf die Untersuchung der Frage der russisch-türkischen Beziehungen: »Am 26sten Jul. ließ der Reißeffendi den rußischen

20. Historisches Portefeuille zur Kenntniss der gegenwärtigen und vergangenen Zeiten, 1786, Bd. I, Nr. 5, S. 659.

21. Ebenda 1786, Bd. I, Nr. 6, S. 769.

22. Ebenda 1787, Bd. I, Nr. 1, S. 135.

23. Sakartvelos istoriis narkvevebi, Bd. IV, Tbilisi 1973, S. 709.

Minister zu sich rufen, und verlangte die Zugestehung von folgenden Punkten [Punkt Nr. 4 betrifft Georgien – D. K]: 4) Dem Prinzen Heraclius den Russ. Schutz zu entziehen, ihn für unabhängig von Rußland, und für einen Vasallen der Pforte zu erkennen.«²⁵ Bulgakov konnte diesem Ansinnen natürlich nicht nachkommen, obwohl man ihn am 5. August ins Gefängnis warf.²⁶

Für einen Krieg mit Rußland hatte das Osmanische Reich viele Gründe. Alle diese Gründe sind in dem Manifest des türkischen Sultans aufgeführt, das in der Nummer des »Historisches Portefeuilles...« vom 24. August 1787 unter der Überschrift »Krieg zwischen Rußland und der Pforte« veröffentlicht wurde.

In der Nummer 11 des Jahres 1787 (S. 542–545) sind die Ursachen des Krieges zwischen Rußland und der Türkei aufgezählt.

Wir wissen, daß das Osmanische Reich seine Unzufriedenheit über den Schutz Rußlands für Kartli-Kachetien offen aussprach. Auch die Georgien benachbarten Khanate konnten sich mit der Stationierung russischer Truppen in Georgien nicht abfinden. Nach Ansicht des offiziösen osmanischen Historikers Djedvet-Pascha »war der Hauptgrund für die Kriegserklärung eben diese Gurdshistan-Frage.«²⁷

Nicht minder interessante Nachrichten über die russisch-georgischen Beziehungen enthält die »Aufrichtig-Deutsche Volks-Zeitung«. In einer Nummer des Jahres 1796 stößt man auf folgendes: »Von den barbarischen Beherrschern Asiens wissen wir weiter nichts zu sagen, als daß ein Eroberer in Persien aufgestanden ist, der die Dreistigkeit gehabt hat, einen Clienten von Rußland, den Prinz Heraklius (zu welchem in Minna von Barnhelm Paul Werner mit seinem Liebchen eine Reise machen wollte) und dessen Descendenz zu befehlen.«²⁸ Hiermit ist natürlich die Invasion Agha-Mahmad-Khans im Jahre 1795 gemeint.

In der Nummer 16 aus dem gleichen Jahr lesen wir: »Ungeachtet der Einfälle der Perser in Georgien und ungeachtet der, von ihnen daselbst angerichteten Verwüstungen, kam es doch noch zu keinem offenbaren Krieg mit denselben. Man trat mit dem neuen Schach dieses Reichs in Unterhandlungen, die einen glücklichen Fortgang hatten und mit Grund die Wiederherstellung der Ruhe von dieser Seite erwarten ließen.«²⁹

Hier ist die nach dem Tod von Agha-Mahmad-Khan entstandene Situation dargestellt. Interessant ist, daß Europa die Eroberungspolitik Persiens gegenüber Georgien bekannt war und die europäische Presse die iranischen Schahs als »barbarische Beherrscher Asiens« bezeichnete. Zum Bekannt-Machen der Persönlichkeit Erekle II. wurde Material aus Lessings »Minna von Barnhelm« angeführt.

Einer weiteren Nachricht begegnen wir in der Nummer 20 dieser Zeitung: »Das Fürstenthum des Prinzen Heraclius von Georgien, dessen Name zur Zeit des siebenjährigen Kriegs so bekannt in Europa wurde, trennt Rußland von Persien. Sein Land wurde von barbarischen Horden, die an den persischen Gränzen haßen, überfallen

24. Historisches Portefeuille zur Kenntniss der gegenwärtigen und vergangenen Zeiten, 1787, Bd. I, Nr. 2, S. 250.

25. Ebenda 1787, Nr. 10, S. 454–455.

26. Sakartvelos istoriis narkvevebi, Bd. IV, Tbilisi 1973, S. 713.

27. Ebenda S. 714.

28. Aufrichtig-Deutsche Volks-Zeitung, 1796, Bd. I, Nr. 2, S. 38.

29. Ebenda Bd. I, Nr. 16, S. 259.

und verwüstet. Der 45 jährige Erbprinz wurde mit seiner zahlreichen Familie ermordet und nur der unglückliche 73 jährige Greiß hatte das Glück, sich mit der Flucht zu retten. Er begab sich nach dem Kuban und stehete um den mächtigen Schutz Rußlands. Die Kaiserin erteilte sogleich den Befehl, ein zahlreiches Heer an der Gränze von Georgien zusammen zu ziehen und übertrug dem Grafen von Suwarow den Oberbefehl über dasselbe.³⁰

Hier sind einzelne faktische Ungenauigkeiten anzutreffen, aber das ist nicht das Wichtigste. Die Hauptsache ist, daß Rußlands Regierung Vorbereitungen für einen Krieg gegen den Iran traf. Häufig bezeichnete die europäische Presse Erekle II. als Prinzen und nicht als König und sein Reich als Fürstentum. Zwar ist in der Mitteilung nicht erwähnt, wer in Georgien eingedrungen ist, welcher Thronfolger ermordet wurde und wer der Greis ist, der sich zum Kuban begab und Rußland um Hilfe bat. Aber trotz dieser Unzulänglichkeiten ist es nicht schwierig zu erkennen, daß es hier um die Invasion Agha-Mahmad-Khans im Jahre 1795 geht. Erekle war gezwungen, Tbilisi zu verlassen, und begab sich nach Mtiuleti (und nicht in das Kuban-Gebiet); zu dieser Zeit war er nicht 73, sondern 75 Jahre alt. Es ist auch bekannt, daß er die russische Zarin um Hilfe ersuchte. Daraufhin kamen im Dezember 1795 zwei Bataillone der Russen nach Georgien³¹. Was die Zusammenziehung der Truppen betrifft, so ist nicht Suworow beteiligt gewesen, sondern es ist offenbar Subow gemeint.

In diesem Beitrag untersuchten wir ganze drei Zeitungen aus der deutschen Presse der zweiten Hälfte des 18. Jh.s. Wie wir sahen, sind die in den Nachrichten angeführten Fakten oft verfälscht, und ihre zeitliche Abfolge ist unklar. Oftmals gelang es der Zeitung nicht, tiefer in die Geschehnisse der Region einzudringen, doch trotzdem versuchte sie dem Leser mitzuteilen, daß die dortige Lage kompliziert sei. Ebenso ist häufig unbekannt, wer diese Nachrichten nach Europa übermittelte. Wir führten diese Mitteilungen an, analysierten sie und verglichen sie mit georgischen und russischen Quellen. Wir versuchten nach Maßgabe unserer Möglichkeiten, ihre Zuverlässigkeit und davon ausgehend ihre Bedeutung zu ermitteln.

30. Ebenda Bd. I, Nr. 20, S. 306–307.

31. Sakartvelos istoriis narķvevi, Bd. IV, Tbilisi 1973, S. 767.

Anthony Rhineland

Der russische Imperialismus und die Bildung von Gemeinschaften¹

Die Autokratie russischer Herrscher hat sich einen schlechten Namen gemacht. Sie erwies sich als unfähig, in der Zeit der Moderne und in revolutionären Zeiten (19. und frühes 20. Jh.) eine versöhnende Rolle in den politischen, sozialen und kulturellen Spannungen und Konflikten Rußlands zu spielen. In der Dämonenlehre russischer Geschichte hat sich der ›zaristische Imperialismus‹ als das Böse aufgetürmt, das verhinderte, daß Freiheit und sowohl politische, soziale als auch kulturelle ›natürliche‹ Entwicklung zu den geknechteten Völkern des russischen Imperiums gelangte (Simmel 1993). Genau betrachtet, konnte der russische Imperialismus, unter welchem ich die Autokratie, die in den angrenzenden nicht-russischen Ländern herrschte, verstehe, eine wichtige gestalterische und positive Rolle in der Entwicklung von Gemeinschaften nicht-russischer Völker spielen und tat das auch.

Der russische Imperialismus war wie ein buntscheckiger Wandteppich. Er besaß kein einheitliches aktives Prinzip. Er war höchst widersprüchlich und außerordentlich komplex. Geführt wurde er von einer multi-ethnischen imperialen bürokratischen Elite (Cracraft 1994; Velychenko 1995). Er sandte Erleuchtungsideen aus (Raeff 1992). Ihm fehlte eine beständige Politik hinsichtlich der ›Russifizierung‹ (Thaden 1973; Weinerman 1995). Die russische Führung betrachtete ihn zeitweise als ein Symbol des Westlichseins (Rieber 1994) – aber nur in seinem wesentlichsten Aspekt. Ihm fehlten sowohl ein überzeugender imperialer Meinungs austausch als auch positive Ziele, indem er einer ›leichten Vernachlässigung‹ als Weg der Bewahrung von regionaler Vielfalt und imperialer Einheit den Vorzug gab (Rhineland 1990). In Gebieten, die dem Imperium scheinbar mehr oder weniger friedlich beitraten und die auf einem mehr oder weniger akzeptablen Stand der Zivilisation waren, wurden Nichtrussen im imperialen Dienst auf einer beständigen nicht-diskriminierenden Basis neben den Russen akzeptiert (Lur'e 1994). Tatsächlich scheint es seinen russischen Kern verarmen lassen zu haben, um seine imperiale Peripherie einzugliedern und zu regieren (Kappeler 1992).

In der Analyse der russischen Geschichte schlug ein Historiker vor, daß die Verteidigung des Imperiums das einzig vorherrschende Prinzip war (Starr 1978), was *per definitionem* ein passives, kein aktives Prinzip darstellt. War dann vielleicht ›Loyalität gegenüber dem Herrscher‹ das herrschende Prinzip? Dieses ist ebenfalls passiv, und außerdem wirkte es gewöhnlich in umgekehrter Proportion zur Entfernung von der imperialen Hauptstadt. Kurz gesagt, war jedes benachbarte Gebiet anders. Es kann

1. Vorgetragen auf der Konferenz ›Gegenwärtige Forschung zur Bildung von Gemeinschaften, Erste georgisch-deutsche Konferenz‹, gefördert von der Friedrich-Ebert-Stiftung, Tbilisi, 22.–23.

keine einheitliche Geschichte des russischen Imperialismus geben. Wir können nur im Plural von der Geschichte des russischen Imperialismus in Baschkirien, in Polen, in Turkistan, im Baltikum, in der Ukraine, in Finnland, im Kaukasus sprechen.

Die Geschichte jedes dieser Gebiete ist von Variablen abhängig. Einmalige lokale kulturelle und gesellschaftliche Situationen und Entwicklungsstufen sind offensichtliche Variablen. Von gleicher Bedeutung sind der unterschiedliche Zeitpunkt, zu dem ein Gebiet in das Imperium eingegliedert wurden, und besonders die Personen, die entsandt wurden, dieses zu gewinnen und zu beaufsichtigen. Man betrachte z. B. Senator Kirillov in Baschkirien im 18. Jh., General Paskevič im Kaukasus in den zwanziger Jahren und im Polen der dreißiger und vierziger Jahre sowie General von Kaufman in Turkistan in den sechziger und siebziger Jahren des 19. Jh. s. Diese Liste ist endlos.

Der unbestreitbare Effekt des russischen Imperialismus auf die Entwicklung der nationalen Kultur oder auf das, was wir ein Gemeinschaftsgefühl unter den Randvölkern des Imperiums nennen könnten, war daher für jedes Volk unterschiedlich. So war er für jedes der transkaukasischen Völker verschieden, obwohl aus der Sicht des Imperiums der *zakavkazskij kraj* ein Territorium bildete.

Inmitten dieser unendlichen Variation können wir dennoch Ähnlichkeiten finden. Die Herrschaft von Alexander Menšikov, Generalgouverneur des Großherzogtums Finnland von 1831–1855, weist z. B. einige interessante Parallelen zur Herrschaft von Michail Voroncov, kaukasischer Vizekönig von 1845–1854, auf. Beide ›beschützten‹ ihr Territorium vor der Einmischung der regulären Ministerialbürokratie (Kalleinen 1994; Rhineland 1990), was für die Entwicklung der finnischen und georgischen nationalen Kultur entscheidend war. Beide Länder hatten Hrochs ›Stufe A‹ der nationalen Entwicklung (Hroch 1968) erreicht, auf der einige Intellektuelle die kulturelle Arbeit begannen, welche die Bewohner in eine nationale Gemeinschaft einbinden sollte: Das Studium der Sprache, das Erstellen von Grammatiken, die Sammlung von Folklore, die Aussöhnung regionaler Unterschiede, die Besinnung auf die Nationalgeschichte. In beiden Fällen ist es wichtig, den Hintergrund aus der Zeit vor dem Kontakt mit den Russen zu beachten, der dies ermöglichte. Die Finnen hatten das reiche kulturelle Erbe Schwedens angetreten, die Georgier blickten auf ihr eigenes mittelalterliches ›Goldenes Zeitalter‹ zurück. Unter günstigen Voraussetzungen konnten diese Nationalgemeinschaften aufblühen. Die Bedingungen, die Menšikov und Voroncov mit autonomer Hand aus welchem Grund auch immer schufen (wir können nicht annehmen, daß ihre Gründe andere als *rossijskaja narodnost'* waren), erwiesen sich als vorteilhaft für das Gedeihen nationaler kultureller Gemeinschaften.

Imperiale Herrschaft konnte so einen sozial und kulturell positiven Effekt haben, wenn günstige lokale Bedingungen und die richtigen imperialen Beamten zusammentrafen.

Imperialismus in Finnland und Georgien

Für Georgien scheint die Schlußfolgerung zwingend, daß die Entwicklung eines Nationalgefühls eher ein Resultat als eine Reaktion auf die imperiale Politik Michail Voroncovs war. Ein relevantes Beispiel dafür ist die Statue Voroncovs, die von dem bekannten Bildhauer Pimenov angefertigt und postum 1867 in Tbilisi aufgestellt wurde. Das Projekt geht auf eine lokale Initiative zurück. Zar Alexander II. gab seine Er-

laubnis dazu und stiftete 3000 Rubel. Der Hauptteil der Kosten für die Statue wurde allerdings durch Spenden von über 1200 reichen und armen Kaukasiern (›Spisok‹ 1858) gedeckt. Die Errichtung der Statue am nördlichen Ende der Voroncov-Brücke war Anlaß für eine öffentliche Feier nach georgischer Art unter der Leitung von Voroncovs Witwe. Es entsprach nicht der russischen Tradition, populären Persönlichkeiten Statuen zu errichten. Zar Nikolaus I. tadelte jeden scharf, der es wagte, einem Staatsdiener ›öffentlichen Dank‹ auszusprechen: Nur der Zar konnte einem Untergebenen danken, da dieser bestenfalls seine Pflicht gegenüber dem Zaren tat. Man vergleiche die Voroncov-Statue mit der Statue seines Zeitgenossen Paskevič, die 1870 in Warschau errichtet wurde (Maikov 1902). Keine lokale Initiative, keine öffentliche Spende, keine Enthüllungsfeier – keine große Überraschung angesichts der polnischen Rebellion gegen die russische Vorherrschaft und der Tatsache, daß dem Mann der Ruf der Härte vorausseilte. Gewiß gab es ein polnisches ›Gemeinschaftsgefühl‹, aber kaum in einem soziologisch positiven Sinn. Paskevičs Statue war eine Mahnung für die aufässigen Polen, in ihren Schranken zu bleiben. Die Statue Voroncovs brachte eine aufrichtige öffentliche Meinung zum Ausdruck, öffentlichen Dank an eine Persönlichkeit als Person, nicht als Diener des Zaren. Das Ergebnis von Voroncovs Herrschaftsstil war die Herausbildung einer Art Vertrauen zwischen Regierung und Gesellschaft und sogar zwischen sozialen Gruppen. Dieses Vertrauen ist eine Vorbedingung für die Entwicklung sozial-ökonomischer und politischer Gemeinschaften (Hall 1993; vgl. sein Modell von vertikalen Linien der Kommunikation vs. horizontale und vertikale Linien unter Voraussetzung eines ›Geistes der Kooperation zwischen den Klassen‹; vgl. auch de Tocqueville, der in seinem Werk ›L’Ancien Régime et la Révolution‹ [1856] das Fehlen dieses Vertrauens unter den sozialen Gruppen als Hauptfaktor in der Französischen Revolution betrachtete).

Für ihre Innenpolitik bevorzugten sowohl Menšikov als auch Voroncov einheimische anstelle russischer Beamter. Beide gestatteten und förderten sogar die Berufsaufnahme einheimischer Studenten (Kalleinen 1994; Rhineland 1990; vgl. besonders V N. Semenovs Aktivitäten und Berichte unter Voroncov [Zisserman 1871]). So schufen sie letztlich eine Gemeinschaft einheimischer imperialer Beamter, eine kooptierte einheimische Elite, die sich von der alten Elite unterschied. Das hatte einen offenkundigen Einfluß auf das Aufkommen neuer sozialer und kultureller Gemeinschaften. Wir müssen diese Klasse ›kooptierter‹ Georgier genauer untersuchen, nicht nur ihre Größe, sondern auch ihre Meinungsäußerungen. Wie sahen sie den Imperialismus in der Praxis, besonders falls die Unabhängigkeit von St. Petersburg (die in radikalen Kreisen gegen Ende des Jahrhunderts diskutiert wurde) nicht kommen sollte? War die Wiedereinführung des Vizekönigtums 1905 in ihren Augen ein ausreichend flexibles Mittel für Entwicklung und Wandel? Ihrer Meinung nach bedeutete es sicherlich den Bruch mit den alten Herrschaftsmustern durch traditionelle Gemeinschaften, bestehend aus georgischem Adel und armenischen Geschäftsleuten (Suny 1988). Es wäre gut, wenn georgische Historiker beginnen würden, diese Personengruppe zu untersuchen, die auf dieser Stufe der ›nationalen Frage‹ zweifelsfrei meist moderat oder konservativ war, trotzdem gebildet, Staatsdiener, die ausgebildet waren, die Geschäfte des Staates zu führen, und ebenso die anderen georgischen Gruppen oder Gemeinschaften, die diese hervorbrachte.

Voroncovs Art des regionalen Individualismus oder der Autonomie können wir *imperialen Liberalismus* nennen, dessen bewußtes Ziel Loyalität der Einwohner ge-

genüber dem Zaren war, aber dessen *Ergebnis* praktisch die Bildung eines neuen sozialen Mediums für den Wandel war. Wie der klassische Liberalismus geriet auch der ›imperiale Liberalismus‹ in Konflikt mit dem Nationalismus, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen. Das Nationalbewußtsein wuchs schnell. Man kann sagen, daß die georgische Gesellschaft die ›Stufe B‹ (Hroch 1968) erreichte, wo einfache Einheimische wahrnahmen, daß sie einer neuen Gemeinschaft angehörten, die sich von der traditionellen Gemeinschaft unterschied. Belege dafür sind einfach zu finden. Als Niķo Nikolazes Markt-Liberalismus 1890 auf Hindernisse stieß, wurde die radikale Bewegung nationalistisch. Arbeiter und Bauern wurden, auf eine unmögliche Weise, zu ›marxistischen Nationalisten‹ (Jones 1984; Parsons 1987; Suny 1988).

Das zweite kaukasische Vizekönigtum

Für unsere Diskussion ist die Periode des russischen Imperialismus unter Vizekönig Ilarion Ivanovič Voroncov-Daškov (ein entfernter Verwandter des ersten kaukasischen Vizekönigs) relevant. Das neue Vizekönigtum, das nach 22 Jahren ›regulärer‹ ministerieller Herrschaft unter uneffektiven Generalgouverneuren wiedereingeführt wurde, erinnert an den ›imperialen Liberalismus‹ und den ›Schutz‹ kaukasischer Individualität des früheren Vizekönigtums (vgl. Voroncov-Daškovs Berichte 1905–1915, z. B. seinen Bericht an den Zaren vom 13. Februar 1909, in dem er scharf gegen St. Petersburgs Versuche protestiert, den kaukasischen Vizekönig zentralen Ministerien zu unterstellen [Voroncov-Daškov 1905–1915]).

Die Wirtschaft florierte unter Voroncov-Daškov: Öl, Eisenbahnen, Mangan- und Kohleabbau, Stadtreinigung, Hafententwicklung, landwirtschaftliche Industrien (besonders die Tabak- und Weinproduktion). Auf sozialer Ebene begann sich eine moderne bürgerliche Gesellschaft herauszubilden, die sich von der russischen bürgerlichen Gesellschaft deutlich unterschied. Trotz der Forderung des russischen Staates nach Zentralisierung (›politischer Imperialismus‹) schien es, als würden einheimische Bürokratie und Bourgeoisie damit beginnen zusammenzuarbeiten (vgl. Surgulaze 1972, obwohl seine Arbeit zu politisch ist und die sozial-ökonomische Entwicklung nicht getrennt von der revolutionären Bewegung betrachtet; ein anderes Gebiet, das der Aufmerksamkeit georgischer Historiker der Gegenwart harrt). Interessanterweise versuchten russische Imperialbeamte im Kaukasus wie z. B. N. Rudolf, der Aufseher des kaukasischen Bildungsbezirkes unter Voroncov-Daškov, etwas zu entwickeln, was wir Infrastruktur nennen würden – besonders auf dem Gebiet der Bildung –, um den Kaukasiern die Teilnahme am Aufbau ihrer eigenen Wirtschaft und der Regelung ihrer eigenen Angelegenheiten zu gestatten (TsGIAG, f. 13; siehe auch Ifljand 1907 und Farforovskij 1913).

Die Unabhängigkeit

Trotz der Wirren des ersten Weltkriegs waren die georgischen Menschewiken 1918 in der Lage, einheimische Beamte zur Bildung einer bemerkenswert stabilen und relativ demokratischen Regierung zu nutzen. Bis Oktober 1918 hatte Georgien ein Parlament; im Februar 1919 wurden Wahlen zu einer Verfassungsversammlung abgehalten. Die ›sozialistische‹ Regierung verfolgte Ziele einer ›bürgerlichen‹ (d. h. marktorientierten und kapitalistischen) Gesellschaft! (Macharadze 1921; Kazemzadeh 1951).

Georgiens Regierung war die einzige kaukasische Regierung (tatsächlich die einzige Regierung eines Randgebietes zwischen 1918–1921), die eine Bodenreform vollzog, eine Vorbedingung für wirtschaftliche Entwicklung: die Beseitigung des Großgrundbesitzes und der Verkauf von Land an einzelne Bauern (Drabkina 1928 beschreibt sie mit Begriffen wie ›Liberalisierung‹, ›Schaffung einer ländlichen Bourgeoisie‹ und ›landwirtschaftlicher Kapitalismus‹). Der Lebensstandard der Industriearbeiter wuchs unter der Regierung der Menschewiki merklich. Im Jahr 1919 nahmen nur 3% der Arbeiter an Streiks teil (Kazemzadeh 1951), ein Zeichen dafür, daß sich die lebenswichtigen Faktoren Vertrauen und Zusammenarbeit etabliert hatten. Es entwickelte sich eine Marktwirtschaft, was belegt ist durch den Bruch der Händler mit den verärgerten adligen Landbesitzern zugunsten der Zusammenarbeit mit der Regierung der Menschewiki (Kazemzadeh 1951).

Neue, erkennbar moderne, Gemeinschaften entwickelten sich rasch in der georgischen Gesellschaft (und anderen kaukasischen Gesellschaften, wenn auch dort weniger ausgeprägt). Die neuen wirtschaftlichen Kräfte, die quer durch das Imperium wirkten, beflügelten sie und beeinflussten zweifellos ihre Entwicklung. Von einem historischen Standpunkt aus betrachtet ist es aber wichtig, die entscheidende Rolle des autonomistischen kaukasischen Vizekönigtums bei dem Zustandekommen dieses Prozesses zu erkennen.

LITERATUR

- Drabkina, E. 1928: Gruzinskaja kontrrevolucija: Priboj.
- Cracraft, J. 1994: *Empire-Building: the nineteenth century*, introductory remarks to chap. 10, in: Cracraft (ed.): *Major problems in the history of imperial Russia*, 398.
- Farforovskij, S. V.: Narodnoe obrazovanie v Karsskoj oblasti, *Žurnal Min. Narod. Prosv.* (Dez. 1913) 222–232.
- Hall, J. A. 1993: *After the fall: an analysis of post-communism*. Invited paper, Department of Sociology, University of New Brunswick, Fredericton, N. B.
- Hroch, M. 1968: Die Vorkämpfer der nationalen Bewegung bei kleinen Völkern Europas. Prag.
- Ifljand, P. A.: Perevodčiki v sude zakavkazskom, *Žurnal Min. Narod. Prosv.* (Nov. 1907) 173–191.
- Jones, S. F. 1984: *Georgian Social-Democracy 1892–1921: In opposition and power* (Ph Dissertation, London: LSE).
- Kalleinen, K. 1994: *The General-Gubernatorstvo of Finland, 1823–1861* (Ph Dissertation, Helsinki: University of Helsinki).
- Kappeler, A. 1992: *Rußland als Vielvölkerreich: Entstehung, Geschichte, Zerfall*. (München).
- Kazemzadeh, F. 1951: *The struggle for Transcaucasia (1917–1921)*. (New York: Philosophical Library).
- Lur'e, S. V. Rossijskaja imperija kak etnokul'turnyj fenomen, *Obščestvennye Nauki i Sovremennost'* (1994 Nr. 1) 56–64.
- Macharadze, F. 1921: *Diktatura menševistskoj partii v Gruzii* (Moskva).
- Maikov, P. M. 1902: »Paskevič-Erivanskij, graf Ivan Fedorovič.«, in: *Russkij Biografičeskij Slovar'*, Vol. »Pavel – Petr« (St. Peterburg 1902) 333–46.
- Parsons, J. W. R. 1987: *The emergence and development of the national question in Georgia, 1801–1921*. (Ph Dissertation, Glasgow: Glasgow University).
- Raeff, M. M. 1992: *Ukraine and Imperial Russia: intellectual and political encounters from the seventeenth to the nineteenth century*, in: P. J. Potichnyj et al (Hrsg.): *Ukraine and Russia in their historical encounter* (Edmonton) 69–85.
- Rhineland, A. L. H. 1990: *Prince Michael Vorontsov: viceroy to the Tsar* (Montreal).

- Rieber, A. J. 1994: Russian imperialism: popular, emblematic, ambiguous, *Russian Review* 53 (3), 331–5.
- Semel, B. 1993: *The liberal ideal and the demons of empire: theories of imperialism from Adam Smith to Lenin* (Baltimore).
- Spisok 1858. Spisok litsari, sledavšim požertvovanija na sočruženie parhjalnika pokojnogo general-fel'dmaršalu knjazju Voroncovu, *Kavkaz* 41 (29. Mai 1858), Anhang.
- Starr, S. F. 1978: Tsarist government: the imperial dimension, in: J. Azrael (Hrsg.), *Soviet nationality politics and practices* (New York) 3–38.
- Suny, R. G. 1988: *The making of Georgian nation* (2nd ed., Bloomington 1994).
- Surgulaze, A. 1972 (Hrsg.): *Sakartvelos istoriis narkvevebi*, vol. VI (Tbilisi).
- Thaden 1973: Russification, in: J. Cracraft (Hrsg.): *Major problems in the history of imperial Russia*, 403–409.
- Tocqueville, A. de 1856: *L'Ancien Régime et la Revolution*.
- TsGIAG, f. 13, op. 13, d. 1486.
- Velychenko, S. 1995: Identities, loyalties and service in imperial Russia: who administered the borderlands?, *Russian Review* 54, Nr. 2 (April 1995) 188–208.
- Vorontsov-Dashkov, I. I. 1905–1915: Official papers, TsGIAG, f. 13; official and personal papers, RGIA f. 919.
- Weinerman, E. 1995: *Russification in imperial Russia: the search for ethnic homogeneity in the multinational state* (Ph Dissertation abstract, Indiana University)
- Zisserman, K. L. 1871: Očerok razvitija učebnoj časti v Tiflisskoj gubernii, in: *Sbornik materialov dlja opisanija tiflisskoj gubernii* 1, pt. 2: 432–57.

Samuel Markarjan

Die Yngvar's Saga vom Serkland und der Kaukasus

Wir wissen etliches über wiederholte Züge von Slawen und Warägern (Normannen) zum Kaukasus und in das Gebiet des Kaspischen Meeres. Solche Züge fanden in den Jahren 860, 907, 913–914, 944, 969, 1030–1033, 1043–1044 und 1047–1049 statt. Slawen und Waräger gelangten entlang der Wolga zum Kaspischen Meer. Die Expedition von Yngvar dem Reisenden nahm 1047–1049 allerdings, wie gezeigt werden soll, eine ungewöhnliche Route – erst zur Ostküste des Schwarzen Meeres, dann den Fluß Rioni (Westgeorgien) entlang und von Boržomi an das Tal des Mtkvari hinab zum Kaspischen Meer.

Informationen über die Expedition Yngvars und seiner 700 Krieger finden wir in alten isländischen Sagen, schwedischen Runen-Inschriften und der georgischen Chronik »Mačiane Kartlisa« sowie unseres Erachtens auch in der armenischen Handschrift »Die Geschichte des Landes Siunic« von Stephanos Orbeljan aus dem 13. Jh.

In der isländischen »Yngvar's Saga« (ca. 1306 niedergeschrieben, mündliche Überlieferung aus dem 12. Jh.) ist die Rede von einem Zug Yngvars und seiner Gefolgsleute (etwa 700 Krieger) auf 30 Schiffen in das orientalische Serkland. Spezifische Angaben über diese »orientalische Reise« der von Yngvar angeführten Waräger könn-

ten eine Grundlage für die Identifikation der Waräger in der georgischen Chronik »Mațiane Kartlisa«¹ (11. Jh.) mit den Gefolgsleuten Yngvars des Reisenden bieten.²

Die georgische Handschrift »Mațiane Kartlisa« liefert Informationen über die Ankunft der Waräger (3000 an der Zahl) in Georgien in den vierziger Jahren des 11. Jh.s. Man vermutet, daß nur 700 von ihnen wirkliche Waräger unter der Führung Yngvars waren. Der Rest (2300 Mann) waren Slawen aus Kiew³. Georgische Wissenschaftler streiten darüber, zu welchem Zweck, woher und zu wessen Unterstützung (König Bagrats IV. oder seines Widersachers Lipariț Bayvași) sie kamen. Angesichts der extremen Komplexität dieses Vorgangs und seiner engen Verbindung mit den politischen Ereignissen jener Zeit gehen verschiedene Wissenschaftler unterschiedlich an eine Übersetzung aus dem Altgeorgischen und an die Interpretation der Informationen über die Ankunft der Waräger in Georgien heran. Oft äußern sie gegensätzliche Meinungen darüber, woher die Waräger kamen, wem sie zu Hilfe kamen und welches ihre genaue Ankunftszeit war. Zweifelhaft ist die Aussage, daß ihre Ankunft in Georgien in engem Zusammenhang mit der Schlacht von Sasireti (zwischen den Truppen des georgischen Königs Bagrat IV. und denen des abtrünnigen Eristavi Lipariț Bayvași)⁴ stand.

Es gibt andere Quellen, Runen-Inschriften, die, wie man annimmt, zum Gedenken an die gefallenen Krieger Yngvars entstanden. Die Steine befinden sich in Mittelschweden und in Gotland. Insgesamt gibt es in Skandinavien (besonders in Schweden, weniger in Dänemark und Norwegen) über 3500 Runentexte.⁵

Von einem orientalischen Land, genannt Serkland, und von Yngvar ist in 25 Runen-Inschriften in Schweden und einer auf Gotland die Rede.⁶ Abweichend von der Yngvar-Sage geben die meisten der Runen-Inschriften, in denen Yngvar genannt wird, Serkland als Ziel der Reise an. Alle Inschriften, die von Yngvar berichten, sind aufgrund ihrer paläographischen Merkmale und der Namen ihrer Autoren (die oft in Stein gehauen wurden) in die Mitte des 11. Jh.s zu datieren.⁷

Als Beispiel kann der Text der Inschrift von Gripsholm, Södermanland, dienen: »Tola befahl, diesen Stein für ihren Sohn Harald, Bruder von Yngvar, aufzustellen. Furchtlos zog es sie weit fort nach dem Gold, und im Osten fütterten sie die Adler. Sie starben im Süden in Serkland.«⁸ Es wird angenommen, daß in diesem Text Yngvars Stief-

1. Kartlis cxovreba, hrsg. von S. Qauxčišvili, Bd. I, Tbilisi 1955, S. 301; Mațiane Kartlisa, hrsgg. von M. Lortkipanize, Tbilisi 1976, S. 51; Letopis' Kartli, hrsg. von G. Čulaia, Tbilisi 1982, S. 69; Kartlis cxovreba, Spisok caricy Anny, Tbilisi 1942, S. 168.
2. Vikings in Russia, Ingvar's Saga and Eymund's Saga, Transl. H. Palsson and P. Edwards, Edinburgh 1989, S. 44–68.
3. Larsson, M.: Yngvar's expedition to the East and Georgian Chronicle (in: Saga-book, XXII., London 1987, S. 104–107); Pritsak, O.: The Origin of Rus, Bd. I, Old Scandinavian Sources other than the Sagas, Cambridge-Mass. 1981, S. 443–450; Blondal, S.: The varangians of Bizantium, Cambridge 1978, S. 228–230.
4. Lordkipanidze, M.: Istorija Gruzii v XI-XIII vv., Tbilisi 1974, S. 48–76; Papaskiri, Z.: »Varrangi« v gruzinskoj »Letopisi Kartli« i nekotorye voprosy russko-gruzinskich kontaktov v XI v. (in: Istorija SSSR, 1983, Nr. 3, S. 169).
5. Jansson, S.: Runes in Sweden, Stockholm 1987, S. 7; Skandinavskie runičeskie nadpisi, Ed. E. Mel'nikova, Moskva 1977, S. 66–67.
6. Skandinavskie runičeskie nadpisi, S. 32; Slavjane i skandinavcy, Ed. E. Mel'nikova, Moskva 1986, S. 264.
7. Gardell, S.: Grovmonument, Stockholm 1937, S. 66–67.

bruder Harald, Sohn von Tola, gemeint ist. Die Texte der Runen-Inschriften ermöglichen es, die Namen der anderen Waräger, die Yngvar auf seiner Reise nach Serkland begleiteten, festzustellen.⁹ Neben den vier Köpfen in Yngvars Gefolge (Hyalmvig, Soti, Ketil oder Gardaketil und Valdimar), sind dies Ormi, Harald, Skarv, Tosti, Torstein und Estein, Ulv, Skardi, Ulm, die Söhne von Eimund, ein weiterer Ulv, Byrstein, Holmstein, Torbiern, Usniken, Gunleiv (Kunlaif), Enund, Eirik, Ragnar, ein weiterer Enund, Boka, Sybbi, Gunvid, ein weiterer Gunleiv, Gauti. In weiteren Inschriften wird zweimal Serkland als das Land erwähnt, in das die Waräger zogen, und es werden Namen genannt, die möglicherweise im Zusammenhang mit Yngvars Feldzug stehen (Torbiern, Begli, Holmgeir, Gutmind, Ragnhild, Yngvar).¹⁰ Diese Inschriften bieten eine Grundlage für die Überlegung, daß man im Fall der Yngvar-Sage von einem möglicherweise ausreichend glaubwürdigen Text sprechen kann, der uns Informationen über einige Ereignisse und Namen gibt und die Runen-Inschriften ergänzt.

Die Frage nach dem Begriff »Serkland« ist sehr verwirrend und läßt sich kaum klären. Aber ohne die Lösung des Problems der Lokalisierung von Serkland ist es sehr schwierig, die Fragen, die mit Yngvars Reise in den Orient verbunden sind, zu klären. Das Hauptproblem ist, ob Georgien (oder besser Westgeorgien) als eines jener Länder angesehen werden kann, die mit diesem Begriff in Verbindung gebracht werden können. Unseres Erachtens ist dies aus bestimmten Gründen möglich.

Die Bedeutung des Begriffs »Serkland« hat sich in skandinavischen geographischen Quellen des 11.–14. Jh.s mehrfach geändert. In vielen von ihnen ist sie unbestimmt und wandelbar als ein nicht näher bezeichnetes Land, ob nun in Asien oder Nordafrika. Zuweilen wurde Serkland an die Küste des Schwarzen Meeres gelegt, manchmal nach Mesopotamien, bisweilen wird es neben Ägypten auch als Nachbarland Chaldäas erwähnt.¹¹

In manchen Quellen wird Serkland neben Armenien plaziert; als seine Westgrenze wird Groß-Skythien (von den Steppen der Dnepr-Region bis zu den Steppen des Nordkaukasus) oder »Groß-Switjod« angesehen.¹² In diesem Fall liegt eine Identifizierung mit Georgien nahe. In der Abhandlung »Guidance« (um 1250) wird Iberien genannt, ebenso in »Karte Nr. 1« (um 1187), wobei dieses sich zwischen Phrygien und Pamphylien in Kleinasien sowie Mesopotamien und Mittelasien befunden hat.¹³ Allerdings ist anzumerken, daß in den Quellen, die Iberien erwähnen, nicht die Rede von Serkland ist und umgekehrt.

Die ursprüngliche Information darüber findet sich in der Abhandlung »Über das Paradies« (12.–13. Jh.), in der große Flüsse der Erde beschrieben werden – einschließlich des Tigris. Hier ist der Text: »Der erste Fluß entspringt im Paradies und wird Tigris genannt. Er fließt von Serkland und durch Groß-Ermland (Ermland hinn mikla

8. Skandinavskie runičeskie nadpisi, S. 74, Nr. 32.

9. Ebenda, S. 58, Nr. 12; S. 69, Nr. 25; S. 71, Nr. 28; S. 73, Nr. 30; S. 76–77, Nr. 37; S. 76, Nr. 36; S. 81, Nr. 45; S. 82, Nr. 47; S. 85, Nr. 49; S. 87, Nr. 52–53; S. 89, Nr. 56; S. 94, Nr. 62; zju 101–1026 T72* S. 103, Nr. 75; S. 66, Nr. 22 (Gotland).

10. Ebenda, S. 71, Nr. 27; S. 77, Nr. 33; S. 92, Nr. 60; S. 102, Nr. 82; S. 113, Nr. 88.

11. Mel'nikova, E.: Drevneskandinavskie geografičeskie sočinenija, Moskva 1986, S. 216, 153.

12. Ebenda, S. 64.

13. Ebenda, S. 88, 153.

– Groß-Armenien). An die Oberfläche gelangt er unter den Bergen, die Ellding genannt werden.«¹⁴ Das Gebirge Ellding ist tatsächlich der Kaukasus. Daß nach Meinung mittelalterlicher skandinavischer Autoren Tigris und Euphrat im Kaukasus nördlich Armeniens entspringen, zeigt sich in der Abhandlung »Welche Länder gibt es auf der Welt«. Dort steht: »Sie liegen neben Armenien und Groß-Armenien (Groß-Ermland). Dort sind diese Berge, die Kereneus genannt werden. In diesem Gebirge kommen Tigris und Euphrat an die Oberfläche, die dem Paradies entspringen.«¹⁵ Wenn wir schließlich in eine Passage des geographischen Werkes »Guidance« aus dem 13. Jh. (um 1250) blicken, finden wir dazu: »...da ist Armenien (Asien), das nach Konung Armenio benannt wurde [...] Dem Gebirge, das nördlich Armeniens liegt, entspringt der berühmte Fluß Tigris.«¹⁶

Jetzt können wir Schlußfolgerungen über die Lage von Serkland ziehen. Ausgehend von dem oben dargelegten Material, vermuteten es die Skandinavier im Süden, Südosten und Südwesten des Schwarzen Meeres, während die Abhandlung »Über das Paradies« Serkland direkt im historischen Georgien plazierte. Wenn die skandinavischen Autoren die Quellen des Tigris einstimmig in den Kaukasus (d.h. eigentlich nach Georgien) und damit in das Gebiet nördlich von Armenien legen, können wir als eine mögliche Variante annehmen, daß sich Serkland auf dem Gebiet Georgiens, nördlich von Armenien und südlich des Kaukasus, befand, obwohl weder Tigris noch Euphrat georgischem Territorium entspringen.

Davon leiten wir ab, daß der Tigris als Fluß definiert wurde, der von Serkland durch Armenien fließt, wenn seine Quellen von skandinavischen Gelehrten des Mittelalters nach Georgien gelegt werden. Wenn wir ihren Annahmen über die Welt, Mesopotamien, Kleinasien und den Kaukasus folgen, können wir davon ausgehen, daß die Möglichkeit besteht, daß es sich bei Serkland um Georgien handelt.

Das alles bringt uns wieder zur Yngvar-Sage und zu dem Abschnitt in der georgischen Chronik »Maťiane Kartlisa«. Die Runen-Inschriften auf Steinen und an Kirchenwänden erwähnen – im Gegensatz zur Sage – Serkland als Ziel von Yngvars Feldzug und als den Ort, an dem Yngvar und die meisten seiner Krieger umkamen. Wenn wir möglicherweise davon ausgehen können, daß Serkland in Georgien (oder Westgeorgien) lag, können wir es als den Ort ansehen, an dem die Waräger verschwanden. So nähern wir uns der Frage nach der Übereinstimmung von tatsächlichen historischen Ereignissen und der Yngvar-Sage.

Abweichend von anderen Autoren schlagen wir vor, die Vorstellung, die Sage sei mystisch und phantastisch, aufzugeben. Sie ist wirklich historisch – zumindest dadurch, daß sie die allgemeinen Informationen und die von den Runen-Inschriften vorgegebene ungefähre Datierung (Mitte bzw. vierziger Jahre des 11. Jh.s) bestätigt. Als wichtigstes Argument dafür, daß die in der Sage beschriebenen Ereignisse wirklich geschahen, kann eine kurze Angabe in der georgischen Chronik »Maťiane Kartlisa« dienen. Im Zusammenhang damit stellt sich die Frage nach der Übereinstimmung von Yngvar-Sage und georgischer Chronik.

Beginnen wir mit dem Versuch, die Zahl der Waräger zu präzisieren. Die georgische Chronik geht davon aus, daß 3000 Männer in Georgien ankamen, während die Sage

14. Ebenda, S. 64.

15. Mel'nikova, E.: Drevneskandinavskie geografičeskie sočinenija, S. 64–66.

16. Ebenda, S. 88.

von 30 Schiffen Yngvars und seines Gefolges spricht. Das wären nicht mehr als 600–700 Krieger. In der Chronik heißt es dann aber weiter, daß sich 700 Männer von der Truppe der Waräger lösten, die dann an der Schlacht von Sasireti teilgenommen haben könnten. Nach Angaben des armenischen Historikers Stepanos Orbeljan (13. Jh.) nahmen 700 erlesene ausländische Krieger an den Kämpfen gegen die Seldschuken im Jahre 1049 auf seiten der Truppen von Lipariṭ Bayvaši teil¹⁷, und wir nehmen an, daß sich diese Information auf die Waräger Yngvars des Reisenden bezieht. Die Frage ist, warum sich die übrigen 2300 Waräger nicht an der Schlacht von Sasireti beteiligten und in ihrem Lager in Baši blieben. Sie läßt sich schwer klären, läßt aber vermuten, daß 700 von den 3000 Mann Waräger waren und 2300 Slawen, da es Quellen gibt, die für die Angriffe russischer (slawischer) Truppen auf Byzanz in den Jahren 860, 907, 913, 944, 969, 1030–1033 und 1043 sowohl Russen als auch Waräger (Skandinavier, meist aus Schweden) verantwortlich machen. So wäre das Auftreten angeheuerter Truppen – bestehend aus einem Zusammenschluß von Slawen und skandinavischen Warägern – in Georgien nicht ungewöhnlich.

M.G.Larsson vertrat die Ansicht, daß 700 Mann der Truppe Waräger waren und 2300 Slawen.¹⁸ In diesem Fall wird die Angabe der Sage einmal mehr bestätigt: Die 30 Schiffe, von denen die Sage berichtet, könnten 700 Männer getragen haben. Die Sage berichtet außerdem über die Ankunft von Yngvars Männern in der Stadt Citopolis – das ist der griechische oder lateinische Name von Kutaisi/Weiße Stadt, so genannt, weil viele Gebäude des mittelalterlichen Kutaisi weiß waren. Viele öffentliche Gebäude, Kirchen und gewöhnliche Häuser waren aus weißem Sandstein erbaut und häufig mit weißem Marmor verziert. Die Materialien dazu wurden damals nahe der Stadt abgebaut.¹⁹ Das Toponym »Citopolis« kann u. E. auf diesem Wege erklärt werden.

Die Sage gibt weiter an, daß die Waräger Gäste der schönen und berühmten Herrscherin der Stadt Citopolis waren und daß diese ein Mitglied der Königsfamilie war. Es ist bekannt, daß König Bagraṭ IV. häufig die Stadt verließ, während seine Mutter Mariam zurückblieb und das Königshaus in seiner Abwesenheit leitete. Möglicherweise betrachteten die Waräger sie als Herrscherin der Stadt. Vielleicht ist demnach in der Sage die Rede von Königin Mariam, der Mutter von König Bagraṭ IV.

Die Sage spricht auch davon, daß die Waräger ein Jahr in Citopolis blieben. Anschließend werden wir versuchen, diese Information als Basis unserer Datierung von Yngvars Ankunft in Georgien zu nehmen.

Die Waräger (offenbar nur die 700 Skandinavier) setzten danach ihre Reise nach Osten fort, bis »der Fluß schmaler wurde mit starker Strömung und unüberwindlichen Klippen an seinen Ufern«. Von Kutaisi wendet sich der Rioni eine weite Strecke nach Norden, zum Rand des Kaukasus. Von der Sage ausgehend und mit Blick auf die wei-

17. Stepanos Orbelian: *Istorija strany Sisakyan*, Tiflis 1910, S. 374 (in altarmen. Sprache); Markarjan, S.: *Varjagi v sostave vojsk Liparita Bagvaši* (in: *Moambe*, Tbilisi 1993, Bd. 111, Nr. 2); *Seldžuki v Irane v XI v.*, Saratov 1991, S. 107; *K voprosu ob identifikacii svedenij »Yngvar's Saga« i »Matiane Kartlisa«* (in: *Izvestija*, Rostov-na-Donu 1997, Nr. 1).

18. Larsson, M.: *Ett odesdigert vikingatag, Ingvar den vittfarnes resa 1036–1041*, Stockholm 1990, S. 40–48; *The varangians in Georgia* (in: *Proceedings of the Second International Symposium in Kartvelian Studies*, Tbilisi 1993).

19. Shepard, J.: *Yngvar's expedition to the east and a Russian inscribed stone cross* (in: *Saga-book*, XIII, London 1984–1985, S. 278).

teren politischen und militärischen Ereignisse war es den Warägern unmöglich, von Kutaisi nach Norden zu gelangen. Die einzig mögliche Richtung ihrer weiteren Reise war Osten, über den Kamm des Lichi-Gebirges hinweg und durch Ostgeorgien und Schirwan zum Kaspischen Meer.

Mit großer Verwunderung blickt man auf die Karte Georgiens und sucht nach einer Route, die die Schiffe der Waräger genommen haben könnten. Auf den ersten Blick erscheint das alles unwahr, doch ist zu beachten, daß die Waräger bei der Umgehung der Stromschnellen von Volchov auf ihrem Weg nach Griechenland ihre Schiffe dreimal im Gebiet des Ladoga-Sees (Fluß Volchov – Ilmensee – Fluß Lovat) entlang der Gostinopole-, Volchov- und Pčev-Stromschnellen (jede von ihnen ca. 9 km lang, zusammen ca. 30 km) schleppen mußten. Auch als sie den Fluß Kasple (Nebenfluß der westlichen Dvina) hinauffuhren, um den Dnjepr in seiner geringsten Entfernung zum Fluß Kasple zu überqueren, mußten sie ihre Schiffe ca. 40 km schleppen (zum Fluß Katinka, einem Nebenfluß des Dnjepr).²⁰ Danach konnten die Schiffe der Waräger in wenigen Tagen Kiew über den Dnjepr erreichen. Hier pausierten sie gewöhnlich einige Tage und setzten danach ihren Weg zum Schwarzen Meer über den Dnjepr fort. In der Mitte des Dnjepr erwarteten sie sieben Stromschnellen (jede von ihnen 7–10 km lang). Diese Stromschnellen wurden gewöhnlich so passiert: Dort, wo sie ruhiger waren, wurden die Schiffe mit Stangen angeschoben, während die Männer am Ufer nebenher gingen. Stärkere Stromschnellen überwandern die Waräger, indem sie die Schiffe ans Ufer zogen und bis zu 10 km auf ihren Schultern trugen (z.B. an der 3. Stromschnelle – Nenasycec).²¹

Auf dem Weg der Waräger nach Griechenland von der Ostsee über die Neva, den Ladoga-See, den Fluß Volchov, den Ilmensee, den Fluß Lovat, die westliche Dvina, den Fluß Kasple und den Dnjepr zum Schwarzen Meer mußten sie so ihre Schiffe viele Male viele Kilometer schleppen und weite Entfernungen auf ihren Schultern tragen. Das war für sie so normal, daß die Sagen das Schleppen der Schiffe und die mit diesen Reisen verbundenen Schwierigkeiten nicht einmal erwähnten.

Unseres Erachtens hatten Yngvars Waräger und die sie begleitenden Slawen unabhängige Reiseziele. Wir nehmen an, daß die Expedition das Ziel hatte, Wege für Karawanen nach Osten zu erkunden (die Suche nach der Großen Seidenstraße).

Der Vergleich der geographischen Quellen Skandinaviens aus dem 12.–14. Jh. mit der Sage von Yngvar und der georgischen Chronik »Mačiane Kartlisa« führt uns zu folgender Schlußfolgerung: Der Terminus »Serkland« hatte im 11.–14. Jh. in Skandinavien als Modewort eine ungenaue Bedeutung und kann dennoch mit »Georgien« identifiziert werden.

UNESCO-Programme von 1989–1990 verfolgen das Ziel, alle Varianten der »Großen Seidenstraße« zu erforschen. Die Wikinger des 11. Jh.s scheinen versucht zu haben, eine solche Variante zu finden. Eine von Mats Larsson geführte Gruppe bereitet gegenwärtig eine Expedition auf Yngvars Route von der Ostsee zum Schwarzen und weiter zum Kaspischen Meer vor. Der wissenschaftliche Wert dieser Expedition ist kaum zu überschätzen.

20. Konstantin Bagrjanorodnyj: *Ob upravlenii imperii*, Moskva 1989; Lebedev, G.: *Put' iz Varjag v Greki* (in: *Vestnik LGU*, 1975, Nr. 4).

21. Lebedev, G.: op. cit.

RELIGION

.....

Manana Žavaxišvili

Zum Problem der Trennung der georgischen orthodoxen Kirche von der römisch-katholischen Kirche

Im Leben der Völker des Mittelalters nahm die Religion den größten Platz ein. In den christlichen Staaten war sie der Regulator von Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Häufig bestimmten konfessionelle Interessen die Entscheidung über Krieg und Frieden.

Im 11. Jh., und zwar im Jahre 1054, fand in der Geschichte der christlichen Kirche ein bedeutendes Ereignis statt. Das Christentum teilte sich offiziell in zwei grundlegende Richtungen: den Katholizismus im Westen und die Orthodoxie im Osten. Dennoch gibt es seit dem 13. Jh. im orthodoxen Georgien Hinweise auf eine Verbreitung des katholischen Glaubens. Wir wenden uns zunächst den Ursachen dieser Erscheinung zu.

Die uns interessierende Zeit (11.–13. Jh.) darf als eine Epoche der Stärke der katholischen Kirche gelten. Schon im Jahre 800 hatte Papst Leo III. Kaiser Karl dem Großen die Krone aufgesetzt und damit für Jahrhunderte die Tatsache unterstrichen, daß die weltliche Macht, wie stark sie auch sein mochte, ohne den kirchlichen Segen der vollen Legitimität entbehrte. Besondere Macht gewann das Papsttum dann unter Gregor VII. (1073–1085), der ein Verfechter der Reform-Bewegung von Cluny war. Gregor VII. sagte: »Kommt und seht, ihr Heiligste und Seligste, Petrus und Paulus, damit die ganze Welt es höre und erfahre, daß ihr, wenn ihr fähig seid im Himmel zu entscheiden, dasselbe auch auf Erden könnt: [...] Imperien und Königreiche, Fürstentümer, Marquisate, Herzogtümer und alles, was Menschen besitzen können, zu geben und zu nehmen.«¹ Im 13. Jh. befand sich die katholische Kirche auf dem Höhepunkt ihrer Macht. Hierin zeichnete sich vor allem das Papsttum von Innozenz III. (1198–1216) aus. Er vertrat die Ansicht, daß die Königsmacht nur über die Erde und den Leib, die Macht des Papstes aber über den Himmel und die Seele herrsche. Und er folgerte daraus, die Freiheit beginne dort, »wo die römische Kirche über unbegrenzte Rechte sowohl in geistlichen als auch in weltlichen Angelegenheiten verfügt.«² Das Auftreten des Katholizismus in Georgien fällt in diese Zeit des Zenits der päpstlichen Macht.

1. Laviss E., Rambo A.: Vseobščaja istorija, Bd. II (Moskva 1897) S. 105.
2. Ebenda S.174.

Wie war die Lage damals in Byzanz, dem Zentrum des Ostchristentums? Die politische und kirchliche Situation war schwierig. Die turkstämmigen Seldschuken hatten Byzanz spürbar geschwächt, das Land stand vor einer Krise. Was die Geistlichkeit anbelangt, so unterstand sie der Willkür des Kaisers. Dieser setzte faktisch den Patriarchen ein, auch wenn der Heilige Synod ihn formell wählte. Der Kaiser rief auch die Kirchensynoden zusammen und leitete sie häufig selbst. Er erließ Gesetze und Edikte zu religiösen Fragen und kümmerte sich dabei wenig um die Meinung der geistlichen Würdenträger.³

Und die Situation in den anderen Kirchen des Ostchristentums? Die Patriarchate von Antiochia, Alexandria und Jerusalem befanden sich im 13. Jh. bereits in der Hand der Muslime und waren auf dem Weg des Niedergangs.⁴ Teil der orthodoxen Welt war auch Rußland, das jedoch 1240 ein Vasallenstaat der Goldenen Horde wurde. Überall lag das kulturelle Leben darnieder.

In der gleichen kritischen Lage befand sich Georgien im 13. Jh. Der Mongolensturm hatte es nicht übergangen. Worauf sollte es hoffen? Die übrige orthodoxe Welt war selbst in Not und erwies sich als hilflos. Als mächtige Kraft der christlichen Welt blieb nur Westeuropa. So wandte sich Georgien um Hilfe an die katholische Kirche.⁵ Vier Gründe waren für diese Entscheidung maßgebend: 1. der politische, wirtschaftliche und kulturelle Niedergang von Byzanz und des Ostkirchentums; 2. die schwierige Lage in Georgien selbst, das von einem Ring islamischer Staaten umgeben war; 3. das Erstarken Westeuropas und seiner Kirche unter mächtigen Päpsten; 4. die uralte Tradition der Toleranz in Georgien, die sowohl Judentum und Islam einschloß als auch – anders als in zahlreichen ostkirchlichen Bereichen seit 1054 – in den Katholiken Glaubensgeschwister wußte. So kam es zur Ausbreitung des Katholizismus in Georgien.

Im folgenden interessiert uns nun nicht, welchen Umfang diese Ausbreitung tatsächlich erreichte oder was sich daraus seither entwickelt bzw. bis in die Gegenwart erhalten hat. Vielmehr geht es uns um ein kirchengeschichtlich-kirchenpolitisches Problem. Es kann in die Doppelfrage gefaßt werden: Hat die orthodoxe Kirche Georgiens 1054 – im Unterschied zur übrigen Orthodoxie – die Trennung von Rom gar nicht mitvollzogen, so daß der erwähnte Hilferuf innerhalb einer noch vereinigten Kirche erging und deshalb zum Erfolg führte? Und läßt sich, gesetzt den Fall, die erste Frage wäre zu bejahen, ein anderer Zeitpunkt ausmachen, zu dem die Trennung zwischen Georgien und Rom vollzogen wurde?

Dieses Problem hat (1902) auch M. Tamarašvili untersucht. Seiner Ansicht nach fand die Trennung nicht im Jahr 1054, sondern erst nach den dreißiger Jahren des 13. Jh.s statt, das heißt nach dem Einfall der Mongolen.⁶ Er schreibt: »Dieser Gedanke scheint uns nicht unbegründet, wenn wir einige unserer altgeorgischen Inschriften und Urkunden betrachten.«⁷ Gemeint sind hier zunächst Schriftstücke, in deren Schlußabschnitten, mittelalterlichem Brauch gemäß, ein Anathema über diejenigen ausgesprochen wurde, die den darin enthaltenen dogmatischen Aussagen zu widersprechen wag-

3. Vgl. dazu Litavrin, G. G.: Vizantijskaja imperija vo vtoroj polovine XI-XII vv., in: Kul'tura Vizantii (Moskva 1989), bes. S.22.

4. Festugière, A. I.: Antioche painne et chrétienne (Paris 1959); Foster, E. M.: Alexandria (1961).

5. Tamarašvili, M.: Ištoria kaťolikobisa kartvelta šoris (T'pilisi 1902) S.13.

6. Tamarašvili a. O. S.13.

7. Ebenda S.5.

ten. Diese Verfluchungen wurden häufig im Namen der fünf von den ökumenischen Synoden bestätigten Patriarchaten – Alexandria, Antiochia, Jerusalem, Konstantinopel und Rom – vollzogen. M. Tamarašvilis These ist nun, daß eine Trennung Georgiens von Rom hätte zur Folge haben müssen, daß in den Anathemata der Name Roms fehle. In der Tat findet er vom frühen 14. Jh. an einige Dokumente, in denen dies der Fall ist; er behauptet daher, daß »seither nicht mehr als vier Patriarchen« erwähnt wurden. Allerdings hat Tamarašvili offensichtlich nicht das gesamte historische Material seinen Nachforschungen zugrunde gelegt. Tut man dies, so stellt sich die Situation anders dar. Wir fanden andere Urkunden als die von ihm zitierten aus dem 14. Jh.⁸, in denen auch fünf Patriarchate genannt sind, ferner solche des 15. und 16. Jh.s, die sowohl vier als auch fünf Patriarchate aufführen.⁹ Erst vom 17. Jh. an sind konsequent nur vier Patriarchate verzeichnet.¹⁰ Nimmt man die Zahl der Patriarchate in den Anathemata im Sinne M. Tamarašvilis als Kriterium, dann könnte mit Sicherheit also erst im 17. Jh. von einer Trennung von Georgien und Rom gesprochen werden. Allerdings erscheint uns der Wechsel der Anzahl in den Dokumenten aus der davorliegenden Zeit eher auf dem Zufall oder den dem Schreiber jeweils zur Verfügung stehenden Vorlagen zu beruhen als auf einer bewußten Spiegelung der kirchenpolitischen Situation. Daher ist M. Tamarašvilis Argumentation zweifelhaft und vermag nichts über das Datum einer Trennung der georgischen Kirche von Rom auszusagen.

Neben den erwähnten Dokumenten zieht M. Tamarašvili auch den Briefwechsel heran, der im Mittelalter zwischen georgischen Königen und dem römischen Papst stattfand.

Ein solcher Brief, den die Königin Rusudan (1223–1245) an Papst Honorius III. (1216–1227) schrieb, datiert aus dem Jahre 1223. Rusudan wendet sich hier folgendermaßen an den Papst: »Heiligster Papst, Vater und Oberhaupt aller Christen«.¹¹ Dann teilt sie ihm den Tod Giorgi Laschas und die Invasion der Mongolen mit. Gestützt auf dieses Schreiben, folgert M. Tamarašvili: »Rusudan erkennt den Papst als Vater und Oberhaupt aller Christen an. Es ist sonnenklar, daß zwischen der georgischen Kirche und dem Papst eine enge Verbindung und Einheit bestand.«¹² So, wie Rusudan sich in diesem Schreiben an den Papst wandte, taten das aber auch Vertreter anderer Länder. Eine solche Anrede verlangte die diplomatische Etikette. Der Papst besaß zahlreiche ähnliche Titel: »Stellvertreter Jesu Christi«, »Erbe des Oberhauptes der Apostel«, »Oberster Hirt der Weltkirche«. Daher erscheint uns Rusudans ehrfürchtige Anrede nichts Außergewöhnliches.¹³

Im Jahre 1224 antwortete der Papst Rusudan: »Dank des Herrn haben wir uns sehr über die Ehre gefreut, die du uns und der römischen Kirche – der Mutter und Lehrerin der ganzen Christenheit – erweist, und ebenso über deine fromme Absicht, an der Befreiung der heiligen Stätten teilzunehmen.«¹⁴ Der Papst scheint hier entzückt über die Ehrerbietung der Georgier gegenüber der römischen Kirche und über ihre

8. Kartuli istoriuli sabutebis korpusi (Tbilisi 1984) S.81, 84, 91, 125, 152, 155, 178.

9. Kartuli samartlis zglebi, gamocemuli I. Doližis mier, Bd.3 (Tbilisi 1970) S.195, 213.

10. Ebenda S. 263, 271, 346, 357, 478, 520, 583, 844, 910, 1051.

11. Ṭabayua, I.: Sakartvelo evropis arkivebsa da ciḡsacavebši, Bd.1 (Tbilisi 1984) S. 77.

12. Tamarašvili a. O. S. 8

13. Koval'skij, Ja.: Papy i papstvo (Moskva 1991) S. 14–15.

14. Ṭabayua a. O. S. 180.

Einwilligung zur Teilnahme am Kreuzzug, und erteilt ihnen am Ende den apostolischen Segen. Dieses Schreiben kommentiert M. Tamarašvili folgendermaßen: »Der Papst ist, wie aus seinen Worten zu erkennen ist, erfreut über die Gläubigkeit der Georgier, er erlegt ihnen nichts anderes auf, als tapfer zu sein und den Glauben so zu verteidigen, wie sie es bisher getan haben. Wäre die Einheit zweifelhaft gewesen, so hätte er ihnen zugeredet, um Vereinigung ersucht und nicht den apostolischen Segen und die Vergebung der Sünden erteilt.«¹⁵ Wir folgern daraus im Gegenteil: Wenn die Georgier mit Rom vereinigt gewesen wären, so hätte die Ehrerbietung gegenüber der römischen Kirche nicht die besondere Freude von Honorius III. hervorgerufen. Gerade wegen der »zweifelhaften Einheit« kommt es zu dieser Reaktion des Papstes. In dem Schreiben teilt Honorius III. Rusudan überdies das Datum und den Ort des Eingreifens in den Kreuzzug mit. Das war die eigentliche Bestimmung des Briefes; die Rede von einer Kirchenvereinigung wäre in diesem Zusammenhang völlig unangebracht gewesen. Den apostolischen Segen und die Vergebung der Sünden aber versprachen Roms Päpste allen, die sich an den von ihnen initiierten Kreuzzügen beteiligten.

Von den Briefen aus der Zeit der angeblichen Einheit der georgischen und der römischen Kirche nennt M. Tamarašvili noch ein Schreiben des Papstes Gregor IX. an die georgische Königin, den er in das Jahr 1233 datiert. Aus dem Brief ist ersichtlich, daß Gregor IX. von einem Missionar namens Jakob de Rusani oder Jakob von Rogsani Nachrichten über Georgien erhalten hat. Der Papst lobt die Gastfreundschaft der Königin und die würdige Aufnahme der Mönche und fügt hinzu: »Wie wir glauben, so vernimm und beachte, daß die katholische Kirche den, der heute die Patres vor ungerechtfertigten Beleidigungen der Häretiker schützt, mit noch strahlenderer Schönheit und wunderbarerem Wirken bedenken wird.«¹⁶ Die Königin hatte also die katholischen Missionare vor ungerechtfertigten Verunglimpfungen geschützt und sollte es auch fortan tun. Wäre Georgien ein »katholisches« Land gewesen, so hätte man die Missionare, die ausgesandt waren, um Andersgläubige zu taufen, zwar ehrenvoll empfangen, aber sie hätten keines Schutzes bedurft. Anders lautet M. Tamarašvilis Kommentar: »In jenen Zeiten bedeutete das Aussenden von Missionaren in unser Land zweifellos nicht, daß Georgien die Einheit mit Rom aufgegeben hätte, weil diese Missionare zu dieser Zeit hier sein konnten, nicht um die Georgier, sondern um Ungläubige und verschiedene Häretiker zu bekehren. Auch der Brief selbst deutet genügend auf diesen Umstand hin.«¹⁷ Jedoch zu behaupten, die Missionare seien nicht nach Georgien gekommen, um Georgier zu bekehren, ist unmöglich. Dafür besitzen wir keinen Beweis. Der Umstand, daß hier katholische Mönche wirkten und der römische Papst die Herrscherin des Landes aufrief, sie zu schützen und vor Verunglimpfungen zu bewahren, deutet vielmehr genau auf das Gegenteil hin. Unseres Erachtens ist aus diesem Brief Gregors IX. also zu ersehen, daß die georgische Kirche damals längst von Rom getrennt war.

Es erscheint sinnvoll, die Frage der Kirchentrennung auch noch anhand von Werken des georgischen hagiographischen Schrifttums aus der Zeit nach dem Schisma von

15. Tamarašvili a. O. S. 11.

16. Ṭabayua a. O. S. 185.

17. Tamarašvili a. O. S. 13.

18. Giorgi Mcire: Giorgi Mtačmidelis cxovreba, in: Kartuli mcerloba, Bd.2 (Tbilisi 1987).

1054 zu untersuchen. Hierbei verdient Giorgi Mcires Werk ›Leben und Wirken unseres heiligen und seligen Vaters Giorgi Mtaçmideli‹ besondere Beachtung.¹⁸ Die Arbeit wurde in den Jahren 1066–1068 verfaßt. Sie enthält reiches Material über das Athos-Kloster der Georgier und ihren Abt, Giorgi Mtaçmideli, der eine besondere Rolle im Leben des Klosters spielte. Ein Kapitel in diesem Buch findet die besondere Aufmerksamkeit M. Tamarašvilis. Er schreibt: »Den von uns formulierten Gedanken, daß sich die georgische Kirche von der römischen nicht zu ein und derselben Zeit trennte, d.h., (nicht) im Jahre 1054, wie das die griechische Kirche tat, bekräftigt recht gut die Antwort des hochgebildeten georgischen Mönchs, des hl. Giorgi Mtaçmideli, an den Kaiser von Byzanz Konstantinos Dukas.« Und er fährt fort: »Als der heilige Giorgi, von Georgiens König (Bagrat IV.) gesandt, zum Kaiser kam, empfingen ihn dort auch vornehme Persönlichkeiten aus Rom und Armenien. Da der Kaiser Giorgis große Lauterkeit und seine hohe Weisheit kannte, fragte er ihn nebenbei, was es für einen Grund gebe, daß die Römer den Gottesdienst mit ungesäuertem Brot feiern, wir dagegen mit Brot aus Sauerteig. Der heilige Giorgi antwortete: ›Da unter den Griechen viel Häresie aufkam und sie häufig (vom wahren Glauben) abfielen, beriefen tiefgläubige Könige wie Euresgleichen heilige Synoden ein und erforschten eingehend das Wesen und die leibliche Erscheinung von Christus, unserem Gott, und von seinem göttlichen Leib und legten fest, Teig als Leib Christi zu nehmen, aber Brotteig für den Geist gegen die Häresie des gottlosen Apollonaris, der Christi göttlichen Leib als unbeseelt und ohne Geist bezeichnet hatte, dieser dumme und geistlose Mensch. Und in den Wein mischen wir Wasser als Symbol, wie Johannes Chrysostomos sagt – dies ist die Erklärung und der Grund für diese Sachen. Seit aber die Römer Gott erkannt hatten, fielen sie nie von ihm ab, und auch Häresie ist niemals von ihnen ausgegangen; und so wie damals das Oberhaupt der Jünger, Petrus, ein unblutiges Opfer dargebracht hat und wie es der Herr selbst den Jüngern beim Abendmahl gab, so führen sie es aus, und es ist keinerlei Spaltung unter ihnen, sondern sie glauben den wahren Glauben.‹ Die römischen Fürsten freuten sich sehr, weil auch zu anderer Zeit deswegen Streit zwischen ihnen war und sie aus Unwissenheit ihrem König nicht antworten konnten, und sie sprachen zu dem Heiligen (Giorgi): ›Wir bringen dich zum heiligen Papst.‹«^{19,20}

Untersuchen wir diesen Fall genauer. Im ›Leben des Giorgi Mtaçmideli‹ wird vom Konflikt zwischen den Griechen und den Georgiern berichtet, der sich um das Athos-Kloster der Iberer zutrug. Schon in der Amtszeit des Abtes Giorgi I. Varazvaçe von 1019–1029 begannen diese Unstimmigkeiten. Die Griechen wollten sich das Kloster aneignen. Doch die Georgier konnten den Angriff abwehren. Damit nun künftigen Generationen ein Dokument über das unstrittige Recht der Georgier auf das Athos-Kloster zur Verfügung stand, stellte man zur Zeit des Abtes Svimeon (1041–1042) ein Gedenkbuch mit einer kurzen Geschichte des Klosters zusammen. Dort heißt es: »In besonders schwieriger Situation befanden sich die Georgier vom Schwarzen Berg unter dem Patriarchen Theodosios. Die Griechen fragten ihn: ›Wissen die Georgier nicht, was sie reden und welches ihr Glaube ist?‹ Der Patriarch fragte verwundert: ›Wie sollte es denkbar sein, daß die Georgier keine Rechtgläubigen wären?‹ Die Griechen er-

19. Tamarašvili a. O. S. 22–23.

20. Siehe auch Tarxnišvili, M.: Una sancta gaqopamde, in: Tarxnišvili, M.: Çerilebi (Tbilisi 1994) S. 63.

klärten, sie wüßten nicht, ob sie wirklich Georgier wären oder Armenier, aber eines sei klar: »Ihr Priester darf in unserem Kloster nicht den Gottesdienst halten.« Daraus folgt: Wäre die georgische Kirche mit der römischen Kirche vereint gewesen, hätte der Patriarch Theodosios nicht fragen müssen: Sind die Georgier denn keine Rechtgläubigen? Dann hätte daran kein Zweifel bestanden. Doch auf diese Frage gingen die Griechen gar nicht ein. Sie beschuldigten die Georgier einfach der Häresie. Der Patriarch ging nun daran, die Sache zu untersuchen. Dazu brauchte er von seiten der Georgier eine Persönlichkeit, die zugleich ein guter Kenner der griechischen Sprache und des griechischen Schrifttums war. Die Griechen benannten Giorgi Mtaçmideli. Der Patriarch fragte ihn: Du bist zwar »georgischer Abstammung«, aber »in allem anderen und in der Bildung bist du ganz ein Grieche«; deshalb bitte ich dich, mir zu antworten: »Gibt es einen Fehler in ihrem Glauben? Oder gibt es einen Unterschied zwischen ihnen und uns...?« Giorgi gab seine oben zitierte erschöpfende Auskunft. Der Patriarch gelangte zu der Überzeugung, daß die Georgier den »rechten Glauben« besäßen. Deshalb verfluchte er die »untauglichen Männer«, die schlecht über die Georgier geredet hatten, und unterwarf sie dem Kirchengesetz. Giorgi dagegen überhäufte er »mit Lob und Annehmlichkeiten«. ²¹

Im Jahre 1057 flammte der Kampf zwischen den byzantinischen Mönchen des Schwarzen Berges und den Georgiern noch einmal auf. Der Anlaß waren dieses Mal die Unabhängigkeit der georgischen Kirche und das Recht auf Autokephalie. Das Patriarchat von Antiochia wollte sich die georgische Kirche unterwerfen. Giorgi Mtaçmideli erklärte dem Patriarchen jedoch, daß die georgische Kirche das Recht der Unabhängigkeit besitze: »Die Georgier haben niemals zur Häresie geneigt, und vergeßt nicht, daß es eine Zeit gab, in der in ganz Griechenland keine Rechtgläubigkeit zu finden war und als Heimstatt der Orthodoxie nur das Katholikat von Kartli galt«. So verteidigte er die Autokephalie und damit die Orthodoxie der georgischen Kirche. ²²

Zur Beantwortung unserer Frage mag schließlich noch ein Vergleich der georgischen Klostersatzungen mit den Satzungen der römisch-katholischen Klöster dienen. Die gesamte orthodoxe Welt besitzt im wesentlichen eine gemeinsame Klosterregel, ebenso wie die Art des Gottesdienstes und Betens allen orthodoxen Kirchen gemeinsam ist, auch wenn sich die äußere Form des mönchischen Lebens in der östlichen Christenheit in vierfacher Weise unterscheidet: es gibt Eremiten und Skitendörfer sowie idiorhythmische und koinobitische Klostergemeinschaften.

Was wissen wir aber konkret über georgische Klostersatzungen? Leider nicht sehr viel. Von den erhalten gebliebenen Satzungen liegt die des Peçriçoni-Klosters vollständig vor; sie wurde im Jahre 1083 von dem georgischen Feldherrn Grigol Baçurianis 3e für dieses in Bulgarien gegründete Kloster geschaffen. ²³ Der Text informiert zuerst über die Gründung des Klosters, die Persönlichkeit des Gründers, dann über die Regeln des Verhaltens im Kloster; darüber hinaus enthält sie Material über die sozialen Beziehungen und über die wirtschaftliche Lage des Klosters. Ebenso inhaltsreich ist die Satzung des Klosters Vahanis Kvabni, die von dem Eristavt-Eristavi

21. Giorgi Mcire a. O. S. 101–103.

22. Ebenda S. 103.

23. Šanize, A.: Kartvelta monašteri bulgaretši (Tbilisi 1971).

24. Vahanis kvabta gangeba (XIII s.), gamocemuli L. Musxelišvilis mier (Tbilisi 1939).

25. Kaçabaçe, S.: Çerilebi da masalebi sakartvelos ištoriaisatvis, Bd.1 (Tbilisi 1914) S. 71–73.

Mxargrzeni von Tmogvi stammt.²⁴ Erhalten geblieben ist auch die in den Jahren 1191–1212 abgefaßte Satzung eines unbekanntes Klosters, die S. Kačabaže veröffentlicht hat.²⁵ Neben diesen wenigen Dokumenten lassen sich aber auch aus der georgischen Hagiographie Nachrichten über die Satzungen der Klöster erheben. So wird z. B. im ›Leben des Iovane und des Eptwime‹ von Giorgi Mtačmideli aus dem Athos-Kloster der Iberer berichtet²⁶; ebenso ist in dem schon genannten Werk über das Leben des Giorgi Mtačmideli von Giorgi Mcire die Rede von den Ordnungen in den Klöstern auf dem Athos, in Xaxuli und auf dem Schwarzen Berg.²⁷ Giorgi Merčules ›Leben des Grigol Xanzteli‹ behandelt die Satzung des Klosters Xanzta.²⁸ Informationen über das Kloster Šiomyvime liefert schließlich das Vermächtnis des Königs Davit Aymašenebeli.²⁹

Vergleicht man alle diese Texte, so ergibt sich zweierlei: Die georgischen klösterlichen Satzungen ähneln sich in ihrem Aufbau und ihrem Inhalt; und sie wiederholen das griechische Modell trotz einiger Besonderheiten. Überall werden der soziale, ökonomische und rechtliche Status, die Anzahl der im Kloster wirkenden und dienenden Personen, deren Rechte und Pflichten, die Kosten der der Bruderschaft gehörenden Kleidung, das Quantum der Essensrationen, die Meßordnung und die Ordnung für die Gedenkmessen der Stifter beschrieben. Alle Satzungen verbieten das Privateigentum. Verstöße gegen die Ordnung und den Gehorsam, das Einlassen von Frauen und von bartlosen jungen Männern, das Verlassen des Klosters ohne den Segen des Abts u.a. werden streng bestraft.

Betrachten wir dagegen die römisch-katholischen Klöster. Das 12.–13. Jh. ist die Blütezeit der Reformorden in Westeuropa. Sie alle entwickeln ihren gemeinsamen Ursprung, die Regel Benedikts von Nursia (6.Jh.) und deren Überarbeitung durch Benedikt von Aniane (9.Jh.) weiter. Wichtig werden dabei, unbeschadet der einheitlichen geistlichen Strukturen, vor allem die unterschiedliche Organisation der Konvente und die verschiedenen ›weltlichen‹ Tätigkeiten. Neben der Kultivierung von Neuland oder den Anfängen industrieller Produktion (Zisterzienser, Prämonstratenser) sind der diakonische Dienst (Johanniter u.a.) oder die wissenschaftliche, v.a. theologische Arbeit (Dominikaner, Franziskaner) Beispiele solcher speziellen Zielsetzungen. Auch gab es in Westeuropa Nonnenklöster, die sich hauptsächlich der schulischen Bildung von Kindern und Jugendlichen sowie der handwerklichen Ausbildung von Frauen widmeten, eine Tätigkeit, die in den orthodoxen Frauenklöstern undenkbar war. Daneben aber bestanden Orden mit eindeutig meditativen Lebensformen wie z.B. die Kartäuser. Kurzum, das römisch-katholische Klosterleben wies nach der Kirchenspaltung von 1054 eine Fülle an Differenzierung auf, die es im Osten so nicht gab.

Abschließend sei aus der Satzung des georgischen Stifters des Petričoni-Klosters im Rhodopengebirge zitiert. Er begründet sein Werk im ersten Kapitel mit den Worten, »weil es wirklich notwendig und richtig ist für alle rechtgläubigen Christen«. Und wei-

26. Giorgi Mtačmideli: Cxovrebaĵ iovanesi da eptvimesi, in: *Žveli kartuli agiograpiuli liĵaturis zeglebi*, Bd. 2 (Tbilisi 1967) S. 15.

27. Giorgi Mcire a. O.

28. Giorgi Merčule: Cxovrebaĵ grigol xanztelisaĵ, in: *Žveli kartuli agiograpiuli liĵaturis zeglebi*, Bd. 1 (Tbilisi 1963).

29. Anderĵi davit mepisa myvimisadmi, in: *Kartuli iĵoriuli sabutebis ĵorpusi*, Bd. 1 (Tbilisi 1984) S. 52–59.

30. Laviss E., Rambo A.: *Vseobščaja istorija*, Bd. II (Moskva 1897) S. 228.

ter: »Ich, Grigol [...] war von Kindheit an bis ins Alter unnütz und bar jeglicher guter Tat, und doch wurde ich würdig des wahren und rechtgläubigen Bekenntnisses der Georgier.«³⁰

Auf der Grundlage georgischer historischer Dokumente, brieflichen Materials, hagiographischer Werke und einiger Klostersatzungen gelangen wir so zu dem Schluß, daß sich die georgische Kirche von der römisch-katholischen offensichtlich mit dem Schisma von 1054 trennte, daß also Georgien stets ein orthodoxes Land war und blieb, unbeschadet anderer christlicher Kirchen oder auch anderer Religionen, die in ihm eine gastfreundliche Heimat fanden.

Andreas Groß

Mission und Endzeiterwartung in Katharinenfeld

In den Jahren 1817/18 gelangten ungefähr 500 deutsche Aussiedler nach Georgien. Dort gründeten sie die Kolonien Neu-Tiflis, Alexandersdorf, Marienfeld, Elisabeththal, Petersdorf, Annenfeld, Helenendorf und Katharinenfeld.¹ Die Mehrheit der Aussiedler stammte aus dem Königreich Württemberg. Der Grund für ihre Auswanderung war nicht allein in ihrer wirtschaftlichen Notlage zu suchen. Es waren vor allem religiöse Erwartungen und Hoffnungen, die die Kolonisten zur Auswanderung veranlaßten: Der bekannte Volksschriftsteller Johann Heinrich Jung-Stilling (1740–1817) erwähnte in seinen Schriften mehrmals einen »Bergungsort«, an dem sich die ausgewählten Gläubigen sammeln sollten, um sich auf die Wiederkunft Christi vorzubereiten. Er knüpfte dabei an die Prophezeiungen von Johann Albrecht Bengel an, der den Beginn der Endzeit für das Jahr 1836 berechnet hatte. Der Bergungsort sollte im Gebiet zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer, in der Nähe des Berges Ararat, gelegen sein. Ein entscheidender Faktor für diese Lokalisation war die Tatsache, daß Georgien seit dem Jahr 1801 unter russische Herrschaft geraten war. Durch seine Verbindung zur Mystik und zur Erweckungsbewegung wurde der russische Zar Alexander I. in Württemberg als ein wahrhaft christlicher Herrscher und als der neue »König David« angesehen und verehrt. Einigen Aussiedlern galt er sogar als ein »äch-

.1. Weiterführende Literaturangaben zu diesem Thema bei Groß: *Missionare und Kolonisten: Die Basler und die Hermannsbürger Mission in Georgien – am Beispiel der Kolonie Katharinenfeld 1818-1870, Studien zur Orientalischen Kirchengeschichte Bd.6* (Hamburg 1998). Ein wichtiger Teil dieses Buches befaßt sich mit den Planungen, der Durchführung und dem Scheitern einer »Mohammedanermision«, ausgehend von den deutschen Kolonien Georgiens. Eine solche Mission wurde schließlich im Jahr 1869 durch den Hermannsbürger Missionar Eduard Freiherr von Schlotheim begonnen.

ter Lutheraner«². Die deutschen Aussiedler hatten die Absicht, sich in aller Stille auf die Wiederkunft Christi vorzubereiten.

Ein Anliegen ganz anderer Art verfolgte die Basler Missionsgesellschaft im Kaukasusgebiet. Im Jahr 1821 beabsichtigte sie, dort eine Missionsarbeit aufzubauen.³ Die Basler Missionsleitung sah die Ansiedlung der deutschen Kolonisten in dem Gebiet um Odessa bis an die persische Grenze als eine Vorsehung Gottes, die »in stiller Vorbereitung die Heerstraße anbahnte, auf welcher unter dem Schutze eines mächtigen und frommen Kaisers das Reich Gottes sicher und ungehindert bis zu den Vestungswällen der muhammedanischen Welt einher ziehen kann.«⁴ Die deutschen Siedlungen sollten als »Stützpunkte« für eine »Mohammedanermision« dienen: »Eine jede von diesen Gemeinden liegt wie eine auserwählte Missionsstation, der nur der Missionar noch fehlt.«⁵ So trat man sich in Basel mit dem Gedanken, die deutschen Kolonien mit Predigern zu versorgen. Die drei Basler Missionare Felician Zaremba, Heinrich Benz und August Heinrich Dittrich, die im Jahr 1823 nach Transkaukasien reisten, erhielten den Auftrag, die Situation der deutschen Kolonien zu schildern.⁶ Die Gemeinden bestanden ausschließlich aus Laien. In jeder Kolonie gab es einen sogenannten »geistlichen Lehrer«, der die kirchlichen Angelegenheiten zu leiten hatte. Da seine Autorität jedoch nicht von allen anerkannt war, nahmen die Missionare viel Unordnung wahr. Die Auseinandersetzungen zwischen den einzelnen Gruppierungen machten eine besondere Kirchenordnung erforderlich. Eine solche verfaßte August Heinrich Dittrich im August 1823 in der Gemeinde Elisabeththal.⁷ Die Kirchenordnung regelte und organisierte die Verfassung der einzelnen Gemeinden und legte den Grundstein für die Konstituierung einer Synode der deutschen Kolonien Transkaukasiens.

Ein Jahr nach diesem Besuch kam der Basler Missionar Johann Bernhard Saltet (1792–1830) nach Georgien.⁸ Er wurde der erste Prediger in Tiflis und Oberpastor der deutschen Kolonien Georgiens. Während seiner Amtszeit trennten sich einige Perso-

2. Groß a. O. S.12.

3. Die Mission im Kaukasus war die erste eigenständige Missionsarbeit der Basler Mission. Sie errichtete ihr Zentrum in Schuscha. Dort wirkte sie vor allem unter Armeniern. Ihr eigentliches Ziel war es jedoch, »Mohammedanermision« zu treiben. Nach einem Erlaß des Zaren aus dem Jahr 1835 mußte die Basler Mission ihre Tätigkeit in Transkaukasien beenden. Allein die Pastoration der deutschen Gemeinden durfte fortgeführt werden. Zu der Tätigkeit der Basler Mission in Transkaukasien und Persien vgl.: Waldburger: Missionare und Moslems (Basel 1984).

4. Groß a. O. S.60.

5. Ebenda.

6. Von den drei Missionaren war August Heinrich Dittrich (1797–1855) für die deutschen Gemeinden von Bedeutung: Er war in den Jahren 1833–1838 ihr Oberpastor. Außerdem machte er sich einen Namen durch seine armenischen Übersetzungsarbeiten.

7. Die handschriftliche Abschrift der Kirchenordnung aus dem Jahr 1823 ist erstmals veröffentlicht bei Groß a. O. Anhang I, S.281–342.

8. Saltet war von Beruf Kaufmann. Im November 1819 trat er in die Basler Missionsschule ein. Nach einer Studiendauer von weniger als einem Jahr wurde er von der Schottischen Missionsgesellschaft als Judenmissionar nach Rußland und Polen gesandt. Saltet war für die Entwicklung der deutschen Kolonien Georgiens von besonderer Bedeutung. Zu Saltet vgl.: Lechler: Lebenslauf, Magazin für die neueste Geschichte der evangelischen Missions- und Bibelgesellschaften Basel 1853, II, S.90–139; III, S.125–207; Winguth: Johann Bernhard Saltet, Der Auslandsdeutsche 8, No.6 (Stuttgart 1925) S.154–157; Groß a. O. S.82–106.382.

nen von der Kirche.⁹ Mit diesen sogenannten Separatisten hatte Saltet mehrere Auseinandersetzungen zu führen.

Das Zentrum der separatistischen Bewegung lag in Katharinenfeld. Dort existierte schon seit Jahren eine Gruppe, die sich »Kinder Gottes« nannte. Ihr Leiter war Jacob Koser aus Ganslosen, dem heutigen Auendorf. Im Jahr 1825 kam es in Katharinenfeld zur Spaltung. Als sich 24 Familien von der Kirche trennten, legte auch der geistliche Lehrer sein Amt nieder. In dieser schwierigen Situation versuchte Saltet zu vermitteln, indem er mehrmals nach Katharinenfeld reiste. Der Hauptgrund für die Separation bildete die Praxis der Kindertaufe. Die Separatisten sprachen sich für eine Erwachsenentaufe aus und ersetzten die Kindertaufe durch eine Handauflegung. Sie nannten die Kindertaufe »eine ungerechte Thüre«, durch welche viele in die Kirche gelangen könnten, ohne »das hochzeitliche Kleid« anzuhaben. Die Absicht der Separatisten bestand darin, eine Gemeinde der Heiligen zu bilden. Die Kirche nannten sie Babel. Sie forderten zum Austritt aus der Kirche auf. Weitere Gründe für die Separation waren die Ablehnung der Kirchenordnung und die Anwesenheit eines Predigers. Saltet führte mit den Separatisten zahlreiche Gespräche und Diskussionen, in denen er ihnen ihre Irrlehre vor Augen hielt. Auch die Regierung versuchte durch strenge Maßnahmen, die Separatisten zur Ordnung zu rufen. Sie ließ Koser und fünf seiner Anhänger öffentlich auspeitschen. Diese Strafe drohte sie auch all jenen an, die die Taufe ihrer Kinder verweigerten. Die Separatisten konnten jedoch weder durch die Strafen noch durch Gespräche von ihrer Lehre abgebracht werden. Im Gegenteil, ihre Überzeugung verfestigte sich noch. Auf die Frage, was geschehen würde, wenn das Kind ungetauft sterben würde, antwortete ein Anhänger Kosers: »Dann ist es hie!« Dazu bemerkt Saltet: »Solche Separation, wenn sie gestattet würde (welches nun zwar nicht kann), würde alsbald jede Gemeine in zwei Theile scheiden, denn allenthalben liegt ein solcher Zunder verborgen.«¹⁰

Im Jahr 1826 wurde der öffentliche Konflikt durch den Überfall der Kurden und Perser auf Katharinenfeld unterbrochen. Bei diesem Überfall wurden von den 431 Einwohnern 15 getötet und 141 in Gefangenschaft genommen.¹¹ Die übrigen Kolonisten flohen nach Tiflis und Alexandersdorf, wo sie für ungefähr ein Jahr wohnen mußten.

Im Jahr 1829 erhielt die Gemeinde Katharinenfeld schließlich ihren ersten Prediger. Christoph Heinrich Bonwetsch wurde am 24. Januar 1829 in sein Amt eingeführt.¹²

9. In den deutschen Kolonien Georgiens existierten zwei separatistische Bewegungen: Die Anhänger von Adam Böpple, die sogenannten »Böpplianer«, gab es allein in der Kolonie Elisabeththal. Die zweite Gruppierung, die ihr Zentrum in Katharinenfeld hatte, war in mehreren Kolonien verbreitet. Es handelte sich dabei um die Anhänger von Jacob Koser. Zu den separatistischen Gruppen vgl. Groß a. O. S.36–44.
10. Groß a. O. S.92.
11. Diese Zahlen gehen aus einer Tabelle hervor, die Johann Bernhard Saltet in mühsamer Arbeit im Jahr 1827 angelegt hatte. Es handelt sich dabei um das »Verzeichnis der im 14ten August 1826 durch den räuberischen Einfall der Kurten und Tataren zerstörten Colonie Katharinenfeld in Georgien getödteten, gefangen weggeführten und geretteten Seelen«. Diese Tabelle ist bei Groß a. O. Anhang V, S.359–381 abgedruckt.
12. Bonwetsch wurde am 6.7.1804 als fünftes von neun Kindern des Hutmachers Johann Christoph Bonwetsch geboren. Nach einer Ausbildung zum Schuhmacher begann er am 5.12.1824 sein Studium an der Basler Missionsschule. Im Jahr 1840 wurde er Prediger in Tiflis und Oberpastor der deutschen Kolonien. Aus gesundheitlichen Gründen ging er im Jahr 1845 als Prediger in das Wolgagebiet, nach Norka. Dort wurde er im Jahr 1857 zum Propst ernannt. Am 17.2.1876 starb er an den Folgen eines Schlaganfalls. Zu Bonwetsch vgl.: Groß a. O. S.107–126.

Bonwetsch nahm viele Mißstände in der Gemeinde wahr. Dabei nannte er besonders die mangelhafte Bildung. Da viele Jugendliche nicht lesen konnten, bat Bonwetsch die Basler Missionsleitung, einen Schullehrer zu schicken. Auch mit dem Gemeindeleben zeigte sich Bonwetsch nicht einverstanden. »In geistlicher Hinsicht hätte meine Gemeinde wohl ein Pfingsten nöthig, denn es findet sich in derselben viel Trägheit, Schlaffheit, Leichtsinn und wenig Geschmack am Worte Gottes.« Sein besonderes Anliegen galt aber der Mission. Er richtete dabei seinen Blick auf die umliegenden Tatarendörfer: »Auf das nächste Tatarendorf haben wir etwa eine viertel Stunde, an welche sich weiter entfernt größere und kleinere Dörfer anreihen. Mein Herz brennt öfters vor Verlangen, ihnen von dem Heiland, durch welchen alle Völker sollen errettet werden, zu sagen. Aber dafür bedarf es eben Kenntniss ihrer Sprache, zu deren Erwerbung ich für jetzt noch keine Zeit finde, was sich aber mit der Hilfe des Herrn wohl tun lassen wird.«¹³

Die fortdauernden Auseinandersetzungen mit den Separatisten verhinderten die Umsetzung dieses Anliegens. Bonwetsch versuchte zumindest die Gemeinde mit der Mission vertraut zu machen, in der Hoffnung, sie könne zu einer Missionsgemeinde werden. Zu diesem Zweck hielt Bonwetsch regelmäßig Missionsstunden und verteilte Missionschriften. Als Bonwetsch es wagte, als erster Prediger in Georgien einen Talar zu tragen, kam es zu massiven Auseinandersetzungen mit den Separatisten. Diese nannten Bonwetsch daraufhin einen falschen Propheten und Antichristen.

Im Jahr 1832 erreichte die separatistische Bewegung in Katharinenfeld ihren Höhepunkt. Zu Beginn dieses Jahres versammelten sich die Separatisten in einem Haus, um durch ein offenes Sündenbekenntnis eine neue Erweckung herbeizuführen. Zu diesem Ereignis heißt es: »Der Lärm muß größer gewesen sein, als man ihn hören kann in Trinkgelagen; denn mit beiden Fäusten haben sie auf Tisch, Stühle, Bänke und Kisten hineingeschlagen [...] dabei haben sie zusammen gebetet und geschrien. Jeder aber etwas anderes. Zwischen ein rief bald dieser, bald jener: bekenn! bekenn! Heraus mit dem Teufel! Endlich gings ans Teufel-Austreiben. Auf das Geheiß von ihrem Vorsteher, Koser ist sein Name, wurde ein großer Mann aufgehoben und geschüttelt, damit der Teufel von ihm ausfahren solle.«¹⁴ Dieses Ereignis der Teufelsaustreibung ist von den Separatisten als ein neues »Pfingsten« gefeiert worden.

Noch im selben Jahr mußten sie sich aber vor der Synode erklären. Als die Regierung ihre Ausweisung androhte, verhielten sie sich in den folgenden Jahren ruhig – ohne allerdings zur Kirche zurückzukehren. Diese Zeit nutzte Bonwetsch, um vermehrt Missionsstunden zu halten. Zu ihm kamen auch viele Leute, die medizinischen Rat erbat. Da sich unter den Hilfesuchenden auch viele Armenier und Tataren befanden, nutzte er die Gelegenheit, einige Traktate zu verteilen. Dabei kam er zu der Einsicht, daß man durch medizinische Hilfe am besten missionarisch tätig sein könne.

In den dreißiger Jahren des 19. Jh.s hatten viele Kolonisten die Endzeiterwartung in den Hintergrund gedrängt. Der »Bergungsort« war zur Heimat geworden. Allein die Separatisten hielten noch an dem Anspruch fest, die wahren Kinder Gottes zu sein. Sie bereiteten sich in stiller Zurückgezogenheit auf die bevorstehende Wiederkunft Christi vor. Bis Anfang der vierziger Jahre warteten sie, ohne daß etwas geschah.

13. Groß a. O. S.111.

14. Ebenda S.120.

Ein seltenes Naturereignis war dafür verantwortlich, daß sich ihre Endzeiterwartung wieder steigerte: Im Jahr 1842 erschien ein Komet am Himmel. Sein Erscheinen sahen viele als ein Zeichen Gottes an. Eine ältere Frau aus Katharinenfeld, die unter den Separatisten als Prophetin galt, verkündete daraufhin, daß sie im Traum den Auftrag erhalten habe, nach Jerusalem zu ziehen. Diese Frau war Anna Barbara Spohn, geb. Weber. Sie lebte in Katharinenfeld gemeinsam mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern.¹⁵ Es heißt über sie: »Seit vielen Jahren lebte sie unter den größten freiwilligen Entbehrungen, nie hörte man ein anderes Wort aus ihrem Munde, als einen Bibelspruch, sie wußte diese auf sinnreiche Weise in jedem Gespräche und in jeder Lebenssituation zu verflechten und anzuwenden.«¹⁶ Im Jahr 1842 leitete Anna Barbara Spohn die Planungen für eine Auswanderung nach Jerusalem. Sie besuchte auch die anderen deutschen Kolonien, um weitere Anhänger zu gewinnen. Dabei ließ sie sich als »Königin und Braut Christi«¹⁷ verehren. Das Sündenbekenntnis, das von allen Auswanderungswilligen abgelegt werden mußte, verlief nach einer strengen Ordnung: Der Beichtende hatte sein eigenes Sündenbekenntnis zu unterschreiben, nachdem es von einem Gremium mitgeschrieben und ihm vorgelesen worden war. Daraufhin erteilte Anna Barbara Spohn die Absolution. Den Zeitpunkt der Auswanderung legte sie für die Pfingsttage 1843 fest.

Von ihren Absichten informierte sie auch den Gouverneur. Dieser zeigte sich durchaus hilfsbereit, stellte jedoch einige Bedingungen: Vor der Ausstellung der Pässe bedurfte es der Erlaubnis des Zaren und der türkischen Regierung. Außerdem mußten die Schulden, die die Kolonisten noch bei der Regierung hatten, bezahlt werden. Als Spohn die Bedingungen ignorierte, ordnete der Gouverneur an, daß die Auswanderung zu verhindern sei. Zu diesem Zweck sandte er Kosaken nach Katharinenfeld. Die Anhänger Spohns ließen sich dadurch jedoch nicht beeinflussen. Nachdem sie bereits im Winter 1842/43 ihre Arbeit vernachlässigt hatten, verschenkten sie im Mai 1843 ihr Eigentum zunächst an die anderen Kolonisten, dann aber auch an Georgier, Armenier und Tataren.

Die Auswanderung sollte am Pfingstmontag, dem 30. Mai 1843, stattfinden. Einige Tage vorher versammelten sich 362 Auswanderer in Katharinenfeld. Da zusätzlich noch viele Schaulustige gekommen waren, verschob Spohn die Ausreise.

Den Kosaken wurde schließlich mitgeteilt, daß der Auszug am 4. Juni 1843 um 8 Uhr stattfinden werde. Am frühen Morgen dieses Tages standen die Auswanderer und die Kosaken bereit. Anna Barbara Spohn trat, von zwei Frauen begleitet, aus ihrem Haus. Als sich die Kosaken ihr in den Weg stellten, fielen ihre Anhänger auf die Knie, um ein Wunder zu erbitten. Ein solches blieb jedoch aus, und die Familien mußten unter Aufsicht der Kosaken in ihre Wohnorte zurückkehren.

Nach diesem demütigenden Ereignis wurden die Separatisten vor die Wahl gestellt, sich an einem anderen Ort anzusiedeln oder zur Kirche zurückzukehren. Da ein Auszug nach Jerusalem nicht möglich war, entschlossen sich die Separatisten notgedrungen, sich der Kirche anzugliedern.

15. In der Literatur (Schrenk, Geschichte der deutschen Kolonien in Tanskaukasien S.109–125) findet sich fälschlicherweise die Bezeichnung »Spohnianer« für die Separatisten in Katharinenfeld. Über mehr als zwei Jahrzehnte war Jacob Koser der Leiter. Anna Barbara Spohn radikalisierte lediglich die Anschauung Kosers und versuchte sie in die Tat umzusetzen.

16. Groß a. O. S.128.

Im Jahr 1844 gab es keine separatistischen Gruppierungen mehr in den deutschen Kolonien Georgiens. Damit herrschten zumindest äußerlich wieder Ruhe und Einheit. Die ehemaligen Separatisten besuchten die Gottesdienste, nahmen am Abendmahl teil und ließen ihre Kinder, die teilweise schon 22 Jahre alt waren, taufen. Dennoch waren die alten Spannungen und Meinungsverschiedenheiten nicht einfach beseitigt. Die Differenzen zwischen den »Altkirchlichen und den ehemaligen Separatisten« lebten noch über viele Jahre hin fort.

Bei einer rückblickenden Betrachtung der Eigenheiten der Separatisten und Missionare kommt man zu dem durchaus überraschenden Ergebnis, daß sich beide Gruppen in ihren Zielen nahe standen: Es ging ihnen um das wahre Christsein und um eine geistliche Erneuerung in der Gemeinde. Dabei existierten jedoch inhaltliche Differenzen. Den Separatisten ging es um persönliche Heiligung und die Vorbereitung auf die Wiederkunft Christi. Die Prediger dagegen standen den endzeitlichen Erwartungen eher nüchtern und distanziert gegenüber. An die Stelle des Rückzugs aus der Welt setzten sie das Wirken in der Welt. Ihrer Meinung nach zeigt sich der christliche Glaube in einer missionarischen Lebensweise. Die Spannung zwischen Mission und Endzeiterwartung in den deutschen Kolonien war deshalb fast zwangsläufig die Folge. Sie legte sich erst, als beide Ziele in den Hintergrund traten

SPRACHE

Konstantine Čereteli

Das Epitaph des Iehuda-Gurķ aus Mcxeta

In Mcxeta (Samtavro) stieß man im Jahre 1870 bei archäologischen Ausgrabungen auf Steinkistengräber, wobei in einem von ihnen ein Grabstein mit einer in hebräischer Schrift ausgeführten Inschrift zum Vorschein kam. In dem Grab befand sich außer diesem Stein nichts anderes. Die Inschrift publizierte als erster der Leiter der damaligen Ausgrabungen, F. Bayern.¹ Etwas später befaßte sich D. Chvol'son mit der Inschrift.² Er nutzte eine Fotografie der Inschrift, die 1875 in dem Sammelwerk ›Zapiski obščestva ljubitelej kavkazskich drevnostej‹ veröffentlicht worden war.

Daniel Chvol'son las und übersetzte das Epitaph, mit dem wir uns im weiteren beschäftigen wollen, und versah es mit Kommentaren. Er las die Inschrift folgendermaßen:

hdyn qbr'	הדין קברא	(1)
d'b' yqyr'	דאבא יק[ירא]	(2)
yhw dh dmtqry	יהודה דמתקרי	(3)
gwrq mškbh	גורק מ כבה	(4)
'ym dšdyqym	עים דצשיקים	(5)
'mydth 'ym	עמידתה עים	(6)
hkšyrym	הכ ירים	(7)

D. Chvol'son vermerkte, daß einige Stellen der Inschrift wegen der Beschädigung des Grabsteins schwer lesbar sind (die rekonstruierte und unsichere Lesung merkte er mit einem Punkt oberhalb des Buchstabens an). Er übersetzte die Inschrift, wie folgt: »Dies ist das Grab des teuren (verehrten?) Vaters Iehuda, genannt Gurķ. Seine Ruhestätte sei mit den Frommen, seine Auferstehung (in der Gemeinschaft mit) den Gerechten.«

D. Chvol'sons Lesung steht im wesentlichen außer Zweifel. Wir gehen auf einige Einzelheiten ein.

Völlig richtig stellte Chvol'son fest, daß die Sprache dieser Inschrift das Rabbinische oder Aramäische ist, das für den Talmud verwendet wurde, d.h. das Jüdisch-Aramäi-

1. Bayern, F.: Ausgrabungen der alten Gräber bei Mzchet, Zeitschrift für Ethnographie 4, 1872.
2. Chvol'son, D.: Sbornik evrejskich nadpisej i drugie nadpisi, soderžaščij nadgrobye nadpisi iz Kryma i nadgrobye nadpisi i drugie nadpisi iz inych mest (S.-Peterburg 1884).

sche; nur die religiös-technischen Begriffe würden durch hebräische Wörter ausgedrückt. Als Beispiele dafür nannte er *mškb* und *šdyqym*. Diese beiden Wörter sind aus dem Judäisch-Aramäischen bekannt. Das erstere (*miškāb*) bedeutet im Hebräischen das ›Bett‹ (vgl. das Verb *škb* ›sich hinlegen‹), ebenso im Bibel-Aramäischen. Im Judäisch-Aramäischen ist *mškb* der ›Bestattungsort‹, das ›Grab‹³, was dem Inhalt der Inschrift besser entspricht: ›sein Bestattungsort/Grab‹. In der Bedeutung des ›Grabes‹ ist es auch bei den Phönikern belegt, und in dieser Bedeutung ist es auch in hebräischen Inschriften anzutreffen.⁴ Was das oben angeführte Wort *šdyqym* betrifft, so ist der Stamm des Nomens eine aramäische Bildung (ein Passivpartizip mit adjektivischer Bedeutung) vom Typ *qattīl*. Es handelt sich um eine weit verbreitete Bildung, die in dieser Inschrift auch an anderer Stelle anzutreffen ist: *'mydh*, *kšyr*, *yqyr*. Zwei Nomina dieses Typs fügen das Pluralformans und den Artikel des Hebräischen an: *ha-šaddīq-īm* und *ha-kāššīr-īm*, doch die beiden anderen Adjektive von gleicher Struktur (*yaqqīr* und *'ammīd*) sind grammatisch nach aramäischer Art geformt: *yqyr* mit der für das Aramäische charakteristischen Endung *ā* im bestimmten Status und *'mydth* mit Anfügung des aramäischen Suffixes der 3. Person (männl.) des Passivpronomens (im Hebräischen hätte hier *ō* vorliegen müssen). Die Form *'ammīd* ist allerdings im Althebräischen nicht belegt. Sie begegnet auch nicht im späteren Aramäischen, obwohl die Bildung *'ammīd* von der Wurzel *'md* ganz natürlich ist. Im Zusammenhang mit diesem Wort erklärte Chvol'son, daß *'mydh* von *'md* kommt, die Wortbildung aber sei aramäisch⁵, was völlig richtig ist. Die Wurzel wird gewöhnlich in der Bedeutung des ›Stehens, Aufstehens‹ gebraucht. Chvol'son zufolge handelt es sich bei *'mydh* nicht um die Verwendung der Bedeutung ›Auferstehung‹ (in dieser Bedeutung findet es sich nur bei dem Rabbi Natronai, 10. Jh.), und diese Tatsache wertete er als merkwürdige Erscheinung, die sich später vielleicht klären lasse.⁶ Doch schon in der Bibel ist auch die daraus gewonnene Bedeutung ›Auferstehung, Lebendigwerden‹ bezeugt (Daniel 12,13: *wtnwh wt 'md lgrlk lqš hymyn* ›Du wirst ruhen und aufstehen, um dein Erbteil zu empfangen am Ende der Tage.«). Und noch eins: Die hiervon abgeleitete Form *'ammīdā* ist ein feminines Adjektiv und muß ›auferstanden, wiederbelebt‹ bedeuten. Chvol'son aber übersetzte dieses Wort als Verbalsubstantiv: ›Auferstehung‹ (*voskresenie*). Das wäre gerechtfertigt, wenn das feminine Adjektiv (Partizip) ein abstraktes Nomen (Verbalsubstantiv) zum Ausdruck brächte. In solcher Bedeutung wäre der Gebrauch dieses Wortes logisch, obgleich die Nomina des Typs *qattīl* Adjektive sind und die Wiedergabe eines Verbalsubstantivs mit dieser Form im Semitischen generell unbekannt ist. Die Bildung vom Typ *qattīl* ist besonders im Aramäischen verbreitet, aber sie wird nur in adäquater Bedeutung verwendet, wie oben vermerkt wurde.

Aufmerksamkeit erregen die Nomina mit Suffixen des Possessivpronomens: *mškbh* und *'mydth*. Chvol'son vokalisierte diese Suffixe folgendermaßen: *mškbēh* (*miškābēh*) und *'mydteh* (*'ammīdteh*). Solche Suffixe gibt es im Hebräischen nicht; für die männliche 3. Person im Singular wird hier das Suffix *w /ō* gebraucht. Folglich wäre ›der Ort seiner Ruhe‹ hebräisch *mškbw* und ›seine Auferstehung‹ *'mydtw*. Das Suffix *-eh* tritt nur im Aramäischen auf. Zu diesem Suffix ist folgendes zu vermerken: Im Judäisch-

3. Sokoloff, M.: A dictionary of Jewish Palestinian Aramaic (Ramat-Gan 1992) S. 334.

4. Chvol'son a. O., Inschriften Nr. 9, 27–31, 70–71.

5. Ebenda S. 132.

6. Ebenda.

Aramäischen ist es durch *yh* wiedergegeben. So begegnet beispielsweise das gleiche *mškb* mit dem Suffix der männlichen 3. Person im Singular in Gestalt von *mškb̄yh* ›sein Grab.‹⁷ So verhält es sich auch in anderen Fällen: *byryh* ›sein Haus‹ u.a.⁸ Ohne das *y* bringt im Graphischen die Endung *h* allein das Suffix der weiblichen 3. Person zum Ausdruck: *byth* (*baytah*) ›ihr Haus‹, aber mit dem gleichen *h* wird im altaramäischen Dialekt von Palästina, der sich in der Bibel widerspiegelt, auch das Suffix der männlichen 3. Person wiedergegeben: *bayteh*, *miškābeh*. Eine derart defektive Schreibung, bei der das *y* ausgelassen wurde, finden wir in diesem Text auch an anderer Stelle.

Ein paar Worte zur Orthographie der Inschrift. D. Chvol'son meinte, daß die Schreibung *'ym* und *hkšrym* nicht richtig sei und daß hier *'m* und *hkšrym* ohne das *y* im Wortstamm stehen müsse. Aber die Präposition *'ym* ›an, bei‹, ›gemeinsam‹, die im Hebräischen und Altaramäischen (ebenso im Aramäischen der Bibel) nicht bekannt ist, ist in spätantiker Zeit und im christlichen Aramäischen eine gewöhnliche Erscheinung.⁹

Was die Graphik des Epitaphs des Iehuda (Judas) betrifft, so ist sie im wesentlichen dieselbe wie die einer zweiten ähnlichen Inschrift aus Mxeta, der sogenannten Inschrift des Bar-Hassan (Joseph).¹⁰ Von den 22 Buchstaben des Alphabets sind hier 16 Zeichen anzutreffen, in der Inschrift des Bar-Hassan 17. Beide ergänzen fehlende Buchstaben in anderen Inschriften und geben das Alphabet vollständig wieder (in der ersten Inschrift, dem Epitaph des Iehuda, fehlen *z*, *h*, *p*, *t*, *l* und *s*, während in der zweiten Inschrift, dem Epitaph des Bar-Hassan, fünf Buchstaben fehlen: *g*, *y*, *'*, *š*, *t*). Die Tatsache, daß einzelne Buchstaben in ihrer Form an Schriftdenkmäler früherer Zeit erinnern, z. B. *b*, *k*, *r* oder *d*, gestattet es nach Ansicht von Chvol'son nicht, vom Alter des ganzen Textes zu sprechen. So ist beispielsweise ein *d* vom Typ ⁴ aus den in Palästina gefundenen Inschriften bekannt und ebenso aus der recht ausführlichen Beschreibung eines Amuletts von Mxeta.¹¹ Kein einziger Buchstabe unseres Epitaphs stellt eine Ausnahme von der Graphik der oben erwähnten Texte dar. Das einzige, worüber hier geredet werden kann, sind die geringen Unterschiede, die beim Vergleich der Inschriften des Bar-Hassan und des Iehuda zutage treten. G. Çereteli nennt hier das *'*, das seiner Meinung nach in der Inschrift des Bar-Hassan älter ist als das Aleph der Iehuda-Inschrift. Das Ende der vertikalen Linie der ersteren ist leicht gekrümmt, während es in der zweiten Inschrift (dem Epitaph des Iehuda) gerade ist.¹² Als sehr alt wertet G. Çereteli die Führung der Zeichen *h*, *h* und *t*.¹³ Von diesen findet sich nur ein Buchstabe, das *h*, in der Inschrift des Iehuda. Weder *t* noch *h* sind hier vorhanden. Was das *y* betrifft, so ist es in der Inschrift des Bar-Hassan nicht belegbar, und es ist schwer zu sagen, welche Zeichenführung es gehabt haben mag: [^] oder [^].

7. Sokoloff a. O. S. 334.

8. Dalman, G.: Grammatik des jüdisch-palästinischen Aramäisch (Darmstadt 1960) S. 203.

9. Schulthess, F.: Grammatik des christlich-palästinischen Aramäisch (Hildesheim 1965) S. 33; Naveh J., Shaked Sh.: Amulets and magic bowls (Jerusalem 1985).

10. Çereteli, G.: Enis, istoriis, maṭerialuri kuṭuris istoriis moambe, Bd. 5–6 (Tbilisi 1940) S. 424.

11. Çereteli, K.: Mxetis arameuli amuleṭi, in: Mxeta, Bd. 9 (Tbilisi 1996) S. 110–116.

12. G.Çereteli a. O. S. 424.

13. Ebenda.

Alle oben erwähnten Buchstaben sind in jüdischen Inschriften des 4.–6. Jh.s belegt. Das gleiche Bild bietet das in Mxeta gefundene Amulett.¹⁴

Schließlich wollen wir auf ein Wort eingehen, das im Epitaph des Iehuda anzutreffen ist und als Eigenname gilt: *gwrq* (D. Chvol'son, G. Çereteli): Für Chvol'son ist es das gleiche wie der erste Teil des Beinamens von König Vaxtang ›Gorgasal‹: *gorg*, das als Nomen iranischen Ursprungs bekannt ist (palaisch *gurg*, ebenso neupersisch, ›Wolf‹, daher *gurgasar* ›Wolfshaupt‹ > georg. *gorg-asal*, das in *Kartlis cxovreba* bezeugt ist). Chvol'son nahm an, daß *gwrq* ein Eigenname, möglicherweise einheimischen Ursprungs, sei und dem hebräischen Grundnamen beigefügt werde. Das Führen von Doppelnamen dieses Typs betrachtete er nach der babylonischen Gefangenschaft als gewöhnliche Erscheinung bei den Juden, die im Westen bis heute üblich sei (der erste Name ist hebräisch, der zweite lokaler Herkunft). Diese Erklärung für den Gebrauch von *gwrq* in dem Text hält auch G. Çereteli für möglich. Doch wie Chvol'son ausführte, ist der Name *gwrq* (Gurk) weder in frühen noch in späteren Texten als Eigenname anzutreffen. Hinzu kommt, daß selbst in den in Georgien existierenden hebräischen (und nicht nur in den hebräischen) Epitaphen ein solcher Eigenname nicht belegbar ist. In den Epitaphen der georgischen Juden werden die Verstorbenen auch nicht mit zwei Namen erwähnt: Stets wird ein (meist jüdischer) Name zusammen mit dem Namen des Vaters (Sohn oder Tochter von dem und dem) genannt; gewöhnlich begegnet man in den hebräischen Epitaphen neben dem Namen eines Kindes anstelle des Vaternamens dem Namen der Mutter. Dieser Name kann nicht nur jüdischer, sondern auch einheimischer Herkunft sein (Turpa, Guram u. a.). Etwas anderes sind jene Fälle, in denen neben dem jüdischen Namen, der in den offiziellen Dokumenten genannt wird, noch heute georgische Namen verwendet werden, z. B. ›Simon Ažiašvili‹ und das gewöhnlich gebrauchte ›Žemal Ažiašvili‹, ›Cila‹ und ›Ciala‹ und andere.

Die obigen Ausführungen zeigen, daß das Wort ›Gurk‹ (*gwrq*) in dem Epitaph nirgends als Eigenname zu belegen ist. Daher bezweifeln wir, daß es ein Personennamen ist, obwohl in der Grabinschrift erklärt wird, daß das Objekt des Epitaphs, Iehuda, Gurk genannt wird. Das in der hebräischen Schreibung belegte *gwrq* kann durchaus ein *gurk* oder *gurg* (*gwrq*) wiedergeben und der Ausdruck für die mündliche Übernahme dieses Wortes sein: *gurg* > *gurk(q)*. Aufgrund dieser Annahme verknüpfen Chvol'son und Çereteli *gwrq* mit dem persischen *gurg* (in dem Wort *gorgasal* < *gurgasar*).

Unseres Erachtens jedoch müßte der Name ›Georgier‹ hebräisch *gurg* (*gwrq*) lauten, was der orientalischen Tradition des ethnischen Terminus dieses Inhalts entspricht.¹⁵ So rekonstruieren wir als Ausgangsform dieses Ethnonyms *gurg* : *gurgī* ›Georgier‹, *gurgīt* ›georgische Sprache‹, *gurgīyā* ›Georgien‹.¹⁶ Es ist nicht auszuschließen, daß die Juden früher diese Bezeichnung auf die Georgier anwandten, und falls das so ist, dann ist in dem Epitaph die Rede davon, daß Iehuda als ›Gurg‹, d.h. als ›Georgier‹, bezeichnet wird. So nannte man die aus Georgien gebürtigen Juden, vgl. ›*huriani kartvelni*‹¹⁷, wie die in Georgien geborenen Juden in den georgischen Chroniken

14. Vgl. K. Cereteli, a. O.

15. Cereteli, K.: ›Kartvelisa‹ da ›sakartvelos‹ aymnišvneli terminebi arameulsa da ebraulši, in: Sakartvelosa da kartvelebis aymnišvneli ucxouri da kartuli terminologia (Tbilisi 1993) S. 146–152.

16. Ebenda.

17. *Kartlis cxovreba, teksti dadgenili qvela ziritadi xelnaçeris mixedvit* S. Qauxçišvilis mier, Bd. 1 (Tbilisi 1955) S. 98.

bezeichnet werden. Noch heute sind diese Juden als ›*kartveli ebraeli*‹ (georgischer Jude) bekannt. Interessant ist, daß mit diesem Namen die aus Mcxeta stammenden Juden bezeichnet werden (»... *ikna glova da çuxili huriata zeda kartvelta, mcxetelta mkvidta*« – es kam Trauer und Schmerz über die georgischen Juden, die aus Mcxeta gebürtig sind¹⁸). Iehudas Epitaph wurde ja in Mcxeta entdeckt, und er ist ein aus Mcxeta stammender Jude. Es ist durchaus denkbar, daß man ihn als georgischen Juden bezeichnete, was unserer Ansicht nach als *gurg* ausgesprochen werden mußte (vgl. arab. *ğurğ*, pers. *gurg*¹⁹). Wenn unsere Annahme richtig ist, dann ist die Textstelle, folgendermaßen zu verstehen: »Iehuda, welcher der Georgier genannt wurde« oder »Iehuda, den man den Georgier nannte«. Dies wäre bislang das älteste Dokument, wo als Entsprechung für ›Georgier‹ im Hebräischen *gurg* bezeugt ist. Heute ist dieser hebräische Terminus in Vergessenheit geraten und durch das aus dem Russischen entlehnte *gruz* ersetzt worden. Wir meinen, der alte hebräische Terminus sollte wieder aufgenommen werden.

Im Text dieses Epitaphs heißt es: *y³hūdā d-mitq²rē gurg. mitq²rē* ist ein Partizip des Verbs *qry* im Reflexivum – *itq²rē* ›er wurde genannt‹, davon das Partizip ›genannt‹, d.h. *y³hūdā d-mitq²rē gurg* »Iehuda, der genannt ist (wird) *gurk*«. Eine solche Form tritt in den spätantiken Texten häufig auf: *wmrwby 'mtqr'* »und er wurde Erzieher genannt«²⁰, *(d)mtqryy 'qplrgy'* »(der) Kεpalgaria genannt wurde (wird)«²¹. In dieser Bedeutung begegnet das Verb *qry* im Reflexivum nur im Aramäischen: *mtqry* ›genannt‹ > ›wird genannt‹ (>wurde genannt‹); ein solcher Gebrauch ist dort üblich.

Die paläographische und inhaltliche Analyse der in Mcxeta gefundenen Epitaph des Iehuda sowie des Joseph (Bar-Hassan) und des Amuletts belegen, daß diese Inschriften in judäisch-aramäischer Sprache und hebräischer Schrift vorliegen und in das 4.–6. Jh. zu datieren sind.²² Die archäologischen Daten stehen nicht im Widerspruch zu dieser Annahme.

18. Ebenda.

19. K.Çereteli a. O. (Anm.15) S. 150.

20. Naveh J., Shaked Sh. a. O. (Anm.9) S. 124.

21. Ebenda S. 90.

22. K.Çereteli a. O. (Anm.11).

Karl Horst Schmidt

Die Sprachen des Kaukasus: Prinzipien ihrer Klassifizierung

Seit jeher war der Kaukasus wegen seiner Sprachenvielfalt berühmt. Der arabische Schriftsteller Abu'l Hasan 'Ali Mas'udi aus dem 10. Jh. nannte ihn ›Berg der Sprachen‹. Heute unterteilt man die im Kaukasus und den nördlich und südlich daran anschließenden Ebenen gesprochenen Sprachen in zwei Gruppen: 1. die von späteren Einwanderern in historischer Zeit eingeführten indogermanischen (idg.), semitischen und Turksprachen, deren Identität durch den Sprachvergleich gesichert ist; 2. die auch unter den Bezeichnungen *palaeokaukasisch* oder *iberokaukasisch* bekannten, genuin kaukasischen Sprachen i.e. S., die in drei – nach ihrer geographischen Lage benannten – Sprachfamilien überliefert sind: a) die südkaukasischen oder Kartvelsprachen (kartvel'skie), b) die ostkaukasischen oder nachisch-dagestanischen (nachsko-dagestanskije) Sprachen, c) die westkaukasischen oder abchasisch-adygeischen (abchazsko-adygskije) Sprachen.

Zu den idg. Sprachen der Gruppe 1 zu stellen sind Armenisch, eine Reihe iranischer Sprachen (Ossetisch, Kurdisch, Tat, Talysh), Russisch und Ukrainisch. Das ab dem 5. Jh. n. Chr. überlieferte *Armenische* gehört neben dem *Georgischen* und dem nur noch in Resten erhaltenen *Albanischen*, einer ostkaukasischen Sprache, zu den frühchristlichen Kultursprachen des Kaukasus.

- (1) Frühchristliche Kultursprachen: Armenisch (ab 5. Jh.), Georgisch (ab 5. Jh.), Albanisch¹.

Innerhalb der idg. Sprachfamilie zeigt Armenisch besondere Übereinstimmungen mit dem Griechischen und Phrygischen, mit denen es a) das Augment und b) den prothetischen Vokal teilt; das Augment findet sich außerdem im Indo-Iranischen²:

- (2) a) Altphryg. *εδαεε* ›ἀνέθηκε‹ vs. heth. *dāiš*, arm. *eber*, griech. *ἔφερε*, ai. *abharat* < **e-bher-e-t*;
b) phryg. *αναρ* ›Mann‹, griech. *ἀνήρ*, arm. *ayr* < **anēr* vs. ved. *nar-*, alban. *njer*.

Das dem nordöstlichen, skytho-sarmatischen Zweig der iranischen Sprachen angehörende Ossetische wird im zentralen Kaukasus von den Nachkommen der Alanen

1. Zum Albanischen vgl. Schulze 1982: 281–293; vgl. besonders die durch das Udische interpretierbaren Monatsnamen (e. g. *ixnaj* : Udisch *ex* »Mahd«, *exbesun* »mähen«) und die Steininschrift von Mingčaur.
2. Vgl. Vf. 1980 a und letztlich Clackson 1994: 202.

gesprochen, deren Tradition sich unabhängig davon auch in den ungarischen Jassen erhalten hat (vgl. Németh 1959):

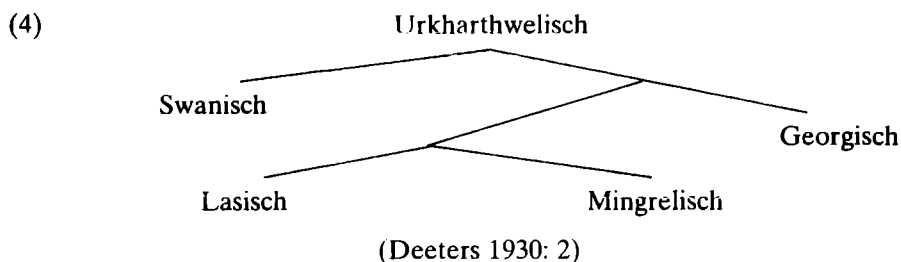
- (3) Osset. *fart/furt* ›Sohn‹, skyth. *πουρθ-, φουρτ-* (*Πουρθαῖος, Φουρτας*): avest. *puθra-*, ai. *putrá-* < idg. **putló-*.

Die Turksprachen sind durch folgende Belege repräsentiert: das Karatschaisch-Balkarische (Karačaevo-Balkarskij) und Kumykische aus der Qipčaq-Gruppe, das Nogaische als Fortsetzung der Sprache der Tartaren der Goldenen Horde, das in der Gegend von Stavropól gesprochene Truchmenische (Truchmenskij) als turkmenischer Dialekt, das Aserbeidschanische (Azerbajdžanskij) im Osten Transkaukasiens; schließlich das Osmanisch-Türkische in Lasistan (vgl. Deeters 1963: 3).

Semitisch ist das Neuassyrische (sovremennyj assirijskij), ein neuostaramäischer Dialekt (Cohen 1952: 128 f., C'ereteli 1982).

Die drei genuin kaukasischen Sprachfamilien der Gruppe 2 lassen sich mit Klimov 1986 folgendermaßen definieren:

a) »*Kartvel'skie jazyki – gruzinskij, megreľ'skij, lazskij (ili čanskij) i svanskij – zanimajut širokij areal k jugu ot Glavnogo Kavkazskogo chrebtā i obrazujut naibolee odnorodnuju v strukturnom i material'nom otnošenii gruppu kavkazskich jazykov*« (Klimov 1986: 55) [Die kartvelischen oder südkaukasischen Sprachen – Georgisch, Megrelisch/Mingrelisch, Lazisch (oder Čanisch) und Svanisch – nehmen ein weites Areal südlich des Kaukasus-Hauptkamms ein und bilden die in struktureller und materieller Hinsicht geschlossenste Gruppe unter den kaukasischen Sprachen (Übersetzung nach Klimov 1994 a/Gippert: 88).]



Das Verhältnis der vier Kartvelsprachen zueinander läßt sich durch Laut- und Wortgleichungen mit regelmäßigen Lautentsprechungen bestimmen:

- (5) geo. *t* : las. *t* : mi. *t* : svan. *šd* = geo. *tagvi* »Maus« : las. *m-tugi* : svan. *šdug*, Gen. *šdugwi* < protokartvel. **tjagw-*; geo. *datvi* »Bär« : las. *mtuti* : mi. *tunti* : svan. *dašdw* < protokartvel. **datjw-*.

b) »*Nachsko-dagestanskije jazyki raspadajuťsja na neskol'ko podgrupp, obnaruživajuščich bolee blizkiju stepen' rodstva vchodjaščich v nich jazykov – nachskuju, avaro-andocezskuju, laksko-darginskuju, lezginskuju, a takže chinalugskuju, predstavljennuju edinstvennym jazykom*« (Klimov 1986: 81) [Die nachisch-dagestanischen Sprachen zerfallen in mehrere Untergruppen, die jeweils einen engeren Verwandtschaftsgrad der zugehörigen Sprachen aufweisen – Nachisch, Avaro-Ando-Cesisch, Lakkisch-Darginisch, Lesgisch und auch das Chinalugische, das nur durch eine Sprache repräsentiert wird.]

- (6) O-Kaukasische Sprachgruppe

Nachisch, Avaro-Ando-Cesisch, Lakkisch-Darginisch, Lesgisch, China-lugisch.

Die Nachischen oder Wejnachischen Sprachen – Tschetschenisch, Inguschisch und Batsisch – werden auch *Zentralkaukasisch* genannt.

(7) Tschetschenisch, Inguschisch, Batsisch.

c) »*Abchazsko-adygskie jazyki: abchazskij, abazinskij, ulychskij, adygejskij, kabardinskij (kabardino-čerkeskij): »Bolee tesno rodstvennye gruppirovki zdes' obrazujut abchazskij i abazinskij jazyki (abchazsko-abazinskaja podgrupp), s odnoj storony, i adygejskij i kabardinskij (adygskaja podgrupp) – s drugoj. Promežutočnuju poziciju zanimaet meždu obeimi podgruppami ulychskij jazyk, v celom, po-vidimomu, skoree primykajuščij k adygskim jazykam«* (Klimov 1986: 29) [Abxazisch-adygeische Sprachen: Abchazisch, Abazinisch, Ubychisch, Adygeisch, Kabardinisch (Kabardino-Čerkessisch): »Darunter bilden das Abchazische und Abazinische einerseits und das Adygeische und Kabardinische andererseits enger zusammengehörige Untergruppen, die die abchazisch-abazinische und die adygeische (oder čerkessische) genannt werden. Das Ubyxische nimmt zwischen ihnen eine Zwischenstellung ein, wobei es im großen und ganzen den adygeischen Sprachen näher steht«] (Klimov 1994 a/Gippert: 47).

(8) W-Kaukasische Sprachgruppe

Abchazisch, Abazinisch, Ubychisch, Adygeisch, Kabardinisch.

Die Einteilung der genuin kaukasischen Sprachen (KS) in drei Gruppen ergibt sich sowohl aus der geographischen Position als auch besonders aus dem Kriterium genetischer Sprachverwandtschaft, das als Gliederungsprinzip für die KS von entscheidendem Gewicht ist. Genetische Verwandtschaft setzt aber eine gemeinsame Quelle oder Abstammung der betroffenen Sprachen aus einer verlorengegangenen Grundsprache voraus. Diese Erkenntnis war für das Indogermanische (Idg.) bereits vor 210 Jahren von William Jones 1786 und nicht viel später von Friedrich von Schlegel 1808 formuliert worden³:

(9) »that no philologer could examine the Sanskrit, Greek and Latin, without believing them to have sprung from some common source, which, perhaps, no longer exists« (William Jones 1786); »Die Übereinstimmung ist also keine zufällige, die sich aus Einmischung erklären ließe, sondern eine wesentliche, die auf gemeinschaftliche Abstammung deutet« (Friedrich von Schlegel 1808).

Die Anwendung dieser für das Idg. gezogenen Schlußfolgerung auf andere Sprachen, darunter die drei genuinen Sprachgruppen des Kaukasus, ist naheliegend. Damit stellt sich die Rekonstruktion von historisch nicht bezeugten Grundsprachen als zentrale Aufgabe für die historische Sprachwissenschaft, wobei der Rekonstruktionsprozeß bestimmten Prinzipien genügen muß: I. Materialerfassung; II. Identifikation; III. Reihenfolge und Grenzen der Rekonstruktion.

3. Vgl. die Zitate bei Robins 1967: 134; 160; Arens 1955: 139.

I. Materialerfassung

Aus den beiden wichtigsten Voraussetzungen für die Rekonstruktion einer Grundsprache, d.h. Nachweis genetischer Sprachverwandschaft zwischen den belegten Nachfolgesprachen und Differenzierung zwischen Archaismus und Innovation (vgl. Schmidt 1989: 73), ergibt sich als Konsequenz, daß der Rekonstruktionsprozeß bei den Sprachdenkmälern einzusetzen hat, die wegen ihres archaischen Charakters dem Protomodell besonders nahe stehen. Der Begriff des linguistischen Archaismus läßt sich folgendermaßen definieren: »Archaism jazyka možet imet' različnye osnovanija: s točki zrenija *absolutnoј chronologii* on ob-jasnjaetsja različiem rannej tradicii; s točki zrenija *otnositel'noj chronologii* on obuslovlivaetsja konservativnym statusom jazykovogo materiala, kotoryj vovse ne objazatel'no dolžen ob-jasnjat'sja rannej tradiciej; rannee vyčlenenie i marginal'naja pozicija jazyka ... ili konservativnoe svoeobrazie kakoj-to gruppy tekstov ... moguť sposobstvovat' sochraneniju bolee drevnego sostojanija« (Schmidt 1989: 74) [Ein Archaismus kann verschiedene Ursachen haben: *absolut-chronologisch* erklärt er sich durch besonders frühe Überlieferung, *relativ-chronologisch* durch konservatives Verhalten von Sprachdenkmälern, die nicht notwendigerweise alt überliefert sein müssen; frühe Ausgliederung und marginale Position einer Sprache ... oder konservatives Verhalten einer Textgruppe ... können zur Bewahrung eines älteren Status beitragen] (Schmidt 1989 b: 132). Im Hinblick auf absolute Chronologie nimmt das Georgische unter allen KS eine besondere Position ein. Seine Tradition setzt bereits im 5. Jh. n. Chr. ein und ist bis in die Gegenwart kohärent und ungebrochen geblieben⁴. Als Konsequenz aus der mehr als 1500 Jahre umfassenden Überlieferung stellt sich die Forderung nach der Abfassung einer georgischen Sprachgeschichte, deren Erfüllung allerdings bisher noch Desiderat geblieben ist.⁵ Einige archaische Züge des Altgeorgischen sind unter der Nr. 10 vermerkt:

(10) Altgeorgische Archaismen

- a) *q + x* differenziert: ageo. *qan-* »pflügen«, *qar-i* »Ochse« : *xut-i* »fünf« > ngeo. *xan-*, *xar-i* : *xut-i*; vgl. zan. *xon-*, *xož-i* : *xut-i*, svan. *qan-*, *qan* : *wo-xušd*;
- b) Eigennamen bleiben unflektiert im Nominativ, Ergativ, Vokativ;
- c) Kategorie *inklusiv/exklusiv* beim obj. Personalpräfix der 1. Pl. erhalten (*gu : m*) : *puri ese čueni arsobisaj momec čuen dyes Tòv āqrov ħmōw tòn ħpioušov dós ħmiv šġmepov* Mt. 6,11;
- d) Aspect flexionnel (Terminus von Holt 1943: 35) erhalten;
- e) Tmesis *xolo ay-raj-dga* Mc. 16,9 *ἀναστὰς δὲ*.

4. Zu den ältesten Denkmälern vgl. Klimov 1986: 59 = 1994 a: 94: »Naibolee drevnie pis'mennye pamjatniki gruzinskogo jazyka (nadpisi na sobore v Bolnisi, na plitach, vystilajuščich pol gruzinskogo monastyrja v Ierusalime, na mcchetskom Džvari, tak nazыvaemye »chanmetnye« i »haemetnye« palimpsestnye teksty), a takže preobladajuščee bol'sinstvo rukopisej IX-X vv. vypolneny zaglavnyġ pis'mom« = »Die ältesten schriftlichen Denkmäler der georgischen Sprache, die Inschriften an der Kathedrale von Bolnisi und die Mosaikinschriften im Fußboden des georg. Klosters in Jerusalem, die Inschriften in der Žuari-Kirche von Mxeta sowie die sog. Xanmeti- und Haemeti-Texte, zum größten Teil Palimpseste, aber auch die überwiegende Mehrheit der Handschriften des 9.–10. Jh. sind in der Majuskelschrift gehalten.«

5. Vgl. einstweilen Čikobava 1966; Kawtaradse 1975; Saržvelaze 1984.

Andererseits sind die archaischen Züge des traditionslosen Svanischen durch dessen geographische Maginalposition, mithin durch *relative Chronologie*, bedingt (vgl. Schmidt 1989: 79–84; 1991; 1995 a; 1995 b):

- (11) *Svanische Archaismen*
- q + x* differenziert: s. Nr. 10 a;
 - Abram*, *Smow*: s. Nr. 10 b;
 - Kategorie** *inklusive/exklusive* erhalten: *gwišgwe* »unser«/»nišgwe; *l/xw*:- *l-a-sq'id* »wir tu«/»*xw-a-sq'id*; objektbezogen *gw-/n*-;
 - Aspekt** *belingtes Suppletivparadigma*: Prs. *i-zb-i* »ißt« : Aorist *la-l-ēm*, *lā-l-em*, *la-l-ēm i-tr-e* »trinkt« : Aorist *la-iš*, *la-iš*, *la-lāš*;
 - Tmesis**: *m* (ich) *sga* (hinein) *lok* (sagte er) *otšq'edni* (finites Verbum) *qar-qte* »ich werfe mich, sagte er, ihm in den Rachen (hinein-)stürzen«.

Am Rande vermerkt sei, daß die übrigen KS im Gegensatz zum Georgischen über keine oder nur sehr geringe Überlieferungstradition verfügen. Die Schriftsprachen unter ihnen – d.h. alle westkaukasischen Sprachen mit Ausnahme des Ubychischen⁶, außerdem die OKS⁷ tschetschenisch, Inguschisch, Awarisch, Lakkisch, Darginisch, Lesgisch und Tabassaranisch – zeigen trotz ihrer noch sehr begrenzten Tradition als *mladopis'mennye jazyki* [junge Schriftsprachen] bereits Original- und Übersetzungsliteraturen, die in stetiger Entwicklung begriffen sind:

- (12) *Mladopis'mennye jazyki* [junge Schriftsprachen]:
alle WKS (mit Ausnahme des Ubychischen; s. Nr. 8); OKS Tschetschenisch, Inguschisch, Awarisch, Lakkisch, Darginisch, Lesgisch, Tabassaranisch.

Inwieweit bei diesen Sprachen die durch lange mündliche Überlieferung gewachsene *originäre Idiomatik* durch fremde Muster, z. B. des Russischen, erweitert worden ist, bedarf der systematischen Untersuchung. Was schließlich die vom Sprachtod bedrohten schriftlosen Dialekte und Sprachen betrifft, so sollte die durch wissenschaftliche Institutionen – nicht zuletzt durch den Einfluß des bedeutenden georgischen Sprachforschers Anold Čikobava – hervorragend organisierte Feldarbeit (mit Aufzeichnung von Texten, Anlage von Wörterbüchern und Abfassung von Grammatiken) so intensiv wie möglich fortgesetzt werden.

Festzuhalten bleibt, daß die Bereitstellung einer breiten Materialbasis gefordert wird durch das *Prinzip der Exhaustivität*, das zu den drei Grundprinzipien jeder wissenschaftlichen Beschreibung gehört:

- (13) »The description shall be free of contradiction (self-consistent), exhaustive, and as simple as possible. The requirement of freedom from contradiction takes precedence over the requirement of exhaustive description. The requirement of exhaustive description takes precedence over the requirement of simplicity« (Hjelmslev 1963: 11).

6. Klimov 1986: 30 f. formuliert korrekt »Vse suščestvujuščie v predelach SSSR abchazsko-adygskie jazyki javljajutsa mladopis'mennymi«; nicht korrekt ist die Übersetzung von Gippert: »Alle WKS sind erst in jüngerer Zeit schriftlich fixiert worden« (Klimov 1994 a: 49).

II. Identifikation

Die Rekonstruktion einer Protosprache basiert auf dem Vergleich der linguistischen Einheiten genetisch verwandter Sprachen, die miteinander in Übereinstimmung zu bringen, d.h. zu identifizieren sind. Das Verfahren entspricht dem in Nr. 5 dargestellten Prozeß. Wie von E. Benveniste festgestellt, bezieht sich der an die konkrete Substanz der verglichenen Elemente gebundene Identifikationsprozeß auf alle Ebenen der Sprache, er ist »appliqué à tous les niveaux de l'analyse: phonèmes isolés, puis liés, morphèmes, signifiants complexes, constructions entières« (1966: 102). Die Rekonstruktion impliziert die Aufdeckung der Transformationen, die in den relevanten Sprachen stattgefunden haben, wobei neben der Veränderung der Form durch Faktoren wie Lautwandel (vgl. Nr. 5), Morphemwandel oder Analogie auch semantische Entwicklungen berücksichtigt werden müssen. Ein Beispiel für Analogie wird unter Nr. 14 besprochen:

- (14) georg. *xut-i* »fünf« : svan. *woxušd*: a) Lautgesetz: $t : šd < *tj$ (vgl. Nr. 5);
b) Analogie: *wo-xušd* mit Übernahme des Anlautes von svan. *woštxw* »vier«.

III. Reihenfolge und Grenzen der Rekonstruktion

Die genetische Sprachverwandtschaft innerhalb der WKS, OKS und SKS kann als gesichert gelten. Alle darüber hinausgehenden Theorien sind jedoch unbewiesen. Diese Theorien schließen ein sowohl das eher innerkaukasische Problem einer kaukasischen Grundsprache, in das die drei kaukasischen Sprachgruppen genetisch integriert werden können, als auch Verbindungen zu außerhalb des Kaukasus belegten Sprachen wie dem Baskischen und in sich ungesicherten Sprachfamilien wie Teilen der nicht-idg. altkleinasiatischen Sprachen oder der unbewiesenen sog. nostratischen Spracheinheit.⁷ Die Diskussion dieser Problematik kann hier nicht geleistet werden. Es bleibt aber festzuhalten, daß Sprachwandel im allgemeinen und Lautwandel im besonderen zeitlich und räumlich begrenzt sind, so daß der Weg der Rekonstruktion von der kleineren zur größeren Sprachgruppe zu führen hat. Für die OKS ergibt das z. B. den Übergang von der lesgischen Untergruppe als Rekonstrukt zur ostkaukasischen Sprachfamilie, vergleichbar der auf die idg. Sprachen angewandten Methode, bei der die Tochtersprachen Baltisch, Keltisch, Germanisch usw. als ganze in das Rekonstruktionsmodell der idg. Grundsprache eingebaut werden. Als nächster Schritt sollte danach der Vergleich der drei kaukasischen Sprachgruppen durchgeführt werden.

Arealer und typologischer Sprachvergleich

Nebendem genetischen Sprachvergleich mit dem Ziel der Rekonstruktion von vorhistorisch ausgegliederten Protomodellen sind zwei weitere grundlegende Formen des Sprachvergleichs zu nennen, d.h. die areale und die typologische Methode. In seinem

7. Vgl. die zusammenfassende Behandlung von Fragen dieser Art durch Klimov 1986: 109–141 = Klimov 1994 a: 175–219; vgl. letztlich Bomhard/Kerns 1994 und dazu meine Rezension, *Kratylos* 40 (1995) 81–85.

Osloer Vortrag von 1957 hatte Roman Jakobson die drei Verfahren auf die bündige Formel gebracht:

- (15) »The genetic method operates with kinship, the areal with affinity, and the . . . typological with isomorphism« (Jakobson 1971: 524).

Die areale Sprachforschung deckt die Einflüsse auf, die Kontaktsprachen aufeinander ausgeübt haben. Für die KS bedeutet das die Feststellung der Interferenzen, die bedingt sind durch synchrone horizontale Adstrate wie auch durch diachrone vertikale Substrate und Superstrate kaukasischer und nichtkaukasischer Provenienz. Unter den Quellensprachen, die auf die KS eingewirkt haben, sind besonders das Iranische (Alt- und Mitteliranisch, Ossetisch und Neupersisch), Arabische, Türkische und Russische zu nennen. Armenische und griechische Sprachkontakte sind auf das Kartvelische konzentriert. Dazu gehören z. B. a) die armenischen Entlehnungen aus dem Znanischen, b) die vor Eintritt der altarmenischen Apokope erfolgte Übernahme armenischer Wörter durch die Kartvelsprachen, c) die altgeorgischen Entlehnungen aus dem Griechischen:

- (16) a) Arm. *čanž*, *čanč* »Fliege« < las. *mč'už-i*, mi. *č'anž-i*: geo. *mc'er-i*;
 b) geo. *erdo* »flaches Dach, Rauchfang« (mi. *erdoba* »Neubausiedlung«) < protoarm. **erdo* (aarm. *erd*, -*oy* »Öffnung im Dach, Dach; Haus, Hof«); geo. *mdelo* »Wiese« < protoarm. **delo* (aarm. *deł*, -*oy* »Gras, Kraut; Arznei, Heilmittel«);
 c) ageo. *ek'lesiaj* »Kirche«, *angelozi* »Engel«, *ep'isk'op'ozi* »Bischof«, *k'wiriak'ej* »Sonntag«, *swin(i)disi* > *sindisi* »Gewissen«⁸.

Andererseits wurden die Nartensagen durch die Tscherkessen, Abchasen, Ubychen, Inguschen, Tschetschenen und Svanen von den iranischen Alanen bzw. Osseten übernommen. Hinweise auf den iranischen Ursprung der Sagen geben bereits einige der Namen:

- (17) Osset. *Nartæ*, *Nart* »Narten« < **nar* »Mann« (vgl. Nr. 2) + *-tæ*, *-t* Plural; *Satána* fem.: *Satinik* Name einer alanischen Prinzessin (Movsēs Xorenac'i 5./6. Jh.); osset. *Soslan* > adyg. *Sosryko* mit Suffixsubstitution *-ko* für *-an* (vgl. David *Soslan*); *Būræ-Færnyg/Boræ-Færnyg* »Bora, mit *farn* (Sonne, Glanz, Pracht, Ruhm) bekleidet«: *Xše-Farnug* Name eines iberischen Königs 7. Jh. u. a.⁹

Im folgenden soll die Typologie der drei kaukasischen Sprachgruppen besprochen werden.

Die von Benveniste a. O. geforderte Bindung des Identifikationsprozesses an die konkrete Substanz impliziert, daß sprachtypologischen Übereinstimmungen nur begrenzte Beweiskraft für die Rekonstruktion eines Protomodells zukommt, eine Maxime, die durch die KS bestätigt wird: Die KS vereinen nämlich scharf voneinander abweichende typologische Strukturen mit einer Reihe typologischer Übereinstimmungen. Zu die-

8. Kapancjan 1952; Džaukjan 1973; Deeters 1963: 33–37; Schmidt 1989 c; Andronik'ašvili 1966; Gippert 1993 u. a.

9. Vgl. Deeters 1963: 34; Schmidt 1964: 1070 f.

sen charakteristischen Merkmalen, die den drei genuin kaukasischen Sprachgruppen gemeinsam sind, gehören:

(18) **Gemeinkaukasische Merkmale:**

- a) stark ausgebaute Konsonantensysteme, besonders in den WKS und OKS: Ubychisch 82, Abchasisch 67, Chinalugisch 59, Tabassaranisch 55 : Kartvelsprachen 27–30;
- b) Differenzierung des Verschlußlautsystems nach drei Artikulationsarten oder Serien: stimmlos, stimmhaft, glottal;
- c) Vokalarmut;
- d) Agglutination;
- e) Differenzierung der Verbalkonstruktionen nach transitiven, intransitiven und Empfindungsverben;
- f) Vigesimalssystem u. a.

Dagegen weichen die drei kaukasischen Sprachgruppen in folgenden charakteristischen Merkmalen voneinander ab (Deeters 1957; Schmidt 1989 a: 252):

- (19) a) OKS: stark ausgebautes Deklinationssystem, Postpositionen, Klassenflexion¹⁰, impersonales Verbum;
- b) WKS: schwach entwickeltes, primär diptotisches Deklinationssystem, Präverbien statt Kasus, keine Klassenflexion, polypersonales Verbum;
- c) SKS: schwächer als in den OKS ausgebautes Deklinationssystem, Postpositionen und Präverbien, keine Klassenflexion, gemäßigt polypersonales Verbum.

Im Lichte der typologischen Unterschiede verstärkt sich der Eindruck, daß die typologischen Übereinstimmungen in den KS eher das Ergebnis von Sprachkontakten darstellen und deshalb für die genetische Rekonstruktion von nur begrenztem Wert sind¹¹. Andererseits besteht die Möglichkeit, sowohl die Präverbien der WKS (Nr. 19 b) als auch die Postpositionen der OKS (Nr. 19 a) auf alte Adverbien zurückzuführen. Als typologische Parallele bietet sich hier das Idg. an, für das Brugmann 1911: 761 den Übergang von Präverb zu Präposition/Postposition als »Gliederungsverschiebung« erklärt hat. Im übrigen ist auch die Verbalkomposition nur von begrenztem Alter, wie durch die Tmesis bewiesen wird (vgl. Nr. 10 e und 11 e).¹²

- (20) Ageo. *xolo ay-raj-dga* [mit *aydga* als Verbalkompositum] *ἀνασθᾶς δὲ Mc. 16,9* : svan. *mi* (ich) *sga* (hinein) *lok* (sagte er) *otšq'edni* (finites Verbum) *qarqte* »ich werde mich, sagte er, ihm in den Rachen stürzen« : altlat. *ob vos sacro* »obsecro vos«, *sub vos placo* »supplico vos« Fest. 190, 309; ved. *sam mā tapanti* RV 1,105,8 »sie quälen mich«; griech. *πρὸ μ' ἔπεμψε ἄναξ ἀνδρῶν Ἀγαμέμνων* A 442; heth. *n(u)-an pešta* »er gab ihn«.

Eine zusammenfassende diachron-typologische Untersuchung des Verhältnisses von Präverb zu Postposition in den drei kaukasischen Sprachgruppen bleibt noch zu leisten.

- 10. Allerdings könnte das System der Personalpräfixe im Abchasischen noch indirekt auf ältere Klassenflexion hinweisen (vgl. Deeters 1963: 52–53; Schmidt 1994 b: 189).
- 11. Vgl. z. B. Vogt 1945; Job 1977; vgl. auch Klimov 1986: 141–206 = Klimov 1994 a: 220–308.
- 12. Zur Tmesis im Kartvelischen vgl. Schmidt 1969 a; Boeder 1994.

Zum besseren Verständnis einiger zentraler Begriffe werden im zweiten Teil meiner Ausführungen vier grammatisch-syntaktische Merkmale der KS in verkürzter Form beschrieben:

- (21) 1. Das agglutinierende Deklinationssystem des ostkaukasischen Tabassaranischen in seinem Verhältnis zu der diptotischen Deklination des westkaukasischen Adygeischen.
 2. Das Prinzip der Klassenflexion.
 3. Das Prinzip des polypersonalen Verbums.
 4. Die Transformation des Ergativsystems im Kartvelischen.

1. Das agglutinierende Deklinationssystem des ostkaukasischen Tabassaranischen

Beginnen wir mit Merkmal 1, dem agglutinierenden Deklinationssystem des ostkaukasischen Tabassaranischen in seinem Verhältnis zu der diptotischen Deklination des westkaukasischen Adygeischen.

- (22) Tabass. O(rder) 1 (Nominativ = Indefinitus, Absolutus) mit \emptyset -Morphem: *k'ul* »Kopf«, *ɣwan* »Stein«, *day* »Berg«; O2 /-ar/ (Basisallomorph des Plurals): *k'ul-ar* usw.; O3 Ergativ /-i ~ -u ~ -di ~ -ri ~ -ži u. a./: *k'ul-i*, Pl. *k'ul-ar-i*; O4 Gen. /*k'ul-i-n*, Dat. *k'ul-i-z*, 7 Lokative der Bedeutungen -ʔ »in«, -l/-n »auf«, -q »hinter«, -k »unter«, -x//h »bei«, »neben«, -ɣ' »zwischen, inmitten«, -k »an, auf«: *ɣwan-ži-k* »unter dem Stein«, *nir-i-q* »hinter dem Fluß«, »bei dem Fluß (am Ufer)«; O5 Allativ, Ablativ *ɣwan-ži-k-na* »unter den Stein«, *ɣwan-ži-k-an* »von unter dem Stein her«, *nir-i-q-na* »zum Fluß«, *nir-i-q-an* »vom Fluß«; O6 deiktische Postpositionen *tina* »dorthin«, *mina* »hierher«, *ɣina* »nach oben«, *kina* »nach unten«: *day-ži-l-an-tina* »vom Berge dorthin«, *day-ži-l-an-kina* »vom Berge nach unten«¹³.

Wie bereits festgestellt (vgl. Nr. 19 a), ist der OK Sprachtypus durch impersonales Verbum und fehlende Verbalkomposition definiert, ein Status, der beispielsweise im Avarischen bewahrt ist. In anderen OKS, darunter dem Tabassaranischen, wurden dagegen die Lokativmorpheme vom Nomen zusätzlich auf das Verbum übertragen, um hier als Präverbien zu fungieren¹⁴:

- (23) Tabass. *izu gi-wnuza daf.tar us.tuli-ki* »ich habe das Buch unter (*gi~ki*) den Tisch gelegt«; *izu qi-wnuza daf.tar us.tuli-q* »ich habe das Buch hinter (*qi~q*) den Tisch gelegt« (Magometov 1965: 218).

Der Übertragungsprozeß erhöht die Redundanz und gleicht die Verbalformen der davon betroffenen OKS dem Sprachtypus der WKS an:

- (24) Adyg. *Səmažer p'e-m xe-l* »der Kranke liegt im Bett«; *Stadion-əm c'əfə-be de-s-əɣ* »im Stadion befanden sich viele Menschen«.

13. Vgl. Magometov 1965: 97 ff., Vf. 1969 b.

14. Vgl. Magometov 1965: 216 ff., der u. a. auf das Fehlen der Präverbien im Avarischen und Lakischen hinweist. Die Übertragung findet sich im Darginischen und in einer Reihe less. Sprachen (Tabassaranisch; Cachurisch, Rutulisch, Agulisch).

Der Unterschied zwischen dem Adygeischen und dem Tabass. besteht in der Deklination, die im Adygeischen auf zwei grammatische Kasus (Nominativ und Ergativ), die gleichzeitig der Markierung der Bestimmtheit dienen, und auf zwei weitere Kasus (Instrumental und Prädikativ) eingeschränkt ist:

- (25) Adyg. Nomin. *c'afā-r* »der Mensch«
 Ergativ *c'afā-m*
 Instrum. *c'afā-m-č'e* (vom Ergativ abgeleitet)
 Prädikativ *c'af-ew*
 Plural *c'af(ə)-xe-r, -xe-m, -x-em-č'e, -x-ew*.

Wie die Belege von Nr. 24 zeigen, werden die Lokalverhältnisse im westkaukasischen Adygeischen am Nomen lediglich durch den hier als Obliquus dienenden Ergativ ausgedrückt. Die wörtliche Übersetzung der beiden adyg. Sätze wäre demnach: *Der Kranke (Nominativ mit Artikel) dem Bett darin-liegt; *Dem Stadion Mensch-viel darin-saß.

2. Das Prinzip der Klassenflexion

Sieht man ab vom Abchasischen, das in der Pronominalflexion Ansätze zu der Differenzierung zwischen masculinum-vernünftig und femininum-vernünftig zeigt¹⁵, so ist die Klassenflexion innerhalb des Kaukasus auf die OKS beschränkt. Der Klassifizierungsprozeß wird von dem Substantivum im Nominativ (casus indefinitus, casus absolutus) als selektiver Kategorie dominiert; dessen Konkordanz mit den davon abhängigen Satzteilen (Prädikaten und Attributen) erfolgt durch grammatisch unterschiedliche Markierung dieser Satzteile in Abhängigkeit von der Klasse des übergeordneten Substantivums:

- (26) Tschetschen. *cfa stag ... w-öduš* (KZ *w*) »ein Mann ging« vs. *b-jeana ... cfa läfa b-älla* (KZ *b*) »gekrochen seiend ... eine Schlange erschien«; Tabassaran. *izu d-isna-za bay* (KZ *d*) »ich habe den Burschen gefangen« vs. *izu b-isnu-za žaq'a* (KZ *b*) »Ich habe den Vogel gefangen«; *ermi t'i-r-xnuw* (KZ *r*) »der Mann flog« vs. *žaq'a t'i-w-xnuw* (KZ *w*) »der Vogel flog«¹⁶.

Wie die Belege zeigen, konkordieren die Klassenzeichen mit dem grammatischen Subjekt im Nominativ als casus indefinitus oder casus absolutus, der in den OK Ergativsprachen bei intransitiven Konstruktionen mit dem Agens oder semantischen Subjekt, bei trans. Konstruktionen dagegen mit dem Patiens oder Akkusativobjekt zusammenfällt. Die Beispiele in Nr. 26 lassen ferner erkennen, daß im Tschetschenischen

15. Vgl. die Literatur bei Schmidt 1994b: 189.

Sg. 1	<i>sara</i>
2 masc. rat.	<i>wara</i>
fem. rat.	<i>bara</i>
3 masc. rat.	<i>jara</i>
fem. rat.	<i>lara</i>
non-rat.	<i>jara</i>

Personalpräfixe: Sg. 1 *s*, 2 *w* (masc.), *b* (fem.), 3 *d* (rat.), *j* (non-rat.).

16. Vgl. die Belege mit weiterer Literatur bei Schmidt 1994 b.

die Wörter für *Mann* und *Schlange* verschiedenen Klassen angehören, ähnlich wie im Tabassarischen die Wörter für *Bursche* und *Vogel* oder für *Mann* und *Vogel*. Gerhard Deeters postuliert für die OK Grundsprache vier Klassen:

(27) I. männlich verführig, II. weiblich verführig, III. sonstige Individuen, IV. Stoffnamen, Kollektiva.

Doch hat sich die ererbte Klassenflexion in den OK Einzelsprachen ganz unterschiedlich entwickelt. Die Zahl der Klassen variiert zwischen *null* (Lesgisch, Agulisch, Udisch) und *zehn* (Akki-Dialekt des Tschetschenischen). Tabassarisch unterscheidet zwischen *zwei* Klassen (*menschlich* vs. *nichtmenschlich*), Avarisch zwischen *drei* (*w, j, b*) mit neutralisiertem Plural auf *r* usw. Die Reduzierung der Klassenflexion wird im allgemeinen begleitet von der Ausbildung einer jüngeren Personalflexion. In den tabass. Beispielen von Nr. 23 und 26 wird das Personalpronomen *izu* in verkürzter Form (als *-za*) dem ursprünglich impersonalen Verbum angefügt, was zwar den Übergang in die Personalflexion einleitet, jedoch keinerlei Auswirkung hat auf die Klassenkonkordanz zwischen *casus indefinitus/absolutus* und den davon abhängigen Prädikaten und Attributen.

3. Das Prinzip des polypersonalen Verbums

In Nr. 19 war auf das polypersonale Verbum als Merkmal der WKS und auf das gemäßigt polypersonale Verbum als Merkmal der SKS hingewiesen worden. In polysynthetischen Sprachen mit polypersonalem Verbum stellt die komplexe Verbalform einen kondensierten Satz dar:

(28) Adyg. trans. *wə-se-š'e* »ich führe dich (*wə*)« vs. intrans. *sə-qə-we-že* »ich (*sə*) warte auf dich«.

Die beiden Beispiele von Nr. 28 lassen erkennen, daß das im *casus indefinitus/absolutus* konstruierte pronominale Element die erste Position in dem Verbalkomplex einnimmt. Das bedeutet, daß trans. Verbalformen durch das pronominale Objekt, intrans. Verbalformen dagegen durch das pronominale Subjekt eingeleitet werden (vgl. Vf. 1972).

4. Die Transformation des Ergativsystems im Kartvelischen

Begonnen werden soll mit dem Hinweis auf ein weitgehend ungeklärtes Problem, die Frage früherer Kontakte des Protokartvelischen oder etwas jüngerer Kontakte ausgegliederter kartvelischer Tochtersprachen mit dem Protoidg. oder mit nicht identifizierten idg. Tochtersprachen. Die drei Argumente, die man für diese schwierig zu beweisende Theorie vorgebracht hat, sind auf den konkreten Wortschatz bezogen (Argument 1) oder auf die Struktur von Kartvelisch und Idg. (Argumente 2 und 3).

Argument 1 betrifft das Material des kartvelischen Lexikons, das man als frühindogermanisch diskutiert und das letztlich durch die Monographie von G. A. Klimov 1994 b eine zusammenfassende Behandlung erfahren hat.¹⁷

17. In eine kritische Sichtung einzubeziehen sind hier z. B. folgende Punkte:

- a) Feststellung der geographischen und historischen Basis für frühe kartvelisch-idg. Sprachkontakte, ein Punkt, der auch für die Argumente 2 und 3 Gültigkeit hat.

Argument 2 betrifft die Parallelität von Wurzelstruktur und Ablaut im Kartvelischen und Idg., wie sie 1965 von Tamaz Gamq'relidze und Givi Mač'avariani aufgezeigt worden ist.

Argument 3 hat Grammatik und Syntax des Kartvelischen und Idg. zum Gegenstand, insbesondere: typologische Parallelen in der Verbalmorphologie, die auch im Zentrum der nachfolgenden Betrachtung stehen:

Ein aus den Protokartvelischen ererbter Archaismus, den das Georgische (Geo.) mit dem Svanischen (Svan.) teilt, ist die Bewahrung der drei nach Aspekt und Diathese differenzierten prädikativen Syntagmata, Serien oder Konkordanzmodelle:

- (29) I. AGR-Stamm: Ag(ens im) Ergativ – Pat(iens im) Nominativ (*casus indefinitus, casus absolutus*) (perfektiver Aspekt);
 II. PRS-Stamm: Ag Nominativ (*casus indefinitus, casus absolutus*) – Pat Dativ (imperfektiver Aspekt);
 III. PERF: Ag oder *affectum* Dativ – Pat oder *afficiens* Nominativ (*casus indefinitus, casus absolutus*) (außerhalb der binären Aspektopposition stehend).

Die kartvelische Regelung läßt eine Tendenz zur Aufgabe der noch älteren klassischen Ergativkonstruktion erkennen: im transitiven (trans.) Präsenssystem beobachten wir den Übergang von Ergativ- in Nominativkonstruktion (vgl. Nr. 29), im trans. Aoristsystem verbindet sich dagegen die grundsätzliche Bewahrung des Ergativs mit zwei Innovationen, die zur Aufhebung der Differenzierung von trans. vs. intrans. beitragen, d. h. zum einen mit der Vereinheitlichung der auf das reale Subjekt bezogenen Personalpräfixe, die in einer klassischen Ergativsprache wie dem Adygeischen noch nach transitiv und intransitiv differenziert sind:

- (30) Ageo. intr. *da-v-št-i* »ich blieb« : trans. *v-p'ove igi* »ich fand ihn« vs. adyg. intr. *sə-qə-we-že* »ich (sə) warte auf dich (wə)« : trans. *wə-se-š'e* »ich (se) führe dich (wə)« (Nr. 28)¹⁸.

Die zweite Innovation zeigt sich umgekehrt in der Tendenz zur Expansion des Ergativs, die im Mingrelischen zum vollständigen Zusammenfall des Agents/Subjekts beim Transitivum und Intransitivum geführt hat:

- (31) AOR trans. mi. *xurok* (Erg.) '*ude kodaagu* »der Zimmermann hat das/ein Haus gebaut« = geo. *xurom saxli aago*; intr. mi. *tiši mumak* (Erg.) *doγuru* »sein Vater ist gestorben« vs. geo. *mama misi mok'vda*. PRS trans. mi. *xuro 'udes ogans* = geo. *xuro saxls agebs*; intr. mi. *tiši muma γuru(n)* = geo. *mama misi k'vdeba* »sein Vater stirbt« (Čikobava 1936: 104).

Im Gegensatz zum Mingrelischen ist im Georgischen die Übernahme des Ergativmorphems durch das Subjekt intrans. Aoristkonstruktionen begrenzt auf semantische Kontexte, die A.C.Harris definiert hat als »the verbs expressing motion in one place

b) Etymologische Prinzipien, die bei der Identifikation des Materials zur Anwendung kommen.
 c) Philologisch-linguistische Feststellung der Position des diskutierten Wortmaterials innerhalb von Quellsprache und Zielsprache.

d) Problem von Sprachwandel und Identifikation; auch dieser Punkt gilt allgemein.

18. Deeters 1963: 59, Vf. 1972: 452; 450 f., Rogava/Keraševa 1966: 136–170.

Position stehen, d. h. die Funktion des Agens der Handlung von *Verba activa* ausfüllen konnten. ...Im Gegensatz zu den Substantiva in markierter Position standen die Substantiva in unmarkierter Position immer im CI [casus indefinitus]; unmarkierte Position war doppelt definiert: a) [als] Verbindung mit einer inaktiven Verbalklasse (O₂), b) [als] Ziel der Handlung (Patiens) eines aktiven Verbums (O₁). Während die Agensfähigen *Animata* sowohl in markierter ... als auch in unmarkierter Position ... konstruiert werden konnten, waren die nicht-Agensfähigen *Inanimata* (> späteren Neutra) auf die Positionen O₁ (späteres Objekt) und O₂ (inaktives Subjekt) beschränkt, d. h. sie blieben immer unmarkiert und konnten daher bis in historische Zeit nicht zwischen Nominativ und Akkusativ unterscheiden. Da andererseits auch das Ziel der Handlung eines aktiven Verbums (O₁) unmarkiert bleiben sollte, wir aber trotzdem beim Genus commune einen markierten Akkusativ auf */m/ finden, muß die Frage nach Ursache ... und Quelle für dieses Morphem besonders erörtert werden« (Schmidt 1986: 97 f.).

Die eben gegebene Beschreibung der Vorgeschichte des prädikativen Syntagmas im Idg. entspricht genau der Definition des Typus einer Aktivsprache, bei der ausschließlich der von der aktiven Nominalklasse ableitbare Agenskasus mit einem aktiven Verbum konkordierte (unabhängig von dessen trans. oder intrans. Charakter), während der CI als Subjekt eines inaktiven Verbalstammes oder Objekt eines aktiven Verbalstammes fungierte.

Um den Nachweis von Resten korrelativer (aktiver vs. inaktiver) Verbaldoubletten im Idg. mit unterschiedlicher Flexion haben sich Gamkrelidze/Ivanov bemüht:

- | | | |
|------|--|------------------------------|
| (35) | *-m(i) series (= aktiv) | *-Ha series (= inaktiv) |
| | PIE *es- »be« | PIE *b ^h uH- »be« |
| | *ses- »lie, sleep« | *k ^h ei- »lie« |
| | *st ^h aH- »stand« | *or- »stand up« |
| | (Gamkrelidze/Ivanov 1984, I 295 = 1995, I 256) | |

Konfrontiert man das protokartvelische Ergativsystem mit dem soeben beschriebenen protoidg. Aktivsystem, so läßt sich eine Reihe vergleichbarer Transformationen feststellen:

1. Der Übergang von Aktivsprache in Nominativsprache im Idg. wird durch zwei Transformationen bewirkt:

- Expansion des idg. Agenskasus auf /s/, des späteren Nominativs, in inaktive Verbalkonstruktionen;
- Markierung des Patiens/Zielkasus, des späteren Akkusativs, durch das Morphem /m/.

2. Der Übergang von Ergativsprache in Nominativsprache im kartvelischen Präsenssystem wird durch zwei analoge Transformationen bewirkt:

- Expansion des Nominativs (CI, casus absolutus) in trans. Verbalkonstruktionen des Präsenssystems führt in Umkehrung der idg. Entwicklung zur Verdrängung des Ergativs;
- Wie im Idg. wird der Zielkasus markiert; im Kartvelischen erfolgt die Markierung durch Übernahme des Dativs.

3. Im kartvelischen Aoristsystem besteht die Tendenz zum Übergang von Ergativsprache in Aktivsprache, die durch die beiden bereits genannten Transformationen gefördert wird:

a) Vereinheitlichung der subjektiven Personalpräfixe trans. und intr. Verbalstämme (vgl. Nr. 30);

b) Expansion des Ergativs von trans. Syntagmata in intrans. Syntagmata, ein Prozeß, der zunächst auf den Kontext *aktivischer* intrans. Syntagmata beschränkt bleibt, im Mingrelischen jedoch darüber hinaus zur Verallgemeinerung des Ergativ-Kasus im Aorist-System geführt hat und damit, dem Idg. vergleichbar, in einer Art – das Subjekt trans. und intrans. Verben nicht differenzierenden – Nominativkonstruktion resultiert²³.

Wenn man die historische Entwicklung der verbalen Rektion in den Kartvelsprachen durch den Einfluß des Protoïdg. erklärt, so lassen sich umgekehrt aus dem kartvelischen Befund Schlußfolgerungen ziehen auf die relative Chronologie oder Reihenfolge der Transformationen, die in der idg. Quellsprache den Übergang von Aktivsprache in Nominativsprache bewirkt haben:

a) Der Prozeß setzte beim imperfektiven Präsenssystem ein, eine durch das Kartvelische nahegelegte Annahme, die die bekannte Affinität zwischen Nominativkonstruktion und imperfektivem Präsenssystem bestätigt²⁴.

b) Die weitergehende einzelsprachliche Entwicklung im Mingrelischen bietet nicht nur eine typologische Parallele für den im Idg. erfolgten Übergang von der perfektiven Konstruktion einer Aktivsprache zur verallgemeinerten Nominativkonstruktion mit Subjekt auf */s/, sondern läßt darüber hinaus die Vermutung zu, daß dieser Prozeß auch im Idg., ähnlich dem Kartvelischen, die Transformation des imperfektiven Präsenssystems impliziert²⁵.

LITERATUR

- Andronik'ašvili, M. A. 1966: *Nark'vevebi iranul-kartuli enobrivi urtiertobidan*, (Tbilisi).
- Arens, H. A. 1955: *Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart* (Freiburg/München).
- Benveniste, E. B. 1966: *Problèmes de linguistique générale* (Paris).
- Boeder, W. B. 1994: Kartvelische und indogermanische Syntax: Die altgeorgischen Klitika, in: R. Bielmeier und R. Stempel, *Indogermanica et Caucasia*, FS K. H. Schmidt (Berlin/New York) 447–471.
- Bokarev, E. A. B./Klimov, G. A. K. 1967: Iberijsko-kavkazskie jazyki. Vvedenie, in: V.V. Vinogradov (Hrsg.), *Jazyki narodov SSSR, Band 4: Iberijsko-kavkazskie jazyki* (Moskva) 7–14.
- Bomhard, A. R. B./Kerns, J. C. K. 1994: *The nostratic macrofamily* (Berlin/New York).
- Brugmann, K. B. 1911: *Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen*, II 2/1 u. 2 (2. Straßburg).
- C'ereteli, K. C'. 1982: *Arameuli ena* (Tbilisi).
- Clackson, J. C. 1994: *The linguistic relationship between Armenian and Greek* (Oxford).
- Cohen, M. C. 1952: Langues chamito-sémitiques, in: *Les langues du monde*, Nouvelle édition, sous la direction de A. Meillet et M. Cohen (Paris) 81–181.
- Čikobava, A. Č. 1966: zvelisa da axali kartulis k'omp'onent'ebisatvis »vexis-t'q'aosnis« enis morpologijursa da sint'aksur st'rukt'uraši, *IK'E* 15, 5–34.
- Deeters, G. D. 1930: *Das kharthwelische Verbum* (Leipzig).

23. Vgl. Klimov 1976; Vf. 1995 c.

24. Vgl. Vf. 1980b: 170: »daß ggf. der Rektionswandel des perf. Aor. Systems den gleichen Konstruktionswechsel des imperf. Präs. Systems implizieren muß«.

25. Vgl. Klimov 1967: 154, der aber an dieser Stelle für das Idg. noch altes Ergativsystem ansetzt.

- Deeters, G. D. 1957: Die Stellung der Kharthwelsprachen unter den kaukasischen Sprachen, *BK* 23, 12–16.
- Deeters, G. D. 1963: Die kaukasischen Sprachen, in: *Handbuch der Orientalistik, I. Abt., 7. Band, Armenisch und kaukasische Sprachen* (Leiden/Köln) 1–79.
- Džaukjan, G. B. Dž. 1973: Zametki o nekotorych kartvel'sko-armjanskich leksičeskich sovpadenijach, *IK'E* 18, 91–95.
- Gagua, K'. G. 1976: *Dronak'li zmnebi svanurši* (Tbilisi).
- Gamq'reliže, T./Mač'avariani, G. 1965: *Sonant'ta sist'ema da ablaut'i kartvelur enebši* (Tbilisi).
- Gamkrelidze, T./Ivanov, V. V. 1984: *Indoevropskij jazyk i indoevropejcy* (Tbilisi).
- Gamkrelidze, T./Ivanov V. V. 1995: *Indo-European and the Indo-Europeans*, English version by J. Nichols (Berlin/New York).
- Gippert, J. G. 1993: *Iranica Armeno-Iberica. Studien zu den iranischen Lehnwörtern im Armenischen und Georgischen* (Wien).
- Harris, A. C. H. 1982: Georgian and the unaccusative hypothesis, *Language* 58, 290–306.
- Hjelmslev, L. H. 1963: *Prolegomena to a theory of language*, Translated by F. J. Whitfield (Madison).
- Jakobson, R. J. 1971: Typological studies and their contribution to historical comparative linguistics, in: R. J., *Selected writings I* (The Hague/Paris 21971) 523–532.
- Jensen, H. J. 1989: *Altarmenische Grammatik* (Heidelberg 1959).
- Job, M. J. 1977: *Probleme eines typologischen Vergleichs iberokaukasischer und indogermanischer Phonemsysteme im Kaukasus*, Europäische Hochschulschriften 21/2 (Frankfurt a. M./Bern).
- Kapancjan, G. K. 1952: *O vzaimootnošenii armjanskogo i lazo-megrel'skogo jazykov* (Erevan).
- Kawtaradse, I. K. 1975: Der Entwicklungsweg der georgischen Literatursprache. *Georgien/Sakartvelo*, *Wiss. Zeitschr. der Friedrich-Schiller-Universität Jena* 24, 573–582.
- Klimov, G. A. K. 1967: K ergativnoj konstrukcii predloženiya v zanskom jazyke, in: *Ergativnaja konstrukcija predloženiya v jazykach različnyh tipov* (Leningrad) 149–155.
- Klimov, G. A. K. 1976: Anomalii ergativnosti v lazskom (čanskom) jazyke, in: *Philologia Orientalis IV, in memoriam G. V. Tsereteli* (Tbilisi) 150–159.
- Klimov, G. A. K. 1986: *Vvedenie v kavkazskoe jazykoznanie* (Moskva).
- Klimov, G. A. K. 1994 a: *Einführung in die kaukasische Sprachwissenschaft*. Aus dem Russischen übersetzt und bearbeitet von J. Gippert (Hamburg).
- Klimov, G. A. K. 1994 b: *Drevnejšie indoevropeizmy kartvel'skich jazykov* (Moskva).
- Magometov, A. A. M. 1965: *Tabasarunskij jazyk* (Tbilisi).
- Németh, J. N. 1959: *Eine Wörterliste der Jassen, der ungarischen Alanen* (Berlin).
- Robins, R. H. R. 1967: *A short history of linguistics* (London).
- Rogava, G. V./Keraševa, Z. I. 1966: *Grammatika adygejskogo jazyka* (Krasnodar/Majkop).
- Saržvelaže, Z. 1984: *Kartuli salit'erat'uro enis ist'oriis šesavali* (Tbilisi).
- Schmidt, K. H. 1964: Die West- und Ostkaukasischen Literaturen, in: W. v. Einsiedel (Hrsg.), *Die Literaturen der Welt in ihrer mündlichen und schriftlichen Überlieferung* (Zürich) 1065–1077.
- Schmidt, K. H. 1969 a: Zur Tmesis in den Kartvelsprachen und ihren typologischen Parallelen in indogermanischen Sprachen, in: *Jubilejnyj sbornik posvjaščennyj G. S. Achvlediani* (Tbilisi) 96–105.
- Schmidt, K. H. 1969 b: Agglutination und Postposition im Tocharischen, *MSS* 25, 105–112.
- Schmidt, K. H. 1972: Probleme der Typologie (Indogermanisch/Kaukasisch), in: *Homenaje a Antonio Tovar* (Madrid) 449–454.
- Schmidt, K. H. 1980 a: K. H. S., Armenian and Indo-European, in: A. C. Greppin (ed.) *First Internat. Conference on Armenian Linguistics: Proceedings* (New York) 35–58.
- Schmidt, K. H. 1980 b: Ergativkonstruktion und Aspekt, in: *Studia VI. Georgiev* (Sofia) 163–171.
- Schmidt, K. H. 1982 a: Caucasian typology as an aid to the reconstruction of Proto-Indo-European, *FoSl* 5, 364–383.
- Schmidt, K. H. 1982 b: Perfekt, Haben und Übergang von Ergativ- zu Nominativ-Konstruktion im Armenischen und Südkaukasischen., *BK* 40, 282–289.

- Schmidt, K. H. 1986: Zur Vorgeschichte des prädikativen Syntagmas im Indogermanischen, in: A. Etter (Hrsg.): *O-o-pe-ro-si: Festschrift für Ernst Risch* (Berlin/New York) 90–103.
- Schmidt, K. H. 1989: Otnositel'naja chronologija i kartvel'skie jazyki, *VJ* 1989/4, 73–87.
- Schmidt, K. H. 1989 a: Die kartvelischen Sprachen genetisch und typologisch gesehen, *HS* 102, 245–258.
- Schmidt, K. H. 1989 b: Zur relativen Chronologie in den Kartvelsprachen, *HS* 102, 129–152.
- Schmidt, K. H. 1989 c: Grundlagen und Probleme der kartvelischen Etymologie, *Et'imologiuri ziebani* 1989, 76–104.
- Schmidt, K. H. 1991: Mesto svanskogo v sem'e kartvel'skich jazykov, *VJ* 1991/2, 5–11.
- Schmidt, K. H. 1994 a: Zu den linguistischen Prinzipien der altgeorgischen und altarmenischen Bibelübersetzungen, in: P. Canisius/ Cl.-P. Herbermann/ G. Tschander (Hrsg.), *Text und Grammatik. FS R. Harweg* (Bochum) 307–316.
- Schmidt, K. H. 1994 b: Class inflection and related categories in the Caucasus, in: H. I. Aronson (Hrsg.), *Non-Slavic Languages of the USSR. Papers from the Fourth Conference* (Columbus, Ohio) 185–192.
- Schmidt, K. H. 1995 a: Rekonstruktion und Transformation des Protokartvelischen, *Georgica* 18, 51–58.
- Schmidt, K. H. 1995 b: Rekonstrukcija i transformacija protokartvel'skogo jazyka, *VJa* 1995/2, 3–9.
- Schmidt, K. H. 1995 c: K transformacii predikativnych sintagm v zanskich jazykach, *Pilologiuri ziebani, FS Guram K'ari'ozia* (Tbilisi) 149–158.
- Schulze, W. S. 1982: *Die Sprache der Uden in Nord-Azerbajdžan* (Wiesbaden).
- Trost, K. T. 1968: Die Perfekterphrase im Altkirchenslavischen und Altarmenischen. Ein Beitrag zur vergleichenden Syntax, *IF* 73, 87–109.
- Vogt, H. V. 1945: Substrat et convergence dans l'évolution linguistique, in: *Studia Septentrionalia II, Festschrift til Konrad Nielsen* (Oslo) 213–228.

Václav Blažek

Kartwelische Numeralia

§0. Die aus vier Sprachen bestehende kartwelische Sprachfamilie kann folgendermaßen klassifiziert werden (die in Klammern angeführten Daten stellen die geschätzte Zeit des Beginns der Teilung dar, die mit der von S. Starostin entwickelten ›rekalibrierten‹ Glottochronologie ermittelt wurde – vgl. Testelec 1995:14):

Gemeinkartwelisch [2800 v. Chr.]

A. Swanisch

B. Georgisch-Sanisch [800 v. Chr.]

1. Georgisch

2. Sanisch

a) Mingrelisch

b) Lasisch

§1. Folgende nicht abgeleitete Formen von Kardinalzahlen sind in den Kartwelsprachen bekannt:

	Georgisch	Mingrelisch	Lasisch	Swanisch
1	<i>ert-i</i>	<i>art-i</i>	<i>ar(t)-i</i>	<i>ešxu</i>
2	<i>or-i</i>	<i>žir-i, žor-i</i>	<i>žur-i</i>	<i>jor-i, jerb-i</i>
3	<i>sam-i</i>	<i>sum-i</i>	<i>sum</i>	<i>sem-i, Dat.sam-w</i>
4	<i>otx-i, Dial.otxo</i>	<i>otx-i</i>	<i>o(n)txo, otxu</i>	<i>woštxw</i>
5	<i>xut-i</i>	<i>xut-i</i>	<i>xut-i</i>	<i>wo-xušd, wo-xwišd</i>
6	<i>ekvs-i</i>	<i>amšv-i</i>	<i>a(n)š-i</i>	<i>usgw-a, uskw-a</i>
7	<i>švid-i</i>	<i>škvit-i</i>	<i>škvit-i</i>	<i>išgwid, iškwid</i>
8	<i>rva</i>	<i>(b)ruo</i>	<i>ovro, orvo</i>	<i>ara</i>
9	<i>cxra</i>	<i>čxor-o</i>	<i>čxo(v)r-o</i>	<i>čxar-a</i>
10	<i>at-i</i>	<i>vit-i</i>	<i>vit-i</i>	<i>ješd, ješt</i>
20	<i>oc-i</i>	<i>eč-i</i>	<i>eč-i</i>	<i>(jerw-ešd = 2 x10)</i>
100	<i>as-i</i>	<i>oš-i</i>	<i>oš-i</i>	<i>ašir, ašir</i>

§2. Bei der Rekonstruktion der protokartwelischen Phonologie weist der Vergleich von K. H. Schmidt einerseits und Klimov, Gamkrelidze/Ivanov und Fähnrich/Sardshweladse andererseits die unterschiedlichsten Ergebnisse auf (das Problem wird besprochen z. B. bei Testelec 1995):

	Schmidt 1962	Klimov 1964	Gamkrelidze/ Ivanov 1984	Fähnrich/Sardshweladse 1995
1	*ert-i (77,107)	*ert- (79)	*ert- (253)	*ert- (124)
ander	*šxwa- (133)	*s ₁ xwa- (178)		*s ₁ xwa- (322)
2	*jor-i (129)	*jor- (149)	*jor- (253)	*jor- (267-68)
3	*sam-i (131)	*sam- (161)		*sam- (294)
4	*otjxw- (128)	*o(s ₁)tx(w)- (150)	*(o)štx(o) (879)	*otxo- (269)
5	*xutj-i (75,159)	*xu(s ₁)t- (262)		*xut- (555)
6	*ekšw/w- (63,107)	*eks ₁ w- (80)	*ekšw- (878)	*eks ₁ w- (125)
7	*škwid- (142)	*šwid- (216)	*šwid- (875)	*šwid- (429)
8	*rúa/árua (130)	*arwa- (44-45)	*rwa-/arwa- (879)	*arwa- (35-36)
9	*čxara- (151)	*c ₁ xra- (232)		*c ₁ xar-/c ₁ xr- (469)
10	*atj-i (92)	*a(s ₁)t- (45)		*at- (32)
20	*oč-i (129)	*oc ₁ - (151)		*oc ₁ - (271)
100	*aš-i (93)	*as ₁ - (45)	*aš- (253)	*as ₁ - (38-39)

§3. Vergleichende etymologische Analyse

1.1. Georg.-san. *ert- >1< muß entgegen Schmidt 1962:77 von swan. *ešxu* >id.< (siehe 1.2.) getrennt werden. Das Numerale könnte möglicherweise vom georg.-san. Verb *rt- >machen, beginnen< (FS 287) abgeleitet sein. Die semantische Motivation >erstes< Numerale = >beginnendes< Numerale hat z. B. im Kymrischen *cyntaf* >der erste<, altirisch *cét*- usw. vs. altkirchenslawisch *načęti* >beginnen<, *kon'1* >Anfang< (Pokorny 1959:564) eine Parallele. Akzeptiert man diese etymologische Lösung, scheint das Numerale eine Innovation zu sein.

1.2. Swan. *ešxu* >1< ist verwandt mit georg. *sxva* >anderer, zweiter, fremd, ein<, mingr. *šxva* >anderer, fremd<, las. *čkva* >anderer, übriger< (Klimov 1964:178; FS 322). Die Bedeutung >eins< (swan.) kann in Gegenüberstellung zur selben semantischen Streuung im georgisch-sanischen Zweig ein Archaismus sein. Eine parallele semantische Ent-

wicklung tritt möglicherweise auf in slawisch *inъ* ›anderer‹ (**ēino-* < **e-oino-*) vs. indoeurop. **oino-* ›eins‹.

Da im Kartwelischen jegliche interne Etymologie fehlt, ist die Suche nach externen Parallelen legitim. Trombetti 1923:110 hat folgende Vergleichsdaten ermittelt: a) Chwarschisch *has*; b) Semitisch **aš-t-*; c) Sumerisch *aš*; d) Brahui *asi*. Lassen Sie uns diese Vergleiche analysieren.

a) Chwarschisch *has* reflektiert zusammen mit anderen didoischen Formen (hinuschisch *hes*, inchoqwarisch *hos*, beshitisch *hōs*, hunsibisch *hās*) den Nominativ des protodidoischen Paradigmas **hās* vs. Obliquus **ssi-* (hunsibisch *si-d*, beshitisch *si-d* und didoisch Nom. *sis*). Unter den Parallelen in anderen nordkaukasischen Zweigen (awaro-andisch **ci-*; lakisch *ca*; dargisch **ca*, lesgisch **ssa*; chinalughisch *sa*; WC **zV*; urartäisch *šusi* ›1‹, *šuiini* ›alle‹) erscheint die am nächsten verwandte in nachisch **ča* ›1‹ > tschetschen. *ča*′, ingusch. *ca*′, bats. *ča* (NCED 323–324: NC **cHš* < **cāhV* oder **hēcV*).

b) Für semitisch **ašt-ay-* (akkad. *īštēn(um)* ›1‹, *īštēnšeret*, poet. *īštēnešret* ›11‹, ugarit. *št* ›*šrh*‹, hebr. *ʾaštē ʾāšār* ›11‹, epigraph. südarab. *ʾsyt* ›1‹ – siehe AHw 400–401; Aistleitner 1965:244–245) erscheinen die wahrscheinlich engsten Verwandten innerhalb des Afroasiatischen im Omotischen: Yemsa *issoo*, *isson*, Chara *issaa*, Wolaita *ista*, Zala *istaa*, Malo *istá*, Gofa *issi(no)*, Dache *isiyno*, Dorze *isiino* u. *istaa*, Nao *is(i)n* usw. ›1‹ und vielleicht auch im Tschadischen: (Zentral-)Mafa *sətaḍ*, Sulede *sta*; ? (Ost-)Mokilko *só* ›1‹ (Blažek 1990: 34). Der Vergleich von AA **aši-(-t/n-)* ›1‹ und K **ešxu* ›1‹ > ›anderer‹ ist auch in genetischer Hinsicht prinzipiell möglich, wenn man folgende Entwicklung annimmt: **aš[u]-* > **šwa-* > **šʷa-* > **šhwa-* > K **šxwa-* oder ähnlich.

c) Sumerisch *aš* bedeutet wirklich ›1‹ im Standarddialekt (Diakonoff 1983:85).

d) In Übereinstimmung mit der drawidischen Phonologie muß Brahui *asi* ›1‹ (adjektiv.), *asiṭ* ›1‹ (Einheit), *asike* ›einst‹ abgeleitet sein von protodrawidisch **onru* ›1‹ (DEDR # 990 und Tabelle 1; Zvelebil 1970:172) < **or-tu* mit dem Suffix des Neutrums **-tu* (Andronov 1978:239–240).

2. Kartwelisch **jor-* ›2‹ ist die einzige protokartwelische Form, die mit **j-* am Anfang rekonstruiert wurde. Schon Caldwell (1913/56:327–28) und Fähnrich 1966:149 haben mit drawidisch **ir-* ›2‹ eine verwandte Form gefunden (DEDR # 474).

3. Kartwelisch **sam-* ›3‹ hat eine suggestive Parallele in lakisch *šam-a* ›3‹ (Trombetti 1902:196). Die anderen verwandten Formen sind chinalugh. *pš^wa* ›3‹ und tabasaran. *simi-čur*, aghul. *šin-čur* ›30‹ (NCED 978: **šwimHV*). Schon Trombetti (ebenda und 1923:201) fand eine verwandte Form in sino-tibetisch *(*g*)*sūm-* ›3‹ und jennisseiisch **do ʾḡa* ›3‹; vgl. auch Bouda 1957:83 und Starostin 1982:210 u. 1995:222–223.

4. Kartwelisch **otxo-* ›4‹ ist möglicherweise der Rekonstruktion **o(s₁)tx(w)-* (Klimov 1985:207) vorzuziehen. Das Auftreten des Clusters -*št-* im Swanischen kann durch Analogie zum darauffolgenden Numerale *wo-xušd*, *wo-xwišd* ›5‹ erklärt werden. Der Versuch einer inneren Etymologie vom Typ **otxo-* => **or-* ›2‹ (nur im Georgischen) + **tqu-* (kartwelisch **tqub-* ›Zwilling‹ siehe FS 340) ist recht unwahrscheinlich (Klimov 1985:207). Aber schon van Ginneken und Frei sind auf die Ähnlichkeit von K ›4‹ und IE ›8‹ gestoßen – traditionell rekonstruiert **oktō(u)* und interpretiert als Dual des hypothetischen Singulars **okto-* ›4‹. Diese Idee wurde von Henning unterstützt, der das System der altiranischen Metrologie untersuchte. Er fand heraus, daß die Bedeutung von awestisch *ašti-* mit dem griechischen *παλαιστή* ›Breite von 4 Fingern‹ (1942:235) übereinstimmt, und brachte es in Zusammenhang mit dem er-

warteten iranischen **ašta-* < **okto-* (1948:69). Klimov (1977:162–163; 1985:206–207 mit älterer Literatur), der sich dieser Etymologie anschließt, stützt sich auf Beispiele vom Typ Aymara *pusi* ›4‹ vs. Ketschua *pusex* ›8‹ oder Ob-Ugrisch **ñil* ›4‹ vs. **ñilay* ›8‹ (Honti 1982:171), wobei ›8‹ wahrscheinlich den Dual von ›4‹ darstellt (Gulya 1976:314). Die Metathese in der Substitution von IE **-k̑t-* > K **-tx-* hat eine Parallele in K **usx(o)* ›Opferstier‹ < IE **uksōn-* (Klimov 1994:476). Andererseits bevorzugt Manaster Ramer (1995:16–17) die Rekonstruktion K **os₁tx(o/w)-*, worin er die Substitution der Satəm-Variante von IE **oktoH* ›8‹ sieht (allerdings kann das *-x-* am Ende auch mit Hilfe einer Alliteration mit dem folgenden Numerale **xu(s₁)t-* erklärt werden). Wenn man dies annimmt, könnte der semantische Wechsel ›8‹ < ›4‹ im Zusammenhang mit dem entgegengesetzten semantischen Wandel K **arwa-* ›8‹ < Semitisch **'arba'* ›4‹ stehen. Manaster Ramer findet eine formale Analogie im Fall der nordamerikanischen Sprache Nord-Chumash (Hoka), wo das Yokuts (Penuti)-Numerale ›10‹ als ›5‹ entlehnt wurde und das einheimische Wort für ›4‹ seine Bedeutung zu ›8‹ wandelte.

5. Kartwelisch **xu(s₁)t-* ›5‹ hat keine eindeutige Etymologie. Bis heute wurden folgende Vorschläge gemacht:

a) Eine interne Etymologie, die auf georgisch-sanisch **xut-* ›drücken‹ basiert (Zycar/Džindžichadze 1985:874), ist aus semantischen und phonetischen Gründen (**t-* vs. **-t-*!) unwahrscheinlich.

b) Schon Bork (1907:25) und später Oštir (1921:129) haben K ›5‹ verglichen mit nordkaukasischen Gegenstücken wie rutulisch *xud*, chinalughisch *pχu*, batsisch *pχi*, kabardisch *tx^wə* usw. ›5‹, die von Klimov 1967:307 als ostkaukasisch **xx^wə* und westkaukasisch **(t)x^wə-* rekonstruiert wurden oder als NC **fħā* neben WC **s-x^wə* in NCED 426.

c) Manaster Ramer (1995:16–17) schlägt eine Entlehnung von kartwelisch **xus₁t-* ›5‹ aus einer semitischen Quelle vom Typ akkadisch f. *ħamištu(m)* ›5‹, *ħamuštum* ›fünfter‹ vor, vgl. altassyrisch *ħamuštum* ›Fünfergruppe‹ (AHw 317; Riemschneider 1978:69,294) und nimmt eine Entwicklung über **ħawištu* (oder **ħawuštu*) an.

6. Kartwelisch **eks₁w-* ›6‹ wurde von Bork (1907:25–26) und Oštir (1921:130) mit indoeuropäischen Gegenstücken verglichen. Nur chinalughisch *zāk* ›6‹ ist der Form nach ähnlich, stimmt aber regelmäßig mit anderen ostkaukasischen Sprachen überein, z. B. kubatschisch *ēk*, aghulisch (Chirag) *rekka-l*, dargisch (Akuscha) *ureg-al* ›6‹ usw. (NCED 219; NC **rān* ʔE ›6‹). Marr (1927 – siehe Klimov 1967:308) versuchte, das Numerale zu erklären als **e-* (**ert-* ›1‹) + **kus-* (**xut-* ›5‹). Doch schon Bopp (1848:38) erkannte die signifikante Ähnlichkeit des kartwelischen Zahlworts ›6‹ mit indoeuropäischen Numeralia. Unter den indoeuropäischen Formen dieses Zahlworts wurde eine Quelle vom Typ armenisch *vec'*, griechisch (dorisch) *Féξ*, attisch *ἕξ* oder altpreußisch (*w*)*uschsts* ›sechster‹ angenommen (Klimov 1967:308 u. 1985:206). Aber die Sequenz **-ks₁w-* spiegelt die Anfangsgruppe, die für IE **Ksweks* ›6‹ rekonstruiert wurde, perfekt wider. Schließt man sich dieser Ansicht an, kann das vorkartwelische **kšwe...* eine Entlehnung aus einem indoeuropäischen Dialekt darstellen, das die Anfangsgruppe (vgl. awestisch *xšuuāš* oder sogdisch [Choresm] *xwšw*, Yaghnobi *uxš* usw.) bewahrt hat.

7. Kartwelisch **šwid-* ›7‹ wurde bereits von Bopp (1848:38–39) mit indoeuropäisch **septm*›897‹ verglichen. Allerdings ist das indoeuropäische Zahlwort mit hoher Wahrscheinlichkeit semitischer Herkunft, vgl. semitisch **šib 'atum* ›7‹ (Illič-Svityč 1964:7; Blažek 1997). Die Entlehnung aus einer semitischen Quelle vom Typ des akkadischen f. *sebet(tum)*, *sibittu* kann die Entwicklung im Vokalismus erklären, wenn man fol-

gende Entwicklung annimmt: vorkartwelisch *šiwid- > K *šwid- (Klimov 1985:206), allerdings läßt das unerwartete *s-* am Anfang im Akkadischen entgegen den Reflexen semitisch *š- in anderen semitischen Sprachen vermuten, daß nicht aus dem Akkadischen entlehnt wurde. Testeleo (1996:25) schlägt, ausgehend von der Priorität der Cluster, die von Schmidt formuliert wurde, eine andere Erklärung vor: *šib 'it > *š 'iwit > *škwit.

8. Kartwelisch *arwa- >8< kann nicht verglichen werden mit tschetschenisch *barh*, batisch *barλ* >8< (Oštir 1921:129), die gute Entsprechungen im Ostkaukasischen haben (chwarschisch *bała*, andisch *bejl* 'i-gu usw. >8<; EC *bünle >8< neben WC *p(p)al 'ə >4<; NCED 314–315). Eine mehr versprechende Quelle scheint das semitische Numerale >4< zu sein, vgl. akkadisch m. *arba'u(m)* >4< (AHw 66), ugaritisch 'arb', hebräisch 'arba' usw. (Klimov 1967:308–309). Klimov (1985:207) rekonstruiert die Originalquelle in Form eines Duals, z. B. akkadisch *arba'ā(n). Ein ähnlicher Weg der Bildung einiger gerader Numeralia ist im Ugaritischen bekannt, wo die Zahlen >6< und >12< als *iltm* und *ttm* ausgedrückt werden können, d. h. als Dual von *ilt* >3< und *tt* >6< (Brugnatelli 1982:18). Trombetti 1902:198 schlägt eine alternative eigene kartwelische Etymologie vor, die auf der Subtraktion basiert: *ara(j)or- >nicht zwei< > *arao(r)- > *arwa-.

9. Kartwelisch *c₁xar(a)- >9< wurde schon von Marr (1925:74,77, vgl. Klimov 1967:309) mit semitisch *tš' >9< verglichen. Die Anfangsgruppe *c₁x- ersetzt möglicherweise die Sequenz *t-š-* der hypothetischen Quelle. Das Symbol *c₁ muß einen Laut ähnlich č reflektieren (vgl. Schmidt 1962:56,151, der direkt *č schreibt, Gamkrelidze benutzt das Symbol *č̣). Die Substitution ' > x hat eine Analogie in 1.2. b. Der Fortbestand von semitisch *' impliziert, daß die Sprache, aus der entlehnt wurde, nicht das Akkadische sein konnte (zumindest nicht die aus schriftlichen Zeugnissen bekannte Sprache), wo der Ausfall aller >Laryngale< (mit Ausnahme von *h*) stattgefunden hat. Der Endteil *-ar(a)- bleibt zu erklären. Die Variante *čxovro* im Lasischen deckt einen Einfluß des vorausgehenden Zahlworts auf (>Retardierung< nach Marr). Aber es gibt noch eine eher vernachlässigte Erklärung, die ein Kompositum annimmt: *a(s₁)t-s₁xwa-ara- >zehn-*eins-nicht-(+ verlorengegangenes Verb)<, vgl. georgisch *ar(a)* >nicht< (Trombetti 1902:198).

10. Kartwelisch *a(s₁)t- >10< ähnelt den ostkaukasischen Gegenstücken: lakisch *aç*, tschamalalisch *aça-da*, kubatschisch *wiç*, tschetschenisch *itt* usw. (Oštir 1921:130; NCED 245–246; NC *'ēncĔ). Manaster Ramer (1995:17) sieht hier die Transformation von semitisch *'ašarāt-um >10< (ursprüngl. maskulin). In diesem Fall kann die hypothetische Quelle nicht das historisch belegte Akkadische sein, wo der Wandel *'a- > e stattgefunden hat (vgl. *ešer* u. *ešeret* neben dem eher archaischen assyrischen *ešar* >10< u. *ešartu* >Zehnergruppe< – AHw 253). Man ist letztendlich versucht, vorkartwelisches *ašt- >10< mit semitisch *'ašt-ay- >1< (vgl. 1.2. b) zu verbinden, wenn man annimmt: >10< = >1 x[10]<. Diese Lösung könnte Unterstützung finden durch K *as₁[ir]- >100<, wenn es eine Entlehnung von westsemitisch *'ašir- >zehnter< repräsentiert, daher kartwelisch >100< = >zehnter[zehn]<? (vgl. §12).

11. Georgisch-sanisch oc₁- >20< hat keine zufriedenstellende Etymologie. Der Versuch von Lafon (1933:18), es von georgisch *or-* >2< u. *at-* >10< abzuleiten (K *jor- u. *a(s₁)t-), kann wegen der phonetischen Schwierigkeiten nicht akzeptiert werden.

12. Kartwelisch *as₁[ir]- >100< wurde bereits von Trombetti (1902:199) mit dem semitischen Numerale >10< verglichen. Eine mögliche Quelle konnte in einigen Ordinalmustern wie *qatīl* gefunden werden: hebräisch 'āšīrī, syrisch 'āsīrāyā oder qāṭīl: ara-

bisch *‘āšir*, Geez *‘ašar*. Die akkadischen Ordinalzahlen sind gefornet nach dem Muster *qaṭul: ešrum m. / ešurtum f.* (Brockelmann 1908: 491; Moscati 1964: 118–119). Diese Interpretation impliziert die ursprüngliche semantische Motivation ›100‹ = ›zehnter[zehn]‹ (vgl. batsisch *atasi* ›1000‹ = **at-* ›10‹ x *asi* ›100‹ – sämtlich aus dem Georgischen entlehnt – Klimov 1985: 208). Man ist versucht, dieselbe Herkunft für das nordkaukasische Gegenstück anzunehmen: tabasaranisch *warž*, aghulisch *baIrš*, akuschisch *darš*, lakisch *tturš* usw. neben ulychisch *š^wa*, adygheisch u. kabardsch *ša* usw. ›100‹ (Klimov 1967: 310; NCED 587–588; NC **Hlššwē*).

Schlußfolgerung

Kartwelische Numeralia können bezüglich ihrer wahrscheinlichen Herkunft folgendermaßen klassifiziert werden:

a) Ererbt:

Die Wörter ›1‹ und ›2‹ sind wahrscheinlich nicht entlehnt. Die hypothetischen Verwandten innerhalb des nostratischen Makrophylums unterstützen ihre ›ererbte‹ Herkunft. Dieses semantische Feld kann ausgedehnt werden: swanisch *šgen* ›anders, anderer‹ kann kartwelisch **č(w)en-* reflektieren, vgl. swanisch *la-m-šgel* ›Norden‹ vs. georgisch *črd-il-i* ›Schatten‹ oder swanisch *mi-šgwi* vs. georgisch *čemi* und sanisch *čkimi* ›mein‹ und swanisch *gwi-šgwi* ›wir‹ vs. georgisch *čveni*, lasisch *čkuni*, mingrelisch *čkini* (Schmidt 1962: 57); diese Rekonstruktion ist kompatibel mit AA **čn-ay-* ›2‹ > Semitisch **tin-ay-* / ägyptisch *snwj* / berberisch **sīn* u. **hissīn*; vgl. auch hurritisch *šin-* und nachisch **ši(n)* ›2‹ (NCED 845–846).

b) Nordkaukasische Herkunft:

Im Fall des Zahlworts ›3‹ scheint eine nordkaukasische Herkunft am wahrscheinlichsten. Gerade diese Richtung der Entlehnung wird unterstützt durch die Existenz überzeugender externer Parallelen im sino-kaukasischen Makrophylum. Eine nordkaukasische Quelle wird auch für die Numeralia ›5‹ und ›10‹ nicht ausgeschlossen. Das semantische Feld der Zahlwörter mit nordkaukasischem Ursprung kann vervollständigt werden: K **tqub-* ›Zwilling‹ (Klimov 1964: 184; FS 340) vs. WC **tql:^wA* ›2‹ > ulychisch *tq^wa*, adygheisch *t^wə*; chinalughisch *ku*, tabasaranisch *glu*, kubatschisch *k^we*, lakisch *ki-a* usw. (NCED 924: NC **tqHwā*); vgl. auch nachisch **tqa* ›20‹ (NCED 456; Klimov 1967: 307).

c) Indoeuropäische Herkunft:

Die Numeralia ›4‹ und ›6‹ sind wahrscheinlich aus einer indoeuropäischen Quelle entlehnt (vgl. auch georgisch *pirveli* ›erster‹ vs. indoeuropäisch **p^rH₂wó-* id.). Ihre dialektale Angliederung ist natürlich ungewiß. Ungeachtet der Möglichkeit des Protoindoeuropäischen als Maß der Kontakte gibt es mindestens drei indoeuropäische Zweige, die mit den südkaukasischen Völkern in Kontakt gestanden haben oder gestanden haben könnten: 1. Hethiter, 2. Indoiraner, 3. Armenier.

Zu 1: Bezüglich der hethitischen (anatolischen) Numeralia erlaubt uns unser Wissensstand nicht, engere Verbindungen zu finden. Es gibt gewisse lexikalische Hinweise, die einen frühen Kontakt zwischen Kartweliern und den Vorfahren der Hethiter nahelegen (Giorgadze 1979: 64–66, Ivanov 1979: 111–129; Gankrelidze/Ivanov

1984:897–898). Das stimmt mit den archäologischen Daten überein, die eine transkaukasische Diffusion von Stämmen, die Kurgan-Bestattungen vornahmen, nach Ostanatolien um 3000 v. Chr. demonstrieren (Winn 1981:113–118).

Zu 2: Die phonetische Gestalt der kartwelischen Numeralia ›4‹ und ›6‹ ist indoiranischen Daten ähnlicher als anderen. Ein indoiranischer Charakter der Sprache, aus der entlehnt wurde, könnte durch die Existenz von anderen lexikalischen Parallelen (Klimov 1993:29–37) gestützt werden. Die wichtigste Frage, die offen bleibt, ist die der Lokalisierung des Kontaktes nach Ort und Zeit. Die generell anerkannte Präsenz von Indoariern in Ostanatolien in der Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. ist zu spät angesetzt; die Numeralia ›4‹ und ›6‹ repräsentieren eine gemeinkartwelische Stufe, d.h. Anfang des 3. Jt. s v. Chr. oder früher (Testelec 1995:14).

Zu 3: Armenisch kann aus phonetischen und chronologischen Gründen als Quelle wahrscheinlich ausgeschlossen werden.

d) Semitische Herkunft:

Es ist bemerkenswert, daß die meisten kartwelischen Numeralia als semitische Entlehnungen erklärt werden können, und zwar ›7‹, ›8‹, ›9‹, ›10‹ sowie möglicherweise ›5‹ und auch ›10‹. Es gibt nur zwei semitische Sprachen, von denen sprachliche Zeugnisse in Schriftform vorliegen, die in einer relativen Nähe zum südlichen Kaukasus im 3. Jt. v. Chr. gesprochen wurden: das Akkadische in Mesopotamien und das Eblaitische in Nordsyrien. Eine hypothetische Quelle der Entlehnung kann durch bestimmte Merkmale charakterisiert werden, die vom historisch belegten Akkadischen abweichen: in der Phonologie besonders semitisch **a*- > kartwelisch **a*- vs. akkadisch *e*- (aber eblaitisch *a*-!) und in der Morphologie die Muster der Ordnungszahlen *qaṭīl* (vgl. Hebräisch oder Aramäisch) oder *qāṭil* (vgl. Ugaritisch oder Arabisch) vs. akkadisch *qaṭul* (eblaitische Numeralia sind nicht bekannt, dafür aber der Personennamen *Mu-sa-ti-sa* ›sie macht Nummer 6‹ – Segert 1984:54). Es gibt mehr kulturelle semitische Entlehnungen im gemeinkartwelischen Wortschatz, z. B. K **okro*- ›Gold‹ > G **okro*-, M *orko*-, S (*w*)*okwr*- (Klimov 1964:151) vs. semitisch *wrq* > akkadisch (*w*)*arāqu(m)* ›gelbgrün sein‹, *ū-ša-ra-qu* ›vergolden‹ (AHw 1463–64), ugaritisch *yrq* ›Gelbes (Gold)‹ (Aistleitner 1965:137), hebräisch *yārāq* ›das Grüne‹, *yeraqraq* ›goldgrün‹, Geez *warq* ›Gold‹ usw. oder K **uyel*- ›Joch‹ > G *uyel*-, M *uyu*-, S *ūywa*- (Klimov 1964:186) vs. semitisch **gull*- ›Joch‹ > altkanaanitisch (Tell Amarna) *ḥullu*, hebräisch *ʾol*, akkadisch *ullu* usw. (Illič-Svityč 1965:334–35). Der kartwelisch-semitische Kontakt läßt sich auch archäologisch dokumentieren. Safronov (1989:242–58) identifizierte in der Maikop-Kultur des Nordkaukasus (26.–23. Jh. v. Chr.) genetische Verbindungen zur Kultur des oberen Euphrat, die mit der eblaitischen Zivilisation in Verbindung steht. Er interpretiert diese Entdeckung als ein Ergebnis der nordwärts gerichteten Migration von Vertretern der syrischen Zivilisation, die eine semitische Sprache – möglicherweise nahe dem Eblaitischen – sprach.

Die vorgestellten Schlußfolgerungen bedeuten, wenn sie korrekt sind, daß das Kartwelische unter massivem Einfluß anderer Sprachfamilien (der nordkaukasischen, der indoeuropäischen, der semitischen) stand, vergleichbar mit dem Einfluß des Arabischen auf das Siwa (Berberisch) oder des Indo-Arischen auf das Brahui, wo lediglich ›1‹, ›2‹ und ›1‹, ›2‹, ›3‹ nicht entlehnt sind. Der traditionell angenommene Konservatismus der Numeralia ist nur ein Mythos.

ABKURZUNGEN

AA Afroasiatisch, C Kaukasisch, E Ost, G Georgisch, IE Indoeuropäisch, K Kartwelisch, L Lasisch, M Mingrelisch, N Nord, S Swanisch, W West, Z Sanisch

LITERATUR

- AHw: Soden, W. von: Akkadisches Handwörterbuch, I-III (Wiesbaden 1965–1981).
- Aistleitner, J. 1965: Wörterbuch der ugaritischen Sprache (Berlin).
- Andronov, M. S. 1978: Sravnitel'naja grammatika dravidijskich jazykov (Moskva).
- Blažek, V. 1990: A comparative-etymological approach to Afrasian numerals, in: Beiträge zur Afrikanistik, Bd. 40, S. 29–44.
- Blažek V. 1997: Indo-European ›seven‹, in: Festschrift Shevoroshkin, Journal of Indo-European Studies, Monograph 22, S. 9–29.
- Bopp, F. 1848: Die Kaukasischen Glieder des indoeuropäischen Sprachstamms (Berlin).
- Bork, F. 1907: Beiträge zur Kaukasischen Sprachwissenschaft, I: Kaukasische Miscellen (Königsberg).
- Bouda, K. 1957: Die Sprache der Jenisejer, Anthropos 52, S. 65–134.
- Brockelmann, C. 1908: Grundriss der vergleichenden Grammatik der semitischen Sprachen, I (Berlin).
- Brugnatelli V. 1982: Questioni di morfologia e sintassi dei numerali cardinali semitici (Firenze).
- Caldwell, R. 1913/56: A comparative grammar of the Dravidian or South-Indian family of languages (Madras).
- Diakonoff 1983: Some reflections on numerals in Sumerian, Towards a history of mathematical speculation, Journal of American Oriental Society 103, S. 83–93.
- DEDR: Burrow T., Emeneau M. B.: A Dravidian etymological dictionary (Oxford 1984).
- Fähnrich, H. 1966: Iberokaukasisch und Drawidisch, Bedi Kartlisa 19–20, S. 135–158.
- FS: Fähnrich H., Sardshweladse S.: Etymologisches Wörterbuch der Kartwel-Sprachen (Leiden/New York/Köln 1995).
- Gamkrelidze, T. V./Ivanov, V. V. 1984: Indoevropskij jazyk i indoevropejcy (Tbilisi).
- Giorgadze G. G. 1979: O charaktere nekotorych indoevropskich (kartvel'skich) jazykovych paralelej (po dannym chettskogo jazyka), in: Lingvističeskij sbornik (Tbilisi) S. 62–69.
- Gudjedjani, Ch./Palmaitis, L. 1985: Svan-English Dictionary (New York).
- Gudjedjani, Ch./Palmaitis, L. 1986: Upper Svan, Grammar and texts, in: Kalbotyra 37.4 (Vilnius).
- Gulya, J. 1976: Morfologija obsko-ugorskich jazykov, in: Osnovy finno-ugorskogo jazykoznanija, Marijskij, permskie i ugorskie jazyki (Moskva) S. 277–341.
- Henning, W. B. 1942: An astronomical chapter of the Bundahishn, Journal of the Royal Society (1942) S. 229–248.
- Henning, W. B. 1948: OKTŌ(U), Transactions of the Philological Society, S. 69.
- Honti, L. 1982: Geschichte des obugrischen Vokalismus der ersten Silbe (Budapest).
- Illič-Svityč, V. M. 1965: Caucasia, Ètimologija (1964) S. 334–337.
- Ivanov, V. V. 1979: O nekotorych peredneaziatskich paraleljach k kartvel'skim leksemam, in: Lingvističeskij sbornik (Tbilisi) S. 111–129.
- Klimov, G. A. 1964: Ètimologičeskij slovar' kartvel'skich jazykov (Moskva).
- Klimov, G. A. 1967: Zaimstvovannye čislitel'nye v obščekartvel'skom?, Ètimologija (1965) S. 306–310.
- Klimov, G. A. 1977: Kartvel'skoe *otxo ›četyre‹ ~ indoevropskoe *okto-, Ètimologija (1975) S. 162–163.
- Klimov, G. A. 1985: Zu den ältesten indogermanisch-kartwelischen Kontakten im Vorderen Asien, in: Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft 23, S. 205–210.
- Klimov, G. A. 1993: Ešče odno svidetel'stvo prebyvanija arijev v Perednej Azii, Voprosy jazykoznanija (1993/4) S. 29–37.

- Klimov, G. A. 1994: L'analogie kartvélienne de l'IE **oklō(μ)* in: R. Bielmeier u. a. (Hrsg.): *Indogermanica et Caucasia*, Festschrift für K. H. Schmidt (Berlin/New York) S. 472–478.
- Lafon, R. 1933: Sur les postpositions basques formées au moyen de *gan*, *Revue internationale des études basques* 24, S. 1–23.
- Mañaster Rámér, A. 1995: Some borrowed numerals in Proto-Kartvelian, *Dhumbádji, Journal for the History of Language* 2.3, S. 16–18.
- Marr, N. J. 1925: *Grammatika drevneliteraturnogo gruzinskogo jazyka*, Materialy po jafetičeskomu jazykoznaniju 12 (Leningrad).
- Moscatti, S. et. al. 1964: *An introduction to the comparative grammar of the Semitic languages* (Wiesbaden).
- NCED: Nikolayev S. L., Starostin S. A.: *A North Caucasian etymological dictionary* (Moscow).
- Ostir, K. 1921: *Beiträge zur alarodischen Sprachwissenschaft 1: lat. ficus. etr. Zahlwörter* (Wien, Leipzig).
- Pokorny, J. 1959: *Indogermanisches etymologisches Wörterbuch* (Bern-München).
- Riemschneider, K. K. 1978: *Lehrbuch des Akkadischen* (Leipzig).
- Safronov, V. A. 1989: *Indoeuropejskie prarodiny* (Gorki).
- Schmidt, K. H. 1962: *Studien zur Rekonstruktion des Lautstandes der südkaukasischen Grundsprache*, *Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes* (Wiesbaden).
- Segert, S. 1984: *A basic grammar of the Ugaritic language* (Berkeley).
- Starostin, S. A. 1982: *Praenisejskaja rekonstrukcija i vnešnje svjazi enisejskich jazykov*, in: *Ketskij sbornik, Antropologija, Ėtnografija, Mifologija, Lingvistika* (Leningrad) S. 144–237.
- Starostin, S. A. 1995: *Sravnitel'nyj slovar' enisejskich jazykov*, in: *Ketskij sbornik, Lingvistika* (Moskva) S. 176–315.
- Testelec, J. G. 1995: *Sibiljanty ili komplekxy v prakartvel'skom?*, *Voprosy jazykoznanija* (1995/5) S. 10–28.
- Trombetti, A. 1902: *Delle relazioni delle lingue caucasiche con le lingue camitosemitiche e con altri gruppi linguistici*, I, *Giornale della Societa Asiatica Italiana* 15, S. 177–201.
- Trombetti, A. 1923: *Elementi di glottologia* (Bologna).
- Winn, S. M. M. 1981: *Burial evidence and the kurgan culture in Eastern Anatolia c. 3000 B. C.: an interpretation*, *Journal of Indo-European Studies* 9, S. 113–118.
- Zvelebil, K. 1970: *Comparative Dravidian phonology* (The Hague, Paris).
- Zycar' Ju. V./Džindžichadze, Dž. M. 1985: *K proischoždeniju nekotorych baskkich i kartvel'skich čislitel'nych (desjat' i dr.)*, in: *Symbolae L. Mitxelena Septuagenario Oblatae*, ed. J. L. Melena, S. 871–874.

Nino Barnovi

Zum Aufbau der Konsonantenkomplexe in den Sprachen der awaro-ando-didoischen Gruppe

Die phonologische Struktur der Konsonantensysteme der daghestanischen Sprachen ist in der Fachliteratur grundlegend untersucht worden. Aber was die kombinatorischen Verhältnisse der konsonantischen Phoneme der zur awaro-ando-didoischen Gruppe zählenden Sprachen betrifft, so bildete ihre Beschreibung noch keinen speziellen Forschungsgegenstand.

Wir nahmen eine distributive Analyse der Konsonantenphoneme des Awarischen vor. Bei der Untersuchung der Kombinatorik der Konsonanten verkörpert das Wort die Analyseeinheit. Es wurden die distributiven Verhältnisse der Konsonanten in Anlaut-, Auslaut- und intervokalischer Position erforscht.

Beim Studium der nicht in unmittelbarer Nachbarschaft zueinander stehenden Konsonanten stellten Morpheme der Struktur CVC und CVCC die Analyseeinheit dar. Die Charakteristik der Glieder des Konsonantensystems stützt sich auf die Konsonantentabelle der awarischen Sprache, die in der Arbeit von A. Čikobava und I. Cercvaže vertreten ist.¹

Die Distributionsanalyse kann sowohl auf der Basis eines zusammenhängenden Textes als auch anhand von Lexikonmaterial vorgenommen werden. Die vorliegende Arbeit wurde nach Lexikonmaterial durchgeführt. Das Analysematerial stellen die awarisch-russischen Wörterbücher von M. Saidov², L. I. Žirkov³, und P. K. Uslar⁴, außerdem eine Arbeit von Z. Žapariže⁵.

In der Anlautposition des Wortes erscheint die Distribution eines einzelnen Konsonanten völlig frei. Im Anlaut in der Position vor Vokal ist jeder beliebige Konsonant zulässig: *baḱ* ›Stuhl‹, *dir* ›mein‹, *kun* ›Faden‹, *ḱ:uj* ›Rauch‹, *čeze* ›füllen‹, *č:iya* ›Drossel‹, *žib* ›selbst‹, *x:er* ›Gras‹, *wono* ›Wange‹, *l'aqel* ›Splitter‹, *ras* ›Haar‹...

Eine Konsonantenhäufung im Anlaut des Wortes ist nicht festzustellen. Der einzige zweigliedrige Komplex im Anlaut ist durch folgende Komponenten vertreten: nichtlabialer Geräuschlaut + bilabialer Sonant *w*: *dwareze* ›lärmen‹, *ṭwapize* ›trapsen‹, *gwangwa* ›Eichhörnchen‹, *kwač* ›Kälte‹, *ḱwet* ›Lippe‹, *ḱ:wine* ›schlucken‹, *č:wa* ›Stern‹... Der Bau der Wurzelkomplexe und der durch Reduktion entstandenen Kon-

1. Čikobava A., Cercvaže I.: *Xunzuri ena* (Tbilisi 1962).
2. Saidov, M.: *Avarsko-russkij slovar'* (Moskva 1967).
3. Žirkov, L. I.: *Avarsko-russkij slovar'* (Moskva 1936).
4. Uslar, P. K.: *Etnografija Kavkaza, III, Avarskij jazyk* (Tiflis 1889).
5. Žapariže, Z.: *Mesakonleobis leksiḱa*, in: *Iberiuḱ-ḱavḱasiuri enatmecniereba*, XV (Tbilisi 1966).

sonantenpaare ist äußerst begrenzt. Paare, die an der Schnittstelle von Morphemen auftreten, sind sehr zahlreich, da sie sowohl durch Suffigierung als auch durch Wortbildung zustande kommen. Doch trotz dieser Vielfalt an Konsonantenpaaren im Inlaut erwies es sich als möglich, allgemeine Regeln für die Distribution der Konsonanten aufzustellen. Insgesamt gelang es, neun Regeln für die Kombinierbarkeit der Konsonanten zu finden.

Wir führen einige von ihnen an: Im Inlaut folgen auf dentale Verschußlaute weder Sibilanten noch stimmlose Laterale. Oder: Im Inlaut folgen auf stimmlose Spiranten weder präalveolare Affrikaten noch stimmlose Laterale.

Unsere Analyse der Struktur der Konsonantengruppen gestattete es, eine syntagmatische Gesetzmäßigkeit artikulatorischen Charakters zu fixieren: Das Konsonantensystem der awarischen Sprache gliedert sich in zwei Artikulationszonen; die Grenze zwischen den Zonen verläuft an der prävelaren Reihe. Konsonanten, die weiter hinten ausgesprochen werden als die Prävelare (d. h. Postvelare, Pharyngale, Laryngale), können nicht miteinander kombiniert werden. Was die Prävelare betrifft, so treten sie zwar neben Konsonanten weiter hinten gelegener Reihen auf, doch stets als zweites Glied des Paares.

Folglich sind die Konsonanten der ersten fünf Reihen mit den Gliedern aller neun Reihen kombinierbar, während die Konsonanten der letzten drei Reihen nur mit den Gliedern der ersten sechs Reihen kombinierbar sind, nicht aber miteinander.

Dreigliedrige Konsonantenkomplexe begegnen in der awarischen Sprache nur in intervokalischer Position. Es sind zwei strukturelle Typen der dreigliedrigen Konsonantengruppen zu unterscheiden: 1. die eigentlichen dreigliedrigen (-CCC-) und 2. zwei Konsonanten + ein bilabialer Sonant (-CCw-).

In den dreikonsonantischen Gruppen (-CCC-) kann das erste Glied nur in Gestalt der Sonore *n* oder *r* auftreten, während das zweite Glied ein Nichtsonor oder nichtlabialer Konsonant ist (folglich stimmt die Struktur der ersten beiden Glieder der Gruppe -CCC- mit der Struktur der im Auslaut vertretenen Konsonantenpaare überein), als drittes Glied aber ist ein nichtlateraler Spirant ausgeschlossen: *dandbaze* ›wieder instand setzen, herrichten‹, *x:inkbaq* ›Schaumlöffel‹, *qurqbi* ›Frösche‹, *an' nusgo* ›sechshundert‹, *kerčize* ›einwachsen (Haar, Faden)‹...

Betrachten wir nur diejenigen Dreiergruppen von Konsonanten, die in Wurzeln auftreten und durch Reduktion entstanden sind, dann unterliegt die Struktur des dritten Konsonanten noch stärkeren Beschränkungen, und zwar: Als drittes Glied der Gruppe -CCC- können nur die Sonore *n*, *r* oder *l* in Erscheinung treten: *žinžra* ›Wanze‹, *qunqra* ›Kranich‹, *ç:unç:ra* ›Ameise‹, *činqna* ›Auswurf der Jungbiene‹, *tonıro* ›Sommerpflanze‹...

Von dem Typ $C_1wVC_2C_3$ sind insgesamt 22 verschiedene Morpheme belegt:

dwVnk dwVry gwVnd gwVry gwVnz gwVny
kwVrš čwVrq čwVlx č:wVnı č:wVrı
qwVrq qwVrL: qwVlx' zwVry s:wVrd
š:wVnı š:wVrı ɣwVnk x'wVrs: x'wVrd
l:wVrı

Wir untersuchten auch die distributiven Verhältnisse der konsonantischen Phoneme in der andischen Untergruppe. Zu dieser gehören folgende Sprachen: Andisch, Botlichisch, Ghodoberisch, Tschamalalisch, Bagualisch, Tindisch, Karatisch, Achwachisch. Diese Sprachen stehen sich hinsichtlich des Inventars an Konsonantenphone-

men und der paradigmatischen Beziehungen noch heute recht nahe. Interessant ist es zu ermitteln, wie sich die obigen Sprachen in distributiver Beziehung voneinander unterscheiden.

Bevor wir auf die Untersuchung der oben genannten Sprachen unmittelbar eingehen, ist hervorzuheben, daß sich die Konsonantensysteme der großen Mehrzahl der nordkaukasischen Sprachen durch ein reiches Inventar an Konsonanten, an Abruptiven, Sibilanten und Postvelaren, auszeichnen. In den andischen Sprachen sind neun Reihen von Konsonanten belegbar.

Gegenstand unserer Untersuchung ist vor allem die Distribution der Konsonanten in den Strukturen der Wurzelmorpheme, aber gleichzeitig betrachten wir auch die Kombinationsmöglichkeiten von Konsonanten in den Komplexen, die an den Morphemgrenzen auftreten, und in jenen Komplexen, die durch Entlehnung (bzw. Interferenz) entstanden sind.

Bei der Sichtung der Konsonantendistribution unterscheiden wir in Übereinstimmung mit der Definition von G. Mačavariani⁶ zwei Kategorien von Konsonantenkomplexen: 1. markierte Gruppen oder Konsonantenkombinationen, die aus Mangel des zur Verfügung stehenden Materials nicht belegt sein können, und 2. nichtmarkierte Gruppen oder Konsonantenkombinationen, deren Nichtexistenz durch die phonologische Struktur der Sprache bedingt ist.

Die Konsonantenkomplexe der andischen Sprachen treten im wesentlichen in der Position zwischen Vokalen (bzw. im Inlaut) auf. Daher betreffen unsere Forschungen die im Inlaut entstandenen Konsonantengruppen; in der Anlautposition des Wortes können wir nur Komplexe der Art Cw feststellen, und in der Auslautposition sind Konsonantengruppen äußerst selten anzutreffen.

Wir untersuchten die Konsonantenkomplexe oder die Regeln für die Kombinierbarkeit der Konsonanten in jeder andischen Sprache einzeln.

Aus dem Analysematerial geht hervor, daß die Mehrzahl der in den andischen Sprachen (ebenso wie in den anderen daghestanischen Sprachen) belegten Konsonantenkomplexe aus zwei Gliedern besteht. Recht selten treten auch dreigliedrige Gruppen auf.

Einer in der Fachliteratur geäußerten Überlegung zufolge besteht die Mehrheit der Konsonantenkomplexe der andischen Sprachen aus Sonoren + Geräuschlauten⁷. Die umgekehrte Folge der Komponenten gilt nicht als natürlich.

Unsere Analyse des Materials läßt den Schluß zu, daß in den andischen Sprachen Konsonantenkomplexe der Zusammensetzung Geräuschkonsonant + Geräuschkonsonant zu belegen sind, deren Kombinierbarkeit gewissen Einschränkungen unterworfen ist.

In den Konsonantengruppen der andischen Sprachen kann an der zweiten Stelle jedes beliebige Glied des Konsonantensystems stehen, während die Distribution des ersten Gliedes (d. h. des Geräuschkonsonanten oder des Sonors) bestimmten positionellen Beschränkungen unterliegt.

In den Konsonantenkomplexen der andischen Sprachen spielen die Sonore eine besonders bedeutende Rolle. Die Struktur dieser Komplexe kann mit folgender Formel dargestellt werden: C₁ (Sonor) + C₂ (beliebiger Geräuschkonsonant), d. h. RT.

6. Mačavariani, G.: Saerto-kartveluri konsonanturi sistema (Tbilisi 1965) S. 78.

7. Gudava, T. E.: Konsonantizm andijskich jazykov (Tbilisi 1964) S. 55.

Das Material der andischen Sprache zeigt, daß in den Konsonantenpaaren als erstes Glied die Sonore *n* und *r* besonders aktiv in Erscheinung treten, während die Sonore *l* und *m* sehr selten in dieser Stellung zu belegen sind. In dieser Hinsicht beansprucht der ~~Aufbau der Konsonantenkomplexe~~ Beachtung, die B. Giginejvili für die dagestanische Grundsprache rekonstruiert: Stämme, die die Gruppen /rC/ und /nC/ enthalten, sind recht zahlreich, Stämme mit der Gruppe /lC/ äußerst selten, die Gruppen /mC/ sind dagegen nicht realisiert, obwohl sie markiert sind⁸.

Zur didoischen Untergruppe zählen folgende Sprachen: Didoisch (Zesisch), Hinuchisch (manche Wissenschaftler, beispielsweise E. Lomtaze, betrachten das Hinuchische als Dialekt des Didoischen), Chwarschisch und Hunsibisch (Beshitisch).

Die Konsonantensysteme der didoischen Sprachen unterscheiden sich faktisch überhaupt nicht voneinander, was im Vergleich mit den entsprechenden Systemen des Awarischen und der andischen Sprachen recht unerwartet ist, wo sich der Konsonantismus bekanntlich durch bedeutend ausgeprägtere Kompliziertheit und Mannigfaltigkeit auszeichnet.

Folglich weist der Konsonantismus der didoischen Sprachen eine bedeutend größere Einfachheit auf als der der awaro-andischen Sprachen, was vor allem dadurch bedingt ist, daß die didoischen Sprachen keine Korrelation ›schwach – stark‹ besitzen. Nach Meinung von T. Gudava besteht das Wesen dieser Erscheinung in folgendem: Die in der Grundsprache bestehende phonologische Opposition von langen und kurzen Konsonanten schwand in der Zeit der Aufspaltung in Einzelsprachen. Die Desabruptivierung der starken Affrikaten und das Stimmhaftwerden der stimmlosen Spiranten stellen eines der wichtigsten historischen Gesetze des Konsonantismus der didoischen Sprachen dar⁹. Wie gesagt, ist das Konsonantensystem der modernen didoischen Sprachen allen Sprachen und Dialekten, die zu dieser Gruppe gehören, gemeinsam, weshalb es als einheitliches, ganzes System betrachtet wird. Nach Ansicht der Spezialisten entstand in den didoischen Sprachen im Ergebnis des allmählichen Verlusts der Korrelation hinsichtlich der Intensität anstelle des komplizierten Konsonantensystems ein weit einfacheres System, das dem phonologischen Modell der Konsonanten in den nachischen Sprachen und in den Kartwelsprachen sehr nahe steht.

Das Konsonantensystem der didoischen Sprachen steht sowohl in strukturell-typologischer als auch in phonetischer Hinsicht dem Konsonantensystem der altgeorgischen Sprache sehr nahe. Der Unterschied zwischen ihnen besteht nur darin, daß es in den didoischen Sprachen Laterale (*l', l, L:*) und pharyngale Spiranten (*ω, h:*) gibt, die sich in diesen Sprachen nicht durch Stabilität auszeichnen. So ist beispielsweise der Pharyngal *ω* fast nur in Lehnwörtern aus dem Awarischen anzutreffen.

In den didoischen Sprachen begegnen Konsonantengruppen im wesentlichen in der Position zwischen Vokalen (bzw. im Inlaut). Wegen dieses Umstands betrifft unsere Untersuchung die Konsonantengruppen im Inlaut. Im Anlaut des Wortes konstatieren wir lediglich Komplexe der Art C + w, und auch diese nur in sehr geringer Anzahl, während im Auslaut des Wortes Konsonantengruppen praktisch nicht anzutreffen sind.

8. Giginejvili, B. K.: Sravnitel'naja fonetika dagestanskich jazykov (Tbilisi 1977) S. 140–141.

9. Gudava, T. E.: Istoriko-sravnitel'nyj analiz konsonantizma didojskich jazykov (Tbilisi 1979).

Die distributive Analyse des Materials zeigt, daß die Mehrzahl der Konsonantengruppen der didoischen Sprachen ebenso wie die der anderen daghestanischen Sprachen aus zwei Gliedern besteht. Äußerst selten treten auch dreigliedrige Gruppen auf.

Die Analyse der Distributionsmöglichkeiten der Konsonantenphoneme in den awaro-ando-didoischen Sprachen gestattet es, die grundlegenden Besonderheiten ihrer Kombinierbarkeit und jene gemeinsamen Gesetzmäßigkeiten und Tendenzen zu ermitteln, die für diese Sprachen charakteristisch sind. Dies sind folgende:

1. Die absolute Mehrzahl der Kombinationen konsonantischer Phoneme ist zweigliedrig.

2. Diese Kombinationen sind im wesentlichen im Inlaut, in intervokalischer Position, vertreten: /V-V/.

3. Auf der Grundlage des analysierten Materials lassen sich die Komplexe in zwei Klassen teilen:

a) Gruppen, deren erstes Glied ein Geräuschkonsonant ist: /TC/,

b) Gruppen, deren erstes Glied ein sonorer Konsonant ist: /RC/.

Was die zweiten Glieder der Kombinationen betrifft, so macht die distributive Analyse deutlich, daß sie in den eigenen lexikalischen Strukturen stets Geräuschkonsonanten sind.

Daher gibt es Kombinationen folgender Struktur:

1) Geräuschkonsonant + Geräuschkonsonant /TT/,

2) Sonor + Geräuschkonsonant /RT/.

Von den Kombinationen dieser beiden Klassen zeichnen sich die Kombinationen der zweiten Gruppe durch hohe Häufigkeit aus, d. h. die distributive Kraft der Sonorkonsonanten, in den Komplexen als erstes Glied zu erscheinen, ist bedeutend stärker als die der Geräuschkonsonanten. Zugleich übertrifft die distributive Kraft der Geräuschkonsonanten, als zweites Glied einer Gruppe aufzutreten, bei weitem die distributive Kraft der Sonore.

4. Die Distribution eines Einzelkonsonanten ist in allen Positionen des Wortes frei: /#-V, V-V, V-#/.

5. In den Konsonantenkomplexen der awaro-ando-didoischen Sprachen treten innerhalb eines Morphems keine posteriorischen Konsonanten auf, was die These A. Čikobavas von dem sekundären Charakter dieser Konsonanten in den Konsonantensystemen dieser Sprachen stützt.

6. Für die didoischen Sprachen ist eine weitere Tendenz kennzeichnend: Die Komplexe der Struktur C + w, die im Inlaut von Wurzelmorphemen vorliegen, unterliegen einer Delabialisierung. Die Delabialisierung labialisierter Gruppen ist eine besonders häufige Erscheinung im Beshitisch-Hunsibischen und Hinuchischen, aber mehr oder minder auch für die anderen Sprachen der didoischen Untergruppe charakteristisch.

.....

Heinz Fähnrich

Georgische Lehnwörter im Batsischen (Zowa-Tuschischen)

Das Georgische, schon früh literarisch belegt, zählt zur Familie der Kartwelsprachen, während das Batsische zur nachischen Gruppe der nachisch-daghestanischen Sprachfamilie gehört. Beide Sprachen sind seit ältesten Zeiten benachbart. Etwa seit dem 8.–9. Jh. zogen die Batsen südwärts und erhielten Land im sogenannten Çovata-Gebiet Tuschetiens (Indurta, Sagirta, Etełta, Çaro, Mozarta)¹, wo sie neben den georgischen Tuschen nördlich des Hauptkamms des Großen Kaukasus siedelten. Dieser Landstrich war aber extrem lawinengefährdet, und als dazu im 18. Jahrhundert die verheerenden Überfälle der Tschetschenen und Daghestaner überhandnahmen, begann die Bevölkerung abzuwandern und sich im kachetischen Alvani niederzulassen, wo sie anfangs in drei Dörfern lebte². Nachdem im Jahre 1830 eine Lawine Etełta völlig zerstört hatte, war die Abwanderungsbewegung der Batsen nicht mehr aufzuhalten: In wenigen Jahren war Çovata völlig entvölkert³.

Das Gebiet Alvani, in dem die Batsen eine neue Heimat fanden, hatten die Tuschen schon im 16. Jh. von König Levan II. zur Nutzung für ihre Herden erhalten. Im 17. Jh., als die brutale Turkisierungspolitik der iranischen Herrscher zum Aufstand der Gebirgsbevölkerung führte und unter maßgeblicher Beteiligung der Tuschen (Zezva Gaprindauli) im Jahre 1659 die Festungen Baxtrioni und Alaverdi erobert werden konnten, wurde das Weiderecht der Tuschen in der Ebene von Alvani bekräftigt.

Durch den mehrfachen verfehlten Zusammenschluß der Tuschen mit kachetischer Landbevölkerung zu gemeinsamen Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften kam es in den fünfziger bis siebziger Jahren des 20. Jh.s auch zur massiven Abwanderung der georgischen Tuschen nach Kachetien, so daß heute nicht nur das Çovata, sondern auch das Pirikiti- und das Gomeçari-Gebiet Tuschetiens völlig entvölkert sind, während im Çayma-Gebiet nur noch drei Dörfer (Omalo, Şenako, Diğlo) ganzjährig bewohnt werden. Gegenwärtig leben die Batsen in dem Dorf Zemo Alvani, die georgischen Tuschen in enger Nachbarschaft mit ihnen in den Dörfern Zemo Alvani und Kvemo Alvani (Kreis Axmeťa, Kachetien).

Durch die intensive Berührung mit georgischsprachiger Umgebung hat die batsische Sprache (etwa 2500 Sprecher) eine große Zahl von Lehnwörtern aus dem Georgischen aufgenommen⁴. Doch die kartwelisch-nachischen Sprachkontakte haben eine weit längere Tradition. Schon in der Vorgeschichte muß es längere Perioden gegenseitiger sprachlicher Beeinflussung gegeben haben. Davon zeugen einerseits kartwelische Entlehnungen in das Nachische wie tschetschen./ingusch. *kotam* »Huhn« (vgl. georg. *katam-*

1. Mağalatia, S.: Tuşeti (Tpilisi 1933) S. 17.

2. Es handelte sich um die Dörfer Gurgal-Çala, Pxağalqura und Çiçoqura.

3. Makalatia, a. O. S. 127–128.

i, mingrel. *kotom-i*, las. *kotum-e*, swan. *katal*), tschetschen./ingusch. *žwāla/žwala* ›Hund‹ (vgl. georg. *zayl-i*, san. *žoyor-i*, swan. *žey*) oder tschetschen./ingusch. *xerx* ›Säge‹ (vgl. georg. *xerx-i*, san. *xorx-i*) und andererseits nachische Entlehnungen in kartwelische Sprachen⁵ wie georg. *borcv-i* ›Hügel‹ (vgl. tschetschen. *barc/barz*, ingusch. *boarz*, bats. *borc*), georg. *bage* ›Lippe‹ (vgl. tschetschen. *baga* ›Mund‹, ingusch. *bage*, bats. *bak*), georg. *šor-i* ›fern, weit‹ (vgl. tschetschen. *šürī* ›breit‹, ingusch. *šorā*, bats. *šorī*), georg. *xe* ›Baum‹ (vgl. tschetschen. *xiē* ›Baum‹, ingusch. *xi*, bats. *xē*), swan. *māre* ›Mann‹ und georg. *šumar-i* ›Gast‹ (vgl. tschetschen. *majr* ›Ehmann/Mann‹, ingusch. *mar*, bats. *mar*, *ps̄tu* ›Ehefrau‹).

Die langwährenden kartwelisch-nachischen Sprachbeziehungen haben offenbar auch zu einer bedeutenden Annäherung der phonematischen Systeme geführt, denn von allen nachisch-daghestanischen Sprachen weisen die nachischen nicht nur die einfachsten phonematischen Systeme auf, sondern auch die denen der Kartwelsprachen am nächsten stehenden⁶. Daher kommt es bei wechselseitiger Entlehnung auch kaum zur Lautsubstitution. Vielmehr handelt es sich bei den Veränderungen der in großer Menge aus dem Georgischen in die batsische Sprache aufgenommenen Lexik⁷ vor allem um komplexe phonematische Erscheinungen kombinatorischer Art oder um morphologisch bedingten Wandel⁸.

Die Quellen, aus denen das Batsische georgisches Wortgut entlehnt hat, lassen sich nur sehr schwer exakt bestimmen, da ja auch nicht bekannt ist, wann das betreffende Wort entlehnt worden ist. Generell ist für die früheste Zeit natürlich anzunehmen, daß Lexik aus dem tuschischen Dialekt des Georgischen aufgenommen wurde, während in späterer Zeit, als die Batsen in Alvani siedelten, zunehmend der kachische Dialekt und die georgische Literatursprache hinzukamen.

Da das Batsische in großer Zahl Wörter des Georgischen übernommen hat, finden sich neben einfachen Strukturen (*ab* ›Pille‹ < *ab-i*, *bar* ›1. Spaten, 2. Tal‹ < *bar-i*, *vad* ›Frist‹ < *vada*, *zer* ›Habicht‹ < *zera*, *zar* ›Glocke‹ < *zar-i*) auch Lehnwörter mit relativ komplizierten Strukturen (z. B. Konsonantenkomplexen) wie *grdeml* ›Amboß‹ < *grdeml-i*. Dies ist vor allem bei Verben der Fall, die gewöhnlich von der Adverbialform des georgischen Verbalsubstantivs abgeleitet sind und mit K [wechselndes Klassenzeichen] + *-ar* ›machen, lassen, werden lassen‹ bei Transitiva und mit K + *-alar* ›werden‹ bei Intransitiva zu batsischen Verben umgebildet werden (*atkvlepad-K-ar* ›ausschlürfen, ausschlecken‹ < *atkvlepa*, *čacqmedad-K-ar* ›verdammern, verderben‹ <

4. In ähnlicher Weise wurde das Beshitische vom Georgischen massiv lexikalisch beeinflusst. Vgl. Klimow G. A., Chalilow M. Sch.: Über georgische Lehnwörter in der beshitischen Sprache, *Georgica*, Heft 10 (Jena, Tbilissi 1987) S. 30–32.
5. Vgl. Goniašvili, T.: *Leksikuri šexvedrebi čačnursa kartvelur enebtan*, *Enimkis moambe* 5–6 (Tbilisi 1940) S. 575–632; Uturgaize, T.: *Zogierti nasesxebi da saerto čarmošobis sičqva bacbur-čačnursa da kartvelur enebši*, in: *Goris ped. instižutiš šromebi*, Bd. 5 (Tbilisi 1960) S. 87–92.
6. Vgl. Črelašvili, K.: *Naxuri enebis tanxmovanta sistema* (Tbilisi 1975).
7. Die batsischen Wörter wurden aus Kadagize D., Kadagize N.: *Čova-tušur-kartul-rusuli leksikoni*, hrsg. von R. Gagua (Tbilisi 1984) entnommen.
8. Auf die wichtigsten Erscheinungen hat schon A. Schiefner hingewiesen: Versuch über die Thusch-Sprache oder die khistische Mundart in Thuschetien, in: *Mémoires de l'Académie des Sciences de St.-Petersbourg*, VI Série, Sciences politiques, histoire, philologie, T. 9 (1856) S. 7–28. In dieser Arbeit sind auch etliche Texte enthalten. Vgl. auch Holisky, D. A. (in Zusammenarbeit mit E. Kadagidse): ›Der Nordwind und die Sonne‹ im Zowatuschischen, *Georgica*, Heft 12 (Jena, Tbilissi 1989) S. 17–20.

çaçqmeda, sxlad-K-ar ›Reben beschneiden‹ < *sxlvá/sxvla, gaçqletad-K-ar* ›zerquetschen‹ < *gaçqleša, aburzgnad-K-alar* ›sich aufstellen, sich sträuben‹ < *aburzgna*).

Georgische Lehnwörter besitzt das Batsische nicht nur in der peripheren Lexik, sondern auch in der Sphäre des sogenannten Grundwortschatzes. So ist georgisches Lehnwort massenweise in den Bereich der Verben eingedrungen: *abargod-K-alar* ›mit Sack und Pack wegziehen‹ < *abargeba, aklebad-K-ar* ›verwüsten, verheeren‹ < *akleba, apxekad-K-ar* ›abkratzen, abschaben‹ < *apxeka, aklivad-K-ar* ›feilen‹ < *aklibva, azulebad-K-ar* ›zu hassen beginnen‹ < *azuleba, ačerad-K-ar* ›beschreiben‹ < *ačera, ačecad-K-ar* ›verwirren, durcheinanderbringen‹ < *ačevva, axunzad-K-alar* ›sich verwickeln/verwirren/verheddern‹ < *axunzvla, baltod-K-ar* ›zerstückeln, zerreißen, zerfetzen‹ < *baltva, bandod-K-ar* ›zusammenheften, –nähen‹ < *bandva, bardod-K-ar* ›in dichten Flocken schneien‹ < *bardna, barod-K-ar* ›umgraben‹ < *barva, bertqad-K-ar* ›schlagen, klopfen, herunterschütteln‹ < *bertqva, bečdad-K-ar* ›stempeln, drucken‹ < *bečdva, brekad-K-alar* ›sich aufspielen/brüsten‹ < *breka, begod-K-ar* ›klopfen, schlagen‹ < *begva, bedod-K-ar* ›wagen‹ < *bedva, bžirod-K-ar* ›zersplittern, zerhäckseln‹ < *bžirva, gumartod-K-ar* ›veranstalten, vollenden, einrichten‹ < *gamartva, garžod-K-ar* ›sich mühen‹ < *garža, gapantod-K-ar* ›verstreuen, verbreiten‹ < *gapantva, gačarxod-K-ar* ›schleifen, wetzen‹ < *gačarxva, gaxiznod-K-ar* ›Schutz/Zuflucht suchen‹ < *gaxizvna, dabzarod-K-alar* ›zerspringen, zerreißen‹ < *dabzarva, daregod-K-ar* ›zerschlagen, zerstören‹ < *daregva, gatkvirbad-K-alar* ›dick/prall/voll/üppig werden‹ < *gatkvireba, gamopuyrad-K-ar* ›aushöhlen, ausnagen‹ < *gamopuyvra, gamocxadbad-K-ar* ›erklären, mitteilen, berichten‹ < *gamocxadeba, ganabad-K-alar* ›still sein, sich nicht regen‹ < *ganabva, gartxmad-K-ar* ›ausstrecken‹ < *gartxma, garidbad-K-ar* ›scheuen, meiden‹ < *garideba, gačenad-K-ar* ›schaffen, erzeugen‹ < *gačena, gačqromad-K-alar* ›wütend werden‹ < *gačqroma, gaqednad-K-ar* ›einreiten, zureiten, zähmen‹ < *gaqedna, gulbad-K-alar* ›vermuten, meinen‹ < *guleba, dažarimad-K-ar* ›bestrafen‹ < *dažarimeba, dačesbad-K-ar* ›festlegen, bestimmen‹ < *dačeseba, ocbad-K-alar* ›staunen, sich wundern‹ < *oceba, kadgebad-K-ar* ›predigen‹ < *kadageba, řrabxebad-K-alar* ›prahlen‹ < *řrabaxeba, čedad-K-ar* ›schmieden‹ < *čedva, xajlsebad-K-ar* ›ermuntern‹ < *xaliseba, žyabnad-K-ar* ›schmieren‹ < *žyabna* usw. Es ließen sich noch viele Hundert weiterer Verben anführen.

Georgische Nomina, deren Stamm auf einen Konsonanten endet, verlieren im Batsischen das Zeichen des Nominativs -i: *adgil* ›Ort‹ < *adgil-i, atas* ›tausend‹ < *atas-i, azat* ›frei‹ < *azat-i, amkar* ›Zunft, Gilde, Genossenschaft‹ < *amkar-i, amind* ›Wetter‹ < *amind-i, almas* ›Diamant‹ < *almas-i, ançl* ›Holunder‹ < *ançl-i, axaltesl* ›Sommergetreide‹ < *axaltesl-i, baž* ›Zoll‹ < *baž-i, bandul* ›Bastschuh‹ < *bandul-i, bal* ›Kirsche‹ < *bal-i, bališ* ›Kopfkissen‹ < *bališ-i, bang* ›Schlaftrunk, Betäubungstrunk‹ < *bang-i, bak* ›Hürde‹ < *bak-i, barat* ›Karte, Schreiben‹ < *barat-i, barg* ›Last‹ < *barg-i, bař* ›Gans‹ < *bař-i, bay* ›Garten‹ < *bay-i, baçar* ›Schnur, Strick‹ < *baçar-i, bed* ›Schicksal, Glück‹ < *bed-i, beyel* ›Scheune‹ < *beyel-i, bilik* ›Pfad‹ < *bilik-i, bind* ›Dämmerung‹ < *bind-i, blant* ›sumpfig, faul‹ < *blant-i, bogir* ›kleine Brücke, Steg‹ < *bogir-i, bolok* ›Rettich‹ < *bolok-i, borkil* ›Fessel‹ < *borkil-i, boz* ›Pfahl, Pfosten‹ < *boz-i, bozqinř* ›kleiner Pfosten‹ < *bozqinř-i, bumbul* ›Federn‹ < *bumbul-i, burt* ›Ball‹ < *burt-i, busus* ›Flaum, Daunen‹ < *busus-i, buxar* ›Kamin‹ < *buxar-i, gasadevar* ›Weide‹ < *gasadevar-i, gasayeb* ›Schlüssel‹ < *gasayeb-i, gvriř* ›Turteltaube‹ < *gvriř-i, glex* ›Bauer‹ < *glex-i, gogird* ›Schwefel‹ < *gogird-i, godor* ›Korb‹ < *godor-i, gomur* ›Stall‹ < *gomur-i, gonž* ›häßlich‹ < *gonž-i, goč* ›Ferkel‹ < *goč-i, gumbat* ›Kuppel‹ < *gumbat-i, discul* ›Neffe, Nichte von Schwe-

sterseite < *discul-i, eka/ekel* > Dorn < *ekal-i, ečv* > Zweifel < *ečv-i, važkac* > richtiger Mann, Kerl < *važkac-i, venaq* > Weinfeld < *venaq-i, verxv* > Espe < *verxv-i, vepx(v)* > Tiger < *vepxv-i, toq* > Hacke < *toq-i, kver* > Hammer < *kver-i, uhamur* > unangenehm < *uhamur-i, cisper* > hellblau < *cisper-i, zmar* > Essig < *zmar-i, cinčkal* > Tröpfchen < *cinčkal-i, čeram* > Aprikose < *čeram-i, čqant* > Sumpf < *čqant-i, qorcmet* > Warze, wildwachsendes Fleisch < *qorcmet-i* usw. Dafür gibt es mehrere Gründe: Zum einen besitzen auf Konsonanten auslautende Nominalstämme des Batsischen im Nominativ Singular meist kein vokalisches Suffix (z. B. *mar* > Ehemann, *txir* > Reif, *pxik* > Floh), zum anderen verlieren schon in der vermuteten Quelle, dem tuschischen Dialekt, konsonantstämmige Nomina das *-i* des Nominativs oder schwächen es zu *-i* ab⁹, was wohl auch unter dem Einfluß nachischer Sprachen geschieht, denn eine ähnliche Erscheinung ist im benachbarten chevsurischen Dialekt zu beobachten¹⁰. Zum dritten ist *-i* im Batsischen eines der Pluralaffixe und wäre von daher in Singularwörtern natürlich unangebracht.

Nur in ganz wenigen Fällen bleibt das *-i* des georgischen Nominativs im Batsischen erhalten: *aŷyri/ovyri* > Zaum, Zügel < *aŷvir-i, anbani* > Alphabet < *anban-i*. Dabei handelt es sich offenbar um Wörter, die pluralisch aufgefaßt werden können, und die Beibehaltung des *-i* ist hier wohl als Umdeutung zum batsischen Pluralzeichen zu werten.

Ebenso wie *-i* fällt auch *-a* am Ende von Nomina gewöhnlich aus: *abr* > Gewichtsstein < *abra, anapor* > Gewand des Geistlichen < *anapora, andaz* > Sprichwort < *andaza, anteb* > Entzündung < *anteba, aškar* > klar, deutlich < *aškara, aqseb* > Ostern < *aqvseba, bag* > junge Rebe < *baga, bazrob* > Markt < *bazroba, bzob* > Palmsonntag < *bzoba, bedob* > Unterschied < *bedoba, begar* > Fron < *begara, barak* > Fülle, Überfluß, Reichtum < *baraka, bned* > Epilepsie < *bneda, buneb* > Natur < *buneba, burbušel* > Löwenzahn < *burbušela, bukna* > Kniebeuetanz < *bukna, b(r)zaneb* > Befehl < *b(r)zaneba, gard* > außer < *garda, gogr* > Kürbis < *gogra, gviril* > Kamille < *gvirila, goneb* > Aufmerksamkeit, Verstand < *goneba, dav* > Streit < *dava, davl* > Beute < *davla, dambl* > Lähmung < *dambla, dazm* > Verwandter < *da-zma, dazmob* > Verwandtschaft < *dazmoba, vez* > Mineralquelle < *veza, tiq* > Ton, Lehm < *tiqa, megobrob* > Freundschaft < *megobroba, kvern* > Marder < *kverna, taly* > Welle < *talya, čekm/čakam* > Stiefel < *čekma, čipel* > Buche < *čipela, qelob* > Gewerbe, Beruf < *qeloba* usw.

Die Beibehaltung des *-a* ist sehr selten und vor allem dann zu beobachten, wenn *i* vorausgeht, das dann in Auslautposition käme und eine unerwünschte Pluralbedeutung signalisieren würde: *mayzia* > Geschäft < *mayzia*. Natürlich wird *-a* als Silbenträger in einsilbigen Wörtern beibehalten: *bza* > Buchsbaum < *bza, ška* > Bienenkorb < *ška*. Bisweilen, wenn durch den Wegfall des *-a* ungewohnte Auslautkomplexe entstünden, wird *-ö* zusätzlich angefügt: *čurbla'ö* > Blutegel < *čurbela, napta'ö* > Plötze < *napota, ankra'ö* > 1. rein, klar, 2. Blindschleiche < *ankara, bajča'ö* > Häschen < *bačia, birk'a'ö* > Maskierter beim Berikaoba < *berika, kajla'ö* > Heuschrecke < *kalia*.

9. Uturgaize, T.: Tušuri kilo (Tbilisi 1960) S. 21; Žorbenaze, B.: Kartuli dialektologia, Bd. 1 (Tbilisi 1989) S. 255.

10. Činčarauli, A.: Xevsurulis taviseburebani (Tbilisi 1960) S. 45; Žorbenaze a. O. S. 228. Vgl. auch Arabuli, A.: Maxvili xevsurul dialektš'i, in: Kartvelur enata štrukturis sakitxebi, Bd. V (Tbilisi 1981).

Auslautendes georgisches *-a* kann im Batsischen auch durch *-v* ersetzt werden: *švriiv* ›Hafer‹ < *švria, tqiv* ›Kugel, Blei‹ < *tqvia, uriv* ›Jude‹ < *uria, quv* ›Rückseite Kanten‹ < *qua, zuv* ›Pferdeschwanz‹ < *zua*.

In gleicher Weise wie *-a* schwindet auch auslautendes georgisches *-e* oder wird reduziert: *gub* ›Tümpel, Pfütze, Teich‹ < *gube, dir* ›Schwelle‹ < *dire, katat(v)* ›Juli‹ < *mkatatve, sakinz* ›Hemdverschluss‹ < *sakinze, cix* ›Burg‹ < *cixe, žib* ›Tasche‹ < *žibe, badē* ›Netz‹ < *bade, sakirē* ›Kalkbrennofen‹ < *sakire, qemčipē, qencipē* ›Herrscher‹ < *qelmčipe*. Nur in einsilbigen Wörtern bleibt es erhalten: *bze* ›Spreu‹ < *bze, tqve* ›Gefangener‹ < *tqve, sve* ›Hopfen‹ < tusch. *sve* (Literaturspr. *svia*).

In ähnlicher Weise wird *-o* abgeschwächt: *agvištō* ›August‹ < *agvištō, akidō* ›Bündel‹ < *akido, aqalō* ›lehmige Erde‹ < *aqalo, asō* ›Glied‹ < *aso, baylinžō* ›Wanze‹ < *baylinžo, bibilō* ›Kamm der Vögel‹ < *bibilo, bolō* ›Ende‹ < *bolo, burdō* ›unausgedroschene Spreu‹ < *burdo, samagalitō* ›beispielhaft‹ < *samagalito*. Nur in sehr wenigen Wörtern bleibt es erhalten oder geht in *-v* über: *abno* ›Bad‹ < *abano, alav* ›Malz‹ < *alao, le biv* ›Bohne‹ < *lobio*.

Oft geht die georgische Phonemkombination *va* im Batsischen in *o* über: *gor* ›Geschlecht, Familie‹ < *gvar-i, golō* ›Hitze, Dürre‹ < *gvalva, marxō* ›Fasten‹ < *marxva, mozyor* ›Priester‹ < *mozyvar-i, sov* ›Geier‹ < *svav-i, sirsol, sirsul* ›gekochte, aber noch ganze Hülsenfrüchte‹ < *sirsval-i, yor* ›Sturzbach‹ < *yvar-i, cor* ›Tropfen‹ < *cvar-i, zol* ›Knochen‹ < *zval-i, čod* ›Spießbraten‹ < *mčvad-i, žor* ›Kreuz, Heiligtum‹ < *žvar-i*. Gegenbeispiele sind selten: *mīlvā* ›Million‹ < *milion-i*.

Steht im georgischen Stammauslaut ein *n*, so nasalieren die Batsen den vorangehenden Vokal: *avšā* ›Beifuß‹ < *avšan-i, ampsō* ›Zechkumpan‹ < *ampson-i, akvā* ›Wiege‹ < *akvan-i, bā* ›begleitende Baßstimme‹ < *ban-i, badrižā* ›Eierfrucht‹ < *badrižan-i, bedē* ›Unterschied‹ < *bedena, bardā* ›großer Sack‹ < *bardana, brzē* ›weise‹ < *brzen-i, brujtē* ›blind, augenkrank‹ < *brutian-i, gamčē* ›Schöpfer‹ < *gamčen-i, ganžī* ›Wandschrank‹ < *ganžina, gō* ›Geist, Verstand‹ < *gon-i, gutā* ›Pflug‹ < *gutan-i, gultmisā* ›Wahrsager‹ < *gultmisan-i, gumā* ›Mutmaßung, Verdacht‹ < *guman-i, lxī* ›Feier, Fest, Gelage‹ < *lxin-i, mū* ›Räude, Krätze‹ < *mun-i, žī* ›Lust, Verlangen‹ < *žin-i, tariskō* ›Saffian‹ < *tariskon-i, pajtō, piťō* ›Kutsche‹ < *paeton-i, xelsā, xelosā* ›Handwerker‹ < *xelosan-i, žā* ›Kraft‹ < *žan-i* usw.

Drei- und mehrsilbige Wörter des Georgischen reduziert die batsische Sprache gern durch Vokalausfall um eine Silbe. In den meisten Fällen werden die Vokale *a* und *e* ausgestoßen, seltener *u*, *i* und *o*: *admi(a)nob* ›Menschlichkeit‹ < *adamianoba, admiā* ›Mensch‹ < *adamian-i, abno* ›Bad‹ < *abano, agrilbad-K-alar* ›kühl werden, sich abkühlen‹ < *agruleba, ajngršebad-K-ar* ›berechnen, abrechnen, zählen‹ < *angarišeba, angriš* ›Rechnung‹ < *angariš-i, angloz* ›Engel‹ < *angeloz-i, albul* ›Abfall, Schmutz‹ < *alabula, aržkel* ›Platterbse‹ < *aržakel-i, akmajzlob* ›Ausrüstung, Geschirr‹ < *akazmuloba, beldob* ›Führerschaft‹ < *beladoba, ganqop* ›Verwandter‹ < *ganaqop-i, garmojeb* ›Umstand, Lage‹ < *garemoeba, gaubidrebad-K-ar* ›unglücklich machen‹ < *gaubedureba, davdareb* ›Bemühungen, Scherereien‹ < *davidaraba, tamdob* ›Tischführerschaft‹ < *tamadoba, kaltoz* ›Maurer‹ < *kalatoz-i, tavzebad-K-ar* ›anbieten‹ < *tavazeba, zarlebad-K-ar* ›Verlust zufügen‹ < *zaraleba, margliť* ›Perle‹ < *margaliť-i, nakalkar* ›Ruinenstadt‹ < *nakalakar-i, sevd* ›Niello‹ < *sevada, xelsā* ›Handwerker‹ < *xelosan-i* usw.

Da die unmittelbare Aufeinanderfolge zweier Vokale für das Batsische ungewöhnlich ist, besteht die ausgesprochene Tendenz, derartige Kombinationen zu tilgen, wo-

durch in mehrsilbigen Wörtern zusätzlich eine weitere Silbe entfallen kann: *zirbad-K-ar* ›hl. Kommunion geben‹ < *ziareba*, *danivbad-K-ar* ›worfeln‹ < *daniaveba*.

Durch Metathese von *i* werden georgische Lehnwörter im Batsischen diphthongiert: *ajkmob* ›Behandlung, Heilung‹ < *akimoba*, *bajgbujgī* ›Gedonner, Getrappel, Geklopfe‹ < *bagibug-i*, *bajrtqbuirtqī* ›Klopfen, Schläge‹ < *bartqiburtq-i*, *bejdner* ›glücklich‹ < *bednier-i*, *dakujrclebad-K-alar* ›heiraten, geheiratet werden‹ < *dakorçileba*, *kañncłara* ›Kanzlei‹ < *kañncłaria*, *mojckul* ›Bote‹ < *mocikul-i*, *mujrel* < *moriel-i*, *nadujblar* ›ehemalige Adoptivschwester‹ < *nadobilar-i*, *najdrebad-K-ar* ›jagen‹ < *nadireba*, *najlided* ›Mutter des Taufkinds‹ < *natlideda*, *najtlmam* ›Vater des Taufkinds‹ < *natlimama*, *naçlebad-K-ar* ›verteilen, aufteilen‹ < *naçleba*, *pañtebad-K-ar* ›vergeben‹ < *pañteba*, *pejnca* ›Pension‹ < *pensia*, *sujrel* ›Lebewesen‹ < *sulier-i*, *čajmčujm* ›leises Geräusch‹ < *čajmčum-i*, *šajršur* ›Rauschen, Rascheln‹ < *šarišur-i*, *šujber* ›Gebärende‹ < *mšobiare*, *xajsat* ›Charakter‹ < *xasiat-i*, *qujrcl* ›Wesen, Mensch‹ < *qorciel-i* usw.

In georgischen Wörtern, die im Anlaut *m* vor Konsonant zeigen, schwindet im Batsischen das anlautende *m*: *zitev* ›Mitgift‹ < *mzitev-i*, *katat(v)* ›Juli‹ < *mkatatve*, *qno-bad-K-ar* ›pfropfen‹ < *mqnoba*, *šujber* ›Gebärende‹ < *mšobiare*, *çod* ›Spießbraten‹ < *mçvad-i*, *çevār* ›Windhund‹ < *mçevār-i*, *çnil* ›eingelegtes Gemüse‹ < *mçnil-i* u. a.

In verschiedenen Wörtern ist ein Stimmhaftwerden von Konsonanten zu beobachten: *ked* ›Stock, Knüppel‹ < *keç-i*, *altab* ›kupfernes Waschbecken‹ < *altapa*, *xajlzë* ›unternehmungslustig‹ < *xalisian-i*, *xaliz* ›Lust, Laune‹ < *xalis-i*, *zyvë* ›Dachboden‹ < *sxven-i*, *surat/zurat* ›Bild‹ < *surat-i*, *ypang* ›Falle‹ < *xapang-i*, *čub* ›dicker Hängebauch‹ < *čumpe*.

Aber auch die entgegengesetzte Entwicklung, das Stimmloswerden von Konsonanten, ist belegbar: *kompal* ›Keule‹ < *kombal-i*, *çalt* ›Haumesser‹ < *çald-i*.

Häufigen Veränderungen in georgischen Lehnwörtern sind die Liquiden und Nasale unterworfen. Es begegnet die Metathese von *l*: *sķlini* ›Vogelmist‹ < *sķinli-i*, *šegłbad-K-ar* ›anordnen, aufreihen, ordnen‹ < *šelageba*. Aus der Folge *r – l* kann *l – r* werden: *galur* ›wild‹ < *gareul-i*, aber auch die entgegengesetzte Entwicklung ist zu beobachten, *l – r* > *r – l*: *sujrel* ›Lebewesen‹ < *sulier-i*. Das georgische *-nar* unterliegt im Batsischen generell der Metathese: *txilarna* ›Haselnußhain‹ < *txilnar-i*, *muxarna* ›Eichenwald‹ < *muxnar-i*, *pičvarna* ›Kiefernwald‹ < *pičvnar-i*, *kvišarna/kvišerna* ›Kiesboden‹ < *kvišnar-i*. *r* kann, vielleicht bedingt durch den Einfluß eines Labials, in *l* übergehen: *buly* ›Bohrer‹ < *bury-i* (vgl. dagegen *yory* ›Geröll‹ < *yory-i*). Selten sind die Entwicklungen *r* > *n* (*xvniš/xvriš* ›körnig‹ < *xvriš-i*), *l* > *r* (*sangal* ›Schützengraben‹ < *sangar-i*), *r* > *l* (*galqalað* ›enghalsiger Krug‹ < *garqara*) und *m* > *v* (*barev* ›also, wenigstens‹ < *barem*). Dagegen ist der Prozeß *n* > *l* mehrmals belegbar: *saçvrilmalð* ›Kleinkram‹ < *saçvrilmano*, *šavgremel* ›schwarzhaarig‹ < *šavgreman-i*, *kañō/kañol* ›Gesetz‹ < *kañon-i*. Letzterer ist deutlich als Dissimilationserscheinung zu erkennen.

Vokalhäufungen werden fast immer getilgt: *galur* ›wild‹ < *gareul-i*, *indur* ›Truthahn‹ < *indaur-i*, *qarul* ›Wächter‹ < *qaraul-i*, *çinur* ›Tschianuri‹ < *çianur-i*, *garmojeb* ›Umstand, Lage‹ < *garemoeba* (vgl. dagegen *rveul* ›Heft‹ < *rveul-i*).

Des öfteren begegnet der Ausfall von *v*: *qed/qved* ›Holzhammer‹ < *qveda*, *alixë* ›Pappel‹ < *alvis-xe*, *aqseb* ›Ostern‹ < *aqvseba*, *gažarbad-K-ar* ›erzürnen, wütend machen‹ < *gažavreba*, *ker* ›Brötchen‹ < *kver-i*, *miçritā* ›Spiegel‹ < *miçvritana*, *mogrob* ›Anverwandtschaft, Verschwägerung‹ < *mogvroba*, *qnešad-K-alar* ›keuchen‹ < *qvneša* usw.

In einigen Fällen läßt sich die Entwicklung *a* > *e* beobachten: *eķal/eķel* ›Dorn‹ < *eķal-i*, *davdareb* ›Bemühungen, Scherereien‹ < *davidaraba*, *sadev* ›Zügel‹ < *sadave*, *sater*

›Ladung Stämme zum Wegschleifen‹ < *satar-i*. Die Gegenentwicklung *e* > *a* dürfte seltener sein: *čarak/čarek* ›ein Viertel‹ < *čarek-i*, *mzitiv* ›Mitgift‹ < *mzitev-i*, *bejdner/bidner/bidnar* ›glücklich‹ < *bednier-i*.

Durch Assimilation an die engen Vokale *i* und *u* (*v*) geht der Vokal *e* bisweilen in *i* über: *gaubidrebad-K-ar* ›unglücklich machen‹ < *gaubedureba*, *dasnivlebad-K-alar* ›krank werden‹ < *dasneuleba*, *ķiv* ›Harz, Kaugummi‹ < *ķev-i*, *riṭ#* ›schwindlig‹ < *reṭian-i*, *čišmarit* ›wahrhaftig‹ < *češmarit-i*. Andere Veränderungen wie *u* > *i* (*gaksivbad-K-alar* ›verwildern‹ < *gaksueba*) oder *i* > *e* (*yemnajza* ›Gymnasium‹ < *yimnazia*) treten nur vereinzelt auf.

Verschiedentlich stößt das Batsische Einzelphoneme oder Phonemgruppen des Georgischen aus: *veṣ* ›Möbel‹ < *aveṣ-i*, *txil-K-ar* ›warnen‹ < *prtxil-i*, *mizi* ›Grund, Ursache‹ < *mizez-i*, *dasuntad-K-ar* ›beschnüffeln, verunreinigen, vergiften‹ < *dasuntkva*, *ķut* ›Muskel‹ < *ķunt-i*, *truṣul* ›Flechtzaun‹ < *tgruṣul-i*, *čim* ›Waldkerbel‹ < *čqim-i*, *parasķ* ›Freitag‹ < *parasķev-i* u. a.

Auch Sproblaute sind im Batsischen festzustellen: *mendal* ›Medaille‹ < *medal-i*, *ķepx* ›Hinterkopf‹ < *ķepa*, *ķampetķ* ›Bonbon(s)‹ < *ķampet-i*, *samzardul* ›Leistungsgend‹ < *sazardul-i*, *kartam/kr̥tam* ›Bestechung‹ < *kr̥tam-i*, *čekm/čakam* ›Stiefel‹ < *čekma*, *čarčil* ›Motte‹ < *črčil-i*, *čxriķ(v)* ›Eichelhäher‹ < *čxriķv-i*, *šurduyl* ›Schleuder‹ < *šurdul-i*.

Leider läßt sich bei einem großen Teil der georgischen Lehnwörter nicht ermitteln, aus welcher Quelle sie stammen, da die Formen des tuschischen Dialekts, des kachischen Dialekts und der Literatursprache übereinstimmen. Eindeutige Aussagen lassen nur diejenigen Wörter zu, die sich in diesen sprachlichen Erscheinungsformen voneinander unterscheiden.

Georgische Lehnwörter, die das Phonem *q* aufweisen, können klar dem tuschischen Dialekt zugeordnet werden. Da sich die Batsen erst zu einer Zeit in Alvani ansiedelten und dadurch in Berührung mit dem kachischen Dialekt und der georgischen Literatursprache gelangten, als in letzteren der Prozeß *q* > *x* längst abgeschlossen war, kommt als Quelle nur der tuschische Dialekt in Frage. Das Verb *datoqnad-K-ar* ›hacken‹ muß daher aus dem tuschischen Dialekt entlehnt sein, während *motoxnad-K-ar* ›hacken‹ auf seine Herkunft aus dem kachischen Dialekt oder der Literatursprache hinweist. Letzteres ist auch für die Quelle von *axō* ›Rodung‹ anzunehmen.

Die spezifische Veränderung *va* > *o* in georgischen Lehnwörtern der batsischen Sprache legt die Vermutung nahe, daß hier nicht aus der Literatursprache entlehnt wurde, sondern aus dem kachischen oder tuschischen Dialekt, denn die Literatursprache kennt diese Lautentwicklung fast überhaupt nicht. Der kachische Dialekt beschränkt den Prozeß *va* > *o* nicht nur auf Formen, in denen ein weiterer Labial folgt: *gvalva* > *golva* ›Hitze, Dürre‹, *xvav-i* > *xov-i* ›Haufen‹, *čvav-s* > *čom-s* ›er brennt, brät‹, *svam-s* > *som-s* ›er trinkt‹ usw., sondern belegt ihn auch in einigen anderen Wörtern: *čigva* > *čigo* ›Rebpfahl‹, *šeyavat-i* > *šayaot-i* ›Vergünstigung‹ u. a.¹¹ Doch die meisten Wörter mit *va* behalten im kachischen Dialekt ihre Form bei: *čaqvana* ›wegführen‹, *čamovardna* ›herabfallen‹, *tval-i* ›Auge‹, *uqvarda* ›er liebte sie‹, *cxvar-i* ›Schaf‹, *varcl-i* ›Trog‹, *žvar-i* ›Kreuz‹ usw. So wäre eigentlich anzunehmen, daß dieses Wortgut aus dem tuschischen Dialekt stammt. Doch auch dieser Dialekt weist weit weniger Neigung auf, das *va* zu *o* umzugestalten, als beispielsweise das Mochewische oder Pschawische, obschon diese Tendenz im Tuschischen ausgeprägter ist als im Kachischen. In vielen Wörtern

11. Martirosovi A., Imnaišvili G.: Kartuli enis kaxuri dialekti (Tbilisi 1956) S. 51.

bewahrt auch das Tuschische den Komplex *va* unverändert: *kvaml-i* ›Rauch‹, *cxvar-i* ›Schaf‹, *moqvana* ›herbringen‹, *žvar-i* ›Kreuz‹ u. a. Wenn bats. *žor* ›Kreuz‹ daher keiner der drei möglichen Ausgangsbasen eindeutig zuzuordnen ist, muß wohl angenommen werden, daß der Prozeß *va > o* nicht nur eine verbreitete Erscheinung in den nordostgeorgischen Dialekten darstellt, sondern auch einer starken Tendenz in der batsischen Sprache entspricht.

Batsisch *lišā* ›Zeichen‹, *ulišnō* ›unbezeichnet‹ gehen mit hoher Wahrscheinlichkeit auf die tuschischen Wörter *lišan-i* ›Zeichen‹, *ulišno* ›unbezeichnet‹ zurück (vgl. literatursprachlich *nišan-i*, *u-nišn-o*), während für bats. *šavgremel* ›schwarzhaarig‹ das tuschische Dialektwort *šavgrimal-i* die Ausgangsform gewesen sein dürfte.

lumsar/lusmar/lursmā ›Nagel‹ bietet gleich drei unterschiedliche Formen im Batsischen. Für *lursmā* dürfte wohl die georgische Literatursprache (*lursman-i*) als Geber in Frage kommen, *lusmar* dagegen ist aus dem tuschischen Dialekt entlehnt (tusch. *lusmar-i*), während *lumsar* durch Metathese innerhalb des Batsischen entstanden sein könnte.

Das Fehlen von batsischen Verben mit Präverb *ša-* deutet darauf hin, daß der kachische Dialekt bei der Entlehnung von Verben mit Präverb *še-* keine wesentliche Rolle gespielt hat.

So ist aus den wenigen eindeutig zuordenbaren georgischen Lehnwörtern ersichtlich, daß das Batsische ursprünglich wohl ausschließlich aus dem tuschischen Dialekt geschöpft hat. In der neueren Zeit ist sicher auch der Einfluß der georgischen Literatursprache, in der auch der Schulunterricht in Alvani gehalten wird, neben dem kachischen Dialekt von erheblicher Bedeutung.

Heinz Fähnrich

Kartwelischer Wortschatz VI

Bei den lexikalischen Zusammenstellungen dieses Beitrags handelt es sich in den meisten Fällen um die Zuführung mingrelischen Materials nach der Ausgabe von Čaraia, P.: *Megrul-kartuli leksiķoni*, Tbilisi 1997, die dank der Initiative von Z. Saržvelaze als Band 2 in der Reihe »Arbeiten des Lehrstuhls für georgische Sprache der Sulchan-Saba-Orbeliani-Universität« erscheinen konnte.

***b-**

georg. *b-* (*da-sa-b-am-i* »Beginn, Ursprung«)

mingr. *b-* (*b-um-a* »gießen, schütten«)

las. *b-* (*ge-u-b-i* »ich goß ihm ein«)

swan. *b-* (*li-b-em* »gießen, eingießen«)

Das georg. Wort ist wohl eher mit dieser Wurzel »gießen, ausgießen, verschütten« zu verknüpfen als mit der gleichlautenden Wurzel **b-* »binden«. Vgl. F/S, S. 39–41.

***bačk-**

georg. *bačk-a* »Stützpfeiler«

mingr. *bočk-* (*bočk-a ža* »ein Baum«)

***beq-**

georg. (imer., letschchum.) *beq-* (*beq-v-a* »kräftig schlagen«)

mingr. *baq-* (*baq-a-a* »wegtreiben, zu Boden werfen/schütten/schlagen«)

***gurgw-**

georg. *gvirgv-*, *grg-*, *rgv-* (*gvirgv-in-i* »Kranz, Krone«, *grg-ol-i/rg-ol-i* »Ring«, *m-rgv-al-i* »rund«)

mingr. *gurg-*, *rgv-* (*gurg-in-i* »Kranz, Krone«, *mo-rgv-i* »Teil des Rades, Knäuel, rund«)

swan. *giry-* (*giry-od* »runde Öffnung in der Zauntür«)

Aufgrund der vorliegenden Formen ist anstelle von **grgw-* besser **gurgw-* anzusetzen (vgl. F/S, S. 90).

***wal-**

georg. *vl-* (*amo-vl-eb-a* »durchziehen, eintauchen, eintunken, spülen«)

mingr. *lu-* (*eša-lu-ap-a* »durchziehen, eintauchen, eintunken, spülen«)

***top-**

georg. *top-* (*ga-top-v-a* »Durchfall bekommen«)

mingr. *top-* (*go-top-u-a* »Durchfall bekommen«)

***toš-**

georg. *toš-i* »Eis, Eisscholle, Eisstück«

mingr. *tyšk-v-i* »Schneematsch«

***karkac-**

georg. (gur., imer.) *karkac-i* »schallendes Gelächter«

mingr. *korkoc-e* »Keuchhusten«

***kiot-**

georg. *koṭ-* (*koṭ-v-a* »sich unruhig hin- und herbewegen«, meskh. *koṭ-a-ob-a* »sich kampeln, kämpfen«)

mingr. *kiot-* (*kiot-i* »sich drehen, sich bewegen«)

***kop-**

georg. *koṗ-* (*koṗ-v-a*, *še-koṗ-v-a* »sich ein Kopftuch umbinden«)

mingr. *koṗ-* (*koṗ-el-i* »Kopf, Scheitel«)

***kut-**

georg. *kuṭ-* (*kuṭ-v-a* »leise stöhnen«)

mingr. *kuṭ-* (*kuṭ-ap-a* »leise stöhnen, gakeln [Huhn]«)

***kum-**

georg. *kuṃ-* (*mo-kuṃ-v-a* »Mund/Lippen zusammenpressen«)

mingr. *kuṃ-* (*kuṃ-u-a* »Mund/Lippen zusammenpressen«)

swan. *kuṃ* »Stummer«

Vgl. F/S, S. 212.

***lapan-**

georg. *lapan-i* »kaukasische Flügelnuß«

mingr. *lepon-i* »kaukasische Flügelnuß«

***noṭ-**

georg. *noṭ-* (*noṭ-i-o* »feucht, Feuchtigkeit«)

mingr. *noṭ-*, *niṭ-*, *nyṭ-* (*noṭ-ap-i*, *niṭ-ap-i*, *nyṭ-ap-i* »tröpfeln, tropfen«)

***sisin-**

georg. *sisin-* (*sisin-i* »auf jemanden losgehen, anfeinden«)

mingr. *sisin-* (*sisin-ap-a* »auf jemanden losgehen, anfeinden«)

***tut-**

georg. *tıtv-* (*tıtv-el-i* »nackt«)

mingr. *tut-* (*tut-el-i* »nackt«)

***tqil-**

georg. *tqir-* (*tqir-p-i* »Milz«)

mingr. *tqil-i* »Milz«

***pan-/pen-/pin-**

georg. *pan-*, *pen-*, *pin-* (*sa-pan-el-i* »auszubreitend, zu überdeckend«, *da-pen-a* »ausbreiten«, *da-v-a-pin-e* »ich breitete aus«)

mingr. *pin-* (*pin-u-a* »ausbreiten«)

las. *pin-* (*o-pin-u* »ausbreiten«)

swan. *pīn-* (*li-pīn-e* »ausbreiten«)

Vgl. Tscharaia 1895, XII, S. 104; Tscharaia 1918, S. V; Tschikobawa 1938, S. 329; Klimow 1960, S. 24.

***pun-**

georg. *pun-e* »Mist, Trockenmist«

mingr. *pun-a* »Mist, Trockenmist«

***pur-**

georg. *pur-* (*pur-n-e* »Backofen, Tone«, atschar. *pur-un-i* »id.«)

mingr. *pur-* (*pur-ap-a* »erhitzen«)

swan. *pir-*, *pyr-*, *pr-* (*li-pr-e* »trocknen, dörren«, *ot-pir* »ich trocknete, dörte«, *pyr-i* »dürrt, verdorrt«)

Vgl. Matschawariani 1965, S. 15; F/S, S. 362.

***pucx-**

georg. *pucx-*, *picx-* (*pucx-un-i* »aufbrausen, aufregen«, *picx-i* »aufbrausend, hitzig«)

mingr. *pucx-* (*pucx-on-i* »aufbrausen, aufregen«)

***kerc-**

georg. *kerc-*, *kec-* (*kerc-l-i* »Schuppen«, *kec-i* »Krätze, Schuppen«)

mingr. *kirc-a* »Krätze, Schuppen«

swan. *kārc* »Schale«

Vgl. Fähnrich 1987, S. 35.

***kwec-/kuc-**

georg. *kuc-* (*kuc-n-a* »mähen«)

mingr. *kuc-* (*go-kuc-u-a* »[Haare] schneiden«)

swan. *kwec-*, *kwic-*, *kwc-* (*li-kwc-e* »schneiden, abreißen«, *kwec-n-i* »es wird geschnitten«, *kwic-e* »er schneidet«)

Vgl. Tschintscharauli 1974, S. 59; F/S, S. 377.

***kur-**

georg. *kur-* (*kur-a* »Schmiedeherd«, *kur-t-em-ul-i/gr-d-em-l-i* »Amboß«)

mingr. *kul-* (*kul-am-ur-i* »Amboß«)

***kurd-**

georg. *kurd-i* »Dieb«

mingr. *kvirt-u-u* »Dieb«

***kurcx-**

georg. (gur.) *kurcx-* (*kurcx-i tqe* »unzugänglicher Wald«)

mingr. *kircx-* (*kircx-on-i* »Dorngestrüpp«),

***yamort-**

georg. *ymert-*, *ymurt-*, *yamurt-* (*ymert-i* »Gott«, *sa-ymurt-ob-a/sa-yamurt-ob-a* »Kultfest in Pschawi«)

mingr. *yoront-i* »Gott«

las. *yormot-i* »Gott«

swan. *yermet*, *yērbet* »Gott«

Aufgrund der pschawischen Lexik bietet sich die Grundform ***yamort-** (vielleicht aber auch ***yarmot-**) an. Vgl. F/S, S. 396.

***yoy-**

georg. *yoy-* (*yoy-v-a* »kriechen, müßig umherlaufen«)

mingr. *yoy-* (*yoy-u-a* »kriechen«)

swan. *yoy-* (*i-yoy-el* »er lungert herum«)

Vgl. Sardshweladse 1987, S. 21; F/S, S. 395.

***yup-**

georg. *yup-* (*yup-v-a* »zugrunde richten«)

mingr. *yump-* (*yump-u-a* »zugrunde richten«)

***šal-/šil-/šl-**

georg. *šal-*, *šil-*, *šl-* (*šl-a* »durcheinanderbringen, zerstören«, *da-šal-a* »er brachte durcheinander«, chewsur. *šil-v-a* »zerstören, zerkrümeln, zerfallen«)

mingr. *škil-* (*škil-u-a* »schlagen, stoßen«)

Vgl. F/S, S. 422. Die chewsurische Form ist bei Tschintscharauli 1960, S. 165 belegt.

***šar-**

georg. *šar-i* »gerade ausgerichtet, gerade Reihe«

mingr. *škor-* (*škor-ia ža* »kerzengerade gewachsener Baum«)

***šwi(n)d-/šī(n)d-**

georg. *švind-i*, *šind-i* »Kornelkirsche«

las. *skid-*, *škid-* (*skid-on-a*, *škid-on-a* »Toponyme in Atschara/Lasistan«)

Vgl. Memischischi 1983, S. 49–50; F/S, S. 430. Die Toponymformen und das Material des Georgischen gestatten die Rekonstruktion von lautlichen Parallelförmern bereits für die georgisch-sanische Grundsprache.

***čičx-**

georg. *čičx-* (*čičx-in-i* »[im Feuer] stochern, schüren«)

mingr. *čičx-* (*čičx-ap-i* »[im Feuer] stochern, schüren«)

***čxl-**

georg. *čx(v)l-* (*čx(v)l-eṭ-a* »stechen«)

mingr. *čxil-* (*čxil-oṭ-u-a* »stechen«)

***ceṭ-**

georg. (okrib.) *ceṭ-* (*ceṭ-a* »kleiner Fisch«)

mingr. *ciṭ-* (*ciṭ-u* »kleiner Fisch«)

***coc-**

georg. *coc-* (*coc-v-a* »kriechen, krabbeln, klettern«)

mingr. *coc-* (*coc-u-a* »kriechen, krabbeln, klettern«)

***3g-**

georg. *3g-* (*3g-id-e* »Rand«)

mingr. *3g-* (*3g-a* »Rand«)

***3eg-**

georg. (letschchum.) *3eg-* (*3eg-v-i* »Dornenstrauch«)

mingr. *3ag-* (*3ag-al-i/3ag-v-ar-i* »Borste«)

***31e31g-**

georg. *3e3g-* (*3e3g-v-a* »zerstampfen, schlagen, stoßen, weichklopfen«)

mingr. *3gva3g-* (*3gva3g-v-ap-i* »stoßen«)

Diese Zusammenstellung dürfte seitens der Semantik der bei Fähnrich 1982, S. 37 (vgl. F/S, S. 478–79) vorliegenden vorzuziehen sein.

***ces-**

georg. *ces-* (*u-ces-s* »er ruft ihn«, *mo-u-ces-a* »er lud ihn ein«)

mingr. *cis-* (*cis-ap-a* »jemandem anbieten, einladen«)

swan. *cs-* (*li-cs-i* »einladen«)

Vgl. Topuria 1960, S. 155; F/S, S. 499.

***cwir-**

georg. *cvir-* (*m-cvir-e* »Schmutz, Schlamm, Kot«)

mingr. *cvir-* (*cvir-e* »Mist, Kot«)

swan. *cwir* »Sumpf, Morast, Schlamm«

Vgl. Fähnrich 1987, S. 36.

***çid-**

georg. *çid-* (*çid-a* »Schmutz«)

mingr. *çind-* (*çind-a* »Schmutz«)

swan. *çid-*, *çd-* (*pirw çid* »Nachgeburt der Kuh«, *li-çd-i* »beschmutzen«)

Vgl. Sardshweladse 1987, S. 23; F/S, S. 501–02.

***çker-**

georg. *çker-*, *çkar-*, *çkr-* (*kisiq. çker-i* »Reihe«, *kach. çkar-i* »in einer Reihe stehende Obstbäume«, *kisiq./kach. çkr-e* »Reihe«, *m-çkr-iv-i* »Reihe«)

mingr. *çkar-* (*çkar-am-o* »in einer Reihe, aufgereiht«, *dino-çkar-u-a* »aufreihen, aneinanderreihen«)

Das georg. *mçkriv-i* »Reihe« ist von der Grundform **çkir-* zu trennen, vgl. F/S, S. 506.

***ç1ap-**

georg. *çap-* (*chewsur. m-çap-av-i* »Ochsentreiber, Viehfänger«, *ingilo. çap-a* »strecken, ziehen, spannen«)

mingr. *çop-* (*çop-u-a* »fangen, ergreifen, halten, nehmen«, *çimo-çop-ap-a* »vorstrecken«, *eša-çop-ap-a* »herausstrecken, hervorstrecken«)

las. *çop-* (*o-çop-u* »fangen, ergreifen, nehmen«)

Vgl. Klimow 1964, S. 248; Fähnrich 1987, S. 37.

***ç1wiṭ-**

georg. (gur., atschar.) *çviṭ-* (*çviṭ-i* »eng, schmal, klein«)

mingr. *čviṭ-* (*čviṭ-u-a* »[Augen] schließen«)

***ç₁ç₁-**

georg. *çic-* (*çic-il-ak-i* »Schnippelchen«, *çic-l-iç-an-a* »klein und mager«, *çic-r-iç-o* »Kücken«, chewsur. *çic-it-a* »kleine Öffnung, Löchlein«)

mingr. *çič-e* »klein, winzig«

***ç₁rip-**

georg. (imer.) *çrip-i* »schwächlich, mager«

mingr. *çip-e* »klein«

***ç₁qan-**

georg. *çqan-*, *çqn-* (*çqan-ar-i* < **çqan-nar-i* »Toponym in Atschara«, *çqn-et-i* »Toponym in Kartli«)

mingr. *çqon-i* »Eiche«

las. *çkon-i*, *mçkon-i*, *mçon-i* »Eiche«

Aufgrund des atscharischen Toponyms kann die Rekonstruktion des Vokals **a* in der Grundform als gesichert gelten. Vgl. Marr 1912, S. 39; Tschikobawa 1938, S. 128; Klimow 1964, S. 252.

***čwar-**

georg. *čvr-* (*čvr-et-a* »blicken, lugen«)

mingr. *čkor-* (*o-čkor-ie* »Fenster, Lichtöffnung«)

***čkua-**

georg. *čkua* »Verstand«

mingr. *čkua* »Verstand«

***čur-**

georg. *čur-* (*sa-čur-is-i* »Beschnittener, Eunuch«)

mingr. *čkur-* (*ge-čkur-u-a* »zerdrücken, quetschen«)

swan. *čkwr-* (*li-čkwr-e* »schneiden«)

Vgl. F/S, S. 540–41.

***xex-**

georg. *xex-* (*xex-v-a* »abscheuern, reinigen«)

mingr. *xax-* (*xax-u-a* »[Fisch] ausnehmen, von Gräten säubern«)

***xiṭk-**

georg. (imer.) *xiṭk-* (*xiṭk-in-eb-s* »er zerknackt zwischen den Zähnen«)

mingr. *xinṭk-* (*xinṭk-ol-u-a* »zerdrücken, zerkleinern«)

***xiç₁-**

georg. *xiç-* (*xiç-n-a* »nagen«)

mingr. *xič-* (*mo-xiç-u-a* »abbeißen«)

***xorxoc₁-**

georg. *xorxoc-i* »schallendes Gelächter«

mingr. *xorxoč-* (*me-xorxoč-an-d* »er lief schallend lachend dahin« = georg. *mi-xorxoc-ob-d-a*)

Mingr. Material nach: Danelia/Zanawa 1991, S. 385. Nicht auszuschließen ist die Rekonstruktion von **qorqoc₁*-, vgl. F/S, S. 566–67.

***xus₁-**

georg. *xvis-* (*xvis-n-a* »gut waschen, säubern, reinigen«)

mingr. *xuš-* (*xuš-u-a* »kehren, fegen«)

***qas-/qs-**

georg. *qas-*, *qs-* (*qs-v-a* »schließen«, *da-v-qas* »ich verschloß«, *sa-qs-ar-i* »Gelenk«)

mingr. *rsx-*, *rcx-* (*me-rsx-el-i* »Gelenk«, *o-rcx-u-a* »Gelenk«)

las. *cx-*, *mcx-* (*me-mcx-v-er-i/me-cx-ul-i* »Gelenk«)

Vgl. Tschikobawa 1938, S. 59; Klimow 1964, S. 267; Kartosia 1979, S. 71-73; F/S, S. 562.

LITERATUR

Danelia K., Canava A. 1991: Kartuli xalxuri siṭqviereba, megruli ṭekstebi, II: zṭaprebi da mcire ṭanrebi, Tbilisi.

Fährnich, H. 1982: Kartwelischer Wortschatz (in: Georgica, Nr. 5, Jena-Tbilissi).

Fährnich, H. 1987: Kartwelischer Wortschatz IV (in: Georgica, Nr. 10, Jena-Tbilissi).

F/S: Fährnich H., Sardshweladse S.: Etymologisches Wörterbuch der Kartwel-Sprachen, Leiden/New York/Köln 1995.

Ṗartoia, G. 1979: Ramdenime saerto-kartveluri puṭisatvis kartulsa da megrul-lazurṭi (in: aṭaru-li dialektis dargobrivi leksiṭa, II, Tbilisi).

Klimov, G. A. 1960: Opyt rekonstrukcii fonemnogo sostava obṭčekartvel'skogo jazyka-osnovy (in: Izvestija Akademii nauk SSSR, otdelenie literatury i jazyka, Bd. XIX, vyp. I, Moskva).

Klimov, G. A. 1964: Etimologičeskij slovar' kartvel'skich jazykov, Moskva.

Marr, N. Ja. 1912: K voprosu o položenii abchazskogo jazyka sredi jafetičeskich (in: Materialy po jafetičeskomu jazykoznaniju, V, S.-Peterburg).

Maṭavariani, G. 1965: Saertokartveluri ṭonsonanṭuri siṭema, Tbilisi.

Memiṭiṭi, O. 1983: Kartuli ṭvind- puṭis zanuri ṭesatṭvisi (in: axalgazrda mecnier-pilologta meore respublikuri ṭonperencia [tezisebi], Tbilisi).

Sardshweladse, S. 1987: Forschungen zur Lexik der Kartwelsprachen (in: Georgica, Nr. 10, Jena-Tbilissi).

Topuria, V. 1960: Kartvelur enata ṭedarebiti ponetiṭis saṭitxi (in: iberiul-ṭavṭasiuri enatmecniereba, Bd. XII, Tbilisi).

Ṗaraia, P. 1895: Megruli dialektis natesaobrivi damoṭidebuleba kartultan (masala) (in: moambe, X, ṭpilisi).

Ṗaraia, P. 1919: Kartul-megruli da megrul-kartuli ṭedarebiti leksiṭoni (masalebi iapeṭur enebis mṭvlevartatvis) (Handschrift), ṭpilisi.

Ṗikobava, A. 1938: Ṗanur-megrul-kartuli ṭedarebiti leksiṭoni, ṭpilisi.

Ṗinṭarauli, A. 1960: Xevsurulis taviseburebani, Tbilisi.

Ṗinṭarauli, A. 1974: Semantiṭuri gadasvlebi zog leksiṭur ṭṭupebṭi (in: iberiul-ṭavṭasiuri enatmecniereba, Bd. XIX, Tbilisi).

Avtandil Arabuli

Die Sprache der georgischen Volkspoesie – eine Koine

Die **Schlußfolgerung**, die schon in der Überschrift dieses Beitrags kurz formuliert ist, hat uns ursprünglich eine mit einem ganz anderen Problem verknüpfte Arbeit nahegelegt¹: Jedem Wissenschaftler sind die Schwierigkeiten bekannt, die bei der Beschreibung eines Dialekts mit der Suche nach Illustrationsmaterial aus der entsprechenden Volkspoesie verbunden sind, denn die Volksdichtung hält oftmals die Normen des Dialekts nicht ein, sie lehnt sich gegen diese Formen auf, aus deren Schoß sie entsprungen ist und aus denen sie sich, wie zu erwarten ist, weiter nähren muß. Wenn das aber nicht geschieht, wenn der Vortragende eines Gedichts (bewußt oder unbewußt) davon Abstand nimmt, Dialektismen als Sprachmaterial eines Gedichts zu verwenden, ist anzunehmen, daß in der Sphäre des poetischen Schaffens eine andere Gesetzmäßigkeit wirkt, eine »Spiel«-Regel, daß die sprachliche Norm des Dialekts und die poetische Norm bedeutend voneinander abweichen².

Um diese Erscheinung zu deuten, ist entweder anzunehmen, daß a) der Vertreter eines konkreten Dialekts (der sich in den spezifischen Normen dieser Mundart bewegt) die georgische Literatursprache oder die gemeinsame Volkssprache³ kennt und sich zur Lösung seiner Aufgabe, zur Umsetzung seines Vorhabens unter dem Druck der jahrhundertealten schöpferischen Tradition auf letztere stützt und nicht auf den Dialekt, oder b) dem Sprecher (Urheber) eines Volksgedichts unbewußt, auf der Ebene der Intuition, ein poetischer Code überliefert (vererbt) ist, der in Gestalt bestimmter Tradition gewordener fester sprachlicher und poetischer Formeln und struktureller dichterischer Elemente seinen Ausdruck findet.

Wir denken, daß die zweite Vermutung stichhaltiger ist, weil eine für den ersten Fall notwendige Bedingung meist kaum zu belegen ist: die Kenntnis der gemeinsamen Volkssprache, der Literatursprache. Die Volksdichter sind beispielhafte Vertreter ihrer Heimatdialekte. Dies ist besonders im georgischen Gebirgsland spürbar, wo einerseits weitgehende Dialektdifferenzierung und andererseits intensives poetisches Schaffen zu verzeichnen ist.

1. Arabuli, A.: *Dialekti da xalxuri poezia.*, in: III respublikuri samecniero sesia, moxsenebata tezi-sebi (Tbilisi 1981).
2. Es ist möglich, daß in der Volkspoesie dieser oder jener Gegend sporadisch ein Übergewicht spezifischer Daten des betreffenden Dialekts in Erscheinung tritt. Aber dies als Gegenargument zu verwenden, wäre wegen dessen unsystematischen Charakters ungerechtfertigt.
3. Den Terminus »gemeinsame Volkssprache« benutzen wir zur Bezeichnung jenes gemeinsamen sprachlichen Usus, der die wechselseitige Sprachgewohnheit verschiedener Gegenden bezeichnet, die auf den kulturell und administrativ zentralen Dialekt oder auf die Literatursprache orientiert ist, zum Unterschied von der Literatursprache, die das Moment des Zwangs und der Verbindlichkeit beinhaltet.

Nimmt man die zweite Möglichkeit an und versucht, ihren Vorzug aufzuzeigen, betrachtet man als wichtigste Grundlage dieser Hypothese, daß die georgische Volksdichtung über eine lange, jahrhundertealte Tradition verfügt und dies als unerläßliche Bedingung das Bestehen einer ebenso langen, festen Tradition der poetischen Sprache voraussetzt, denn ohne eine lange, fortlaufende Tradition kann gewöhnlich kein hohes Niveau der poetischen Kultur erreicht werden. Daß der Akzent gerade auf die historische Periode der poetischen Tradition zu setzen ist, wird die Verarbeitung der entsprechenden sprachlichen Daten, der wir uns im folgenden widmen werden, noch besser verdeutlichen.

Das Voneinander-Abweichen der Dialektangaben und der entsprechenden Sprache der Volkspoesie wird besonders fühlbar in den Gebirgsdialekten Ostgeorgens (Pschawi, Chewsurien, Tuschetien, Chewi, Mtiulet-Gudamaqari), die vor dem Hintergrund einer ausgeprägten Dialektdifferenzierung gutes Illustrationsmaterial mit einer reichen Volkspoesie (mit poetischer Tradition) bieten. H. Pauli sieht es als unerläßlich für die Entstehung einer Koine (Gemeinsprache) an, daß sich die Dialekte extrem voneinander entfernt haben und gleichzeitig die Notwendigkeit des gegenseitigen Austauschs besteht⁴. Unter einer solchen Koine ist natürlich eine interdialektale Sprachnorm zu verstehen, die durch die Notwendigkeit der Kommunikation verschiedener Dialektvertreter hervorgebracht wird und sich in vielen Sprachen zeigt. Ein gutes Beispiel dafür ist die interdialektale Sprache der daghestanischen Awarer: *bol maç*. Andererseits kann ein solches Bedürfnis die Grundlage für eine bestimmte Literatursprache werden, wofür das klassische Beispiel jene Erscheinung darstellt, die dem Terminus Koine, griechisch κοινή διάλεκτος, zugrunde liegt: die auf der Basis der ionisch-attischen Dialekte entstandene Literatursprache⁵.

In der georgischen Wirklichkeit ist in historischer Sicht eine solche Erscheinung nicht festzustellen, obwohl auch der Umstand zu berücksichtigen ist, daß wir den Beginn der altgeorgischen Literatursprache nicht kennen. In den ersten Werken des georgischen Schrifttums (vom 5. Jh. an) sehen wir sie als voll ausgebildete Größe. Was am Anfang ihrer Entstehung stand – ob ein Dialekt als Grundlage der Literatursprache oder eine interdialektale Norm –, ist schwer zu sagen. Allerdings scheinen Relikte des Aufeinandertreffens gewisser Normen in den den Kartwelologen wohlbekannten Chanmeti- und Haemeti-Befunden und anderen Erscheinungen erhalten geblieben zu sein⁶. Die uns zur Verfügung stehenden Daten liefern ein klares Ergebnis: In der georgischen Sprache zeigte sich eine besondere Erscheinung: es bildete sich eine poetische Koine, eine gemeinsame Sprache, die aufgrund ihrer Spezifik auch ein differenziertes Herangehen erfordert.

Nach der These von H. Pauli ist die Voraussetzung für die Entstehung einer Koine die extreme Auseinanderentwicklung der Dialekte. Entsprechend gestattet dieses Moment eine eigene Sicht auf den Untersuchungsgegenstand: Je stärker die Eigenständigkeit des Dialektes ausgeprägt ist, desto fühlbarer ist jener Unterschied, der sich im Verhältnis zu einer beliebigen Erscheinung der Koine zeigt. Unter diesem Gesichts-

4. Pauli, G.: *Principy istorii jazyka* (Moskva 1960) S. 489.

5. Desnickaja, A. V.: *Naddialektnye formy reči i ich rol' v istorii jazyka* (Leningrad 1970).

6. Hier können wir die Frage und die entsprechende Literatur wegen der Klarheit unseres Anliegen nicht weiter vertiefen.

punkt bilden die georgischen Gebirgsdialekte tatsächlich eine angemessene Grundlage für die Analyse.

Der Prozeß der Dialektdifferenzierung der georgischen Sprache ging historisch in großer Vielfalt vorstatten. Der »Georgischen Dialektologie« zufolge⁷ sind folgende Dialekte zu unterscheiden: Chewsurisch, Mochewisch, Mtiulisch, Gudamaqrish, Tuschisch, Pschawisch, Tianetisch, Kachisch, Kartlisch, Dshawachisch, Meskhisch, Atscharisch, Gurisch, Imerisch, Letschchumisch, Ratschisch und außerhalb der Grenzen des heutigen Georgien Ingiloisch (in Aserbaidshan), Fereidanisch (im Iran), Imerchewisch (in der Türkei) und Qislar-Mosdokisch (im Küstengebiet des Kaspischen Meeres)⁸. Natürlich ist der Differenzierungsgrad der Dialekte nicht einheitlich. Größere historische Nähe zur gemeinsamen georgischen Literatursprache offenbarten stets die Dialekte der zentralen Zone Georgiens, in erster Linie das Kartlische und das Kachische. Diese Dialekte, die anerkanntermaßen die Grundlage und die Richtung der georgischen Literatursprache bestimmen, haben ihrerseits einen deutlichen Einfluß literatursprachlicher Traditionen erfahren im Hinblick auf die Eindämmung jener Prozesse, die bei der isolierten Entwicklung eines Dialekts zu erwarten sind.

Die Dialektbesonderheiten entfalten sich um so stärker, je weiter das Verbreitungsgebiet einer Mundart an die Peripherie rückt. Damit wächst der Grad der Differenzierung, die Abweichung von der im zentralen Gebiet bewahrten gemeindialektalen »Norm« (z. B. im Atscharischen, Tuschischen, Ingiloischen...).

Gleichzeitig ist bemerkbar, daß Dialekte, die aneinander grenzen, im Hinblick auf spezifische Merkmale größere Nähe und wechselseitige Verbindungen aufweisen. Unter diesem Blickwinkel gliedert man auch in regionale Dialektgruppen, beispielsweise trennte A. Šanize die Pchowische Gruppe nordgeorgischer Gebirgsdialekte ab (Chewsurisch, Mochewisch, Tuschisch, Pschawisch)⁹. Dies kann unsere Überlegungen über die Entstehung der poetischen Koine in bestimmter Richtung vorantreiben. Wenn die Nähe dieser Dialekte auf einen gemeinsamen historischen Ausgangspunkt, auf einen Dialekt, zurückgeht, so ist anzunehmen, daß die Dialektdifferenzierung der georgischen Sprache auf dieser Ebene der pchowischen Einheit zwischen dem zentralen Dialektareal und den anderen Gliedern geringer ausgeprägt war. Folglich wäre eine tragkräftigere gemeinsame sprachliche Grundlage für die Herausbildung und Entwicklung einer poetischen Sprache vorhanden gewesen. Von dieser Warte aus gesehen, ist von entscheidender Bedeutung, auf welchen Sprachstatus die poetische Koine hauptsächlich ausgerichtet ist, auf den alten oder auf den neuen, und ob sie den alten oder den neuen Dialektgegebenheiten Rechnung trägt.

Die Herausbildung der endgültigen Gestalt eines Dialekts bedingen mehrere wesentliche Faktoren der Sprachentwicklung (Selbsterhaltung des Systems, innere Entwicklung, gegenseitige Beeinflussung der Dialekte, äußerer Spracheinfluß...), die man bedingt in zwei Begriffen zusammenfassen kann: dem der Konservierung einerseits und dem der Innovation andererseits. Diese Faktoren sind es, die mehr oder minder

7. Giginėšvili I., Topuria V., Kavtaraze I.: Kartuli dialektologia, I, kartuli enis k̄ilota mōkle ganxilva, tēkštebi, leksīkoni (Tbilisi 1961).
8. Eine derartige Dialektgliederung findet nicht überall Zustimmung, z.B. hält man das Mtiulisch-Gudamaqrische und das Meskhisch-Dshawachische für einen Dialekt, vgl. Žorbenaze, B.: Kartuli dialektologia, I (Tbilisi 1989).
9. Šanize, A.: Kartuli k̄iloebi mtaši, in: Šanize, A.: Txzulebani tormet̄ tōmad, Bd. I (Tbilisi 1984).

stark die Richtung und den Charakter der Dialektentwicklung bestimmen. Die Konservierung altertümlicher Erscheinungen ist für einen Dialekt um so kennzeichnender, je stärker der »Charakter« und das »Alter« seiner historischen und geographischen Isolation ausgeprägt sind. Doch die gleichen Umstände bilden einen fruchtbaren Boden für sprachliche Innovationen und freie Entwicklung (durch innere Prozesse oder sprachlichen Einfluß von außen).

Somit zeigen sich bei der Analyse von Dialekttexten einerseits archaische Sprachschichten in der Sphäre der Lexik, Phonetik und Morphologie, andererseits neue Erscheinungen gleichfalls in den verschiedensten sprachlichen Ebenen. Die sprachlichen Fakten beider Arten stellen spezifische Merkmale eines Dialekts im Verhältnis zum konkreten synchronen Befund der gemeinsamen Volkssprache dar. Beispielsweise werden die altertümlichen Reste in den Gebirgsdialekten – das Phonem *q* oder die Iterativformen des Verbs – als genauso eine »Anomalie« empfunden wie die neuen Erscheinungen – das kurze *ī* des Chewsurischen, das lange *ī* oder das Phonem ' des Tuschischen und ähnliches. Deshalb wäre es sehr bemerkenswert, wenn die poetische Koine diese sprachlichen Erscheinungen verschiedenster Art unterschiede.

Tatsächlich beinhaltet die Norm, der Usus der poetischen Koine, die Beibehaltung altertümlicher Spracherscheinungen. Beispielsweise »bekämpft« es der Sprecher eines Gedichts in dieser Region nicht oder fühlt kein schöpferisches »Unbehagen«, wenn er das Phonem *q*, den Iterativ oder andere Elemente des traditionellen Systems verwendet, während er Innovationen deutlich meidet. Mehr noch, bisweilen treten in der Sprache des Gedichts solche Archaismen auf, die der Dialekt selbst verloren hat. Einige Beispiele:

1. In einem in Zemo Alvani aufgezeichneten Liebesgedicht, das erstmals 1936/37 veröffentlicht wurde¹⁰, ist der gesamte Reim auf dem archaischen Ergativzeichen *-man* aufgebaut, das in diesem Fall der tuschische Dialekt aufweisen müßte:

çavida, guli çaiyo im deda momkvdar kalmana,
xedviitac vera duaqlo am gamosatxrel tvalmana,
mayal mtis mcvervals šehxvia šavi nislebi karmana,
*bevr važkacs guli moukla tvalad lamazma kalmana.*¹¹

»Sie ging fort, das Herz nahm sie fort, die muttertote Frau,
 diese auszustechenden Augen konnten das Schauen nicht lassen,
 den hohen Gipfel des Berges hüllte der Wind in schwarze Nebel,
 vielen Männern hat die wunderschöne Frau das Herz schwer gemacht.«

Wie aus dem Text ersichtlich ist, treten spezifische tuschische Dialektismen nicht in Erscheinung, mit der Kongruenz von Determinans und Determinandum verfährt der Sprecher allerdings recht frei, vgl.: *deda momkvdar kalmana, am gamosatxrel tvalmana, mayal mtis mcvervals, lamazma kalmana*. Aus der historischen Morphologie der georgischen Sprache ist bekannt, daß Fälle der Vereinfachung des Ergativzeichens *-man* (*-ma*) schon im 10. Jh. begegnet¹². Daher ist sein Auftreten in der Sprache der Volkspoesie sicher bezeichnend.

10. Saunže xalxuri šemokmedebisa, I-III, A. Čqonias redakciit (Tbilisi 1936/37).

11. Kartuli xalxuri poezia, Bd. VI (Tbilisi 1977) S. 178.

2. A. Šaniže hat 1913 in Gudamaqari ein Fragment des volkstümlichen Roštomiani aufgezeichnet:

.....
roštom tko: dyemca křulia dabadebisa čemisa!
ra dedas davbadebulvar, dye vera vnaxe lxinisa.
*verca aviye kiseri: uyeli medva rķinisa.*¹³

»Roštom sprach: Verflucht sei der Tag meiner Geburt!

Seit ich der Mutter geboren bin, habe ich keinen frohen Tag gesehen.

Auch den Nacken konnte ich nicht heben: Ein Joch lag mir darauf von Eisen.«

Hier verdienen zwei Formen Beachtung: a) Der Eigenname Roštom steht im Ergativ in Gestalt des Stammes, was der Norm des Altgeorgischen entspricht, obwohl sich in diesem Fall auch ein Gegenargument finden läßt: Das Zusammentreffen von zwei *m* (*roštom*) hat zum Ausfall von einem *m* geführt. Überhaupt scheint der Anfang »*roštom tkva*« eine Art Formel in den mit Roštom verknüpften Sätzen zu sein. b) Anstelle der Form »*dedas davbadebulvar*« wäre die organische Form »*davbadebivar*« zu erwarten gewesen. Die analytische Bildung für die relativen intransitiven Verben entstand im Altgeorgischen und entwickelte sich schon dort zu einer organischen Form¹⁴. In dieser Hinsicht ist die hier vertretene Form der Rest einer archaischen Erscheinung.

3. In einem Gedicht, das T. Raziķaşvili Ende des 19. Jahrhunderts in Chewsurien aufzeichnete, verdient ein Ausdruck Beachtung:

moveli gatenebasa, čemtvin uproca bneldeba;
*moveli tvalta axmasa, magram uproca xomdeba. . .*¹⁵

»Ich warte auf den Tagesanbruch, mir dunkelt es noch mehr;

ich warte auf das Augenaufschlagen, doch es wird noch finsterer.«

tvalta axma bedeutet »die Augen öffnen«; die Wurzel *xw-* und das davon abgeleitete *axma* »(viele) öffnen, heben« waren für das Altgeorgische kennzeichnend, vgl. *aya-xwna twalni twisni* »Er hob seine Augen auf«, Richter 19,17 C.

4. *qmlis xaxonis namčvrevni qanis simirgvalt xqřiana*¹⁶.

»Die Bruchstücke von Chachonis Schwert liegen im Rund des Feldes.«

Die Position des Determinans und seine doppelte Deklination sind die Norm des Altgeorgischen.

Ein von A. Šaniže in Pšchawi aufgezeichnetes Gedicht beginnt folgendermaßen:

12. Sarčvelaże, Z.: Kartuli saliteraturo enis ištoriai űesavali (Tbilisi 1984) S. 361.

13. Šaniže a. O. S. 164.

14. Zur Literatur darüber siehe bei: Arabuli, A.: Mesame seriis naķvteulta čarmoeba da mnišvneloba žvel kartulši (Tbilisi 1984) S. 92–98.

15. Šaniže, A.: Kartuli xalxuri poezia, I, xevsureti (Tbilisi 1931) S. 266.

16. Činčarauli, A.: Xevsurulis taviseburebani (Tbilisi 1960) S. 384.

*baly viqav pir-šišvelai, çvern moviaren mtisani.
čamued sažiqvešia, šibn daviaren kldisani. . .*

»Ich war ein Kind mit glattem Gesicht, bestieg die Gipfel der Berge.
Ich stieg in das Revier der Steinböcke herab, lief über felsige Klippen...«

Šaniže kommentiert die Form *sažiqvešia*: »Das erstmal hat er *sažiqvečia* gesagt«¹⁷. Es ist offensichtlich, daß der Sprecher bestimmte sprachliche Erscheinungen in der Poesie kontrolliert, d. h. für ihn besteht tatsächlich eine Schranke zwischen der Sprechnorm und dem poetischen Schaffen. Überhaupt gäbe es sicher mehr solcher Beispiele in der georgischen Volkspoesie, wenn nicht die mündliche Verbreitung und Bewahrung der Volksdichtung mit ihren Begleiterscheinungen, den natürlichen Veränderungen unter dem Einfluß des betreffenden Dialekts, wären. Derartige Fälle (»Eingriff des Sprechers«) treten mehrfach in Erscheinung, wenn man in verschiedenen Regionen fixierte Varianten ein und desselben Gedichts einander gegenüberstellt. Wegen des großen Materialumfangs sehen wir hier davon ab, führen aber einen bezeichnenden Fakt an:

*gadmoviden mrevalani, gadmoxedes qadasao.
tav-tavisas gaurčvet, nu arigebt sxotasao.*¹⁸

»Es zog das Siebengestirn auf, es sah nach Qada herüber.
Wählt jedem das Seine aus, gebt keinem das anderer.«

Dies wurde 1913 in Gudamaqari aufgezeichnet. In derartigen Zweizeilern, wo zwischen den Zeilen 1 und 2 weniger eine gedankliche, als vielmehr eine Reimverbindung besteht, kommt der Genauigkeit des Reimpaars wesentliche Bedeutung zu. Deshalb können wir auch mit Überzeugung sagen, daß ursprünglich als Reimwort »*sxvatasao*« verwendet wurde, das der »Wunsch« des Sprechers erst später in das mundartliche *sxotasao* verwandelte.

Das Volksgedicht besitzt unter Berücksichtigung der Spezifik seiner Entstehung und Verbreitung einen Verfasser (der oft in Vergessenheit geraten ist) und den Sprecher. Das Gedicht erweitert sein Verbreitungsgebiet durch den Sprecher. Das Verhältnis des Sprechers zu dem Gedicht ist nicht gleichartig und entspricht nicht immer dem Geist, von dem der Prozeß der Schaffung eines Volksgedichts geprägt ist. Der Sprecher bringt des öfteren Tendenziosität, einen Hang zur Mundart und »schöpferischen Egoismus« ein. Manchmal versucht der Sprecher bewußt oder unbewußt die »Adresse« des Volksgedichts zu ändern, es stärker in seine eigene Realität, in seine sprachliche Welt, einzugliedern. In seinem Verständnis ist das ein edles Anliegen. Er verändert faktische Realien, führt einzelne mundartlich »markierte« Spracheinheiten ein und dergleichen. Dafür läßt sich ein bezeichnendes Beispiel anführen.

In den Texten von T. Uturgaizēs »Tuschischem Dialekt« findet sich ein umfangreiches, aus 33 Doppelzeilen bestehendes Gedicht, das Zevva Gaprindauli gewidmet ist und dem der Sprecher folgenden Kommentar beigefügt hat: Dieses Gedicht haben wir vor sechzig Jahren von einem achtzigjährigen Chewsuren gelernt, der es seinerseits von einem Tuschen gelernt hatte. Dann fährt der Sprecher fort: »Er hat es uns chewsurisch beigebracht, wir aber haben es tuschisch umgeformt.« Trotz dieses Geständ-

17. Šaniže, A.: *Kartuli k̄iloebi mtaši*, S. 18.

18. Ebenda, S. 160.

nisses ist dem Gedicht weder eine Spur des Chewsurischen noch eine Spur des Tuschischen anzumerken, und die erwähnte »Umformung ins Tuschische« erschöpft sich in lediglich fünf Fällen, in denen ' auftritt (*zezvaï, qvelam, kviria, ra's, droša's*), und in zwei Fällen von Formenwechsel (*süs »wohin«, gibi »dir ist angebunden«*)¹⁹. . . .

Im Zusammenhang mit der oben dargelegten Sprachtendenz ist noch eines anzumerken: Dem Material nach entsteht der Eindruck, daß an der Grenze von Dialekt und Volksdichtung ein Bewußt-Werden der Opposition von »Usuellem und Nichtusuellem« vorwiegend auf der Ebene der Phonetik und der Morphologie (Morphonologie) erfolgt. Die Lexik scheint in dieser Hinsicht keine Rolle zu spielen²⁰. Was die Syntax anbelangt, so treten hier eher bestimmte poetische Formeln auf, obwohl in Einzelfällen auch archaische Erscheinungen zu beobachten sind. Beispielsweise sind Varianten einer »Liebessehnsucht« in Meskheti, Gurien und Kachetien aufgezeichnet worden²¹. Von diesen wirkt die in Gurien von G. Lomtatiže aufgezeichnete Variante am altertümlichsten²², älter selbst als die von N. Žanašia ein halbes Jahrhundert früher, in den Jahren 1893/94, in Gurien gefundene Variante. Diese Altertümlichkeit verleiht die mit der Partikel *-mca* verknüpfte Syntax:

*netamcai, momklamcai, / aso-aso amknamcai,
sisxli čemi qvavs da qorans / ačamos da asvamcai,
kveš žinčari damigon da / zed mduyari masxanmcai,
amas qvelas gavuzlebdı, / oyond šentan damsvanmcai.*

»Wenn es mich tötete, Glied für Glied zerhackte,
mein Blut den Krähen und Raben zu fressen und zu trinken gäbe,
wenn man Brennesseln unter mich legte und mich mit Siedendem übergösse,
all das hielte ich aus, wenn man mich nur zu dir setzte.«

Hier ist der Gebrauch der Partikel *-mca* mit Indikativformen des Verbs bemerkenswert. Dies war die Norm des Altgeorgischen, diente dem Ausdruck des Konjunktivs und wurde durch Konjunktivformen ersetzt (*ukwetumca movida = ukwetu movides* »wenn er käme«). Diese Erscheinung zeigt schon im Altgeorgischen die Tendenz zur Auflösung²³.

Demgegenüber ist auffallend, daß in der Poesie die dialekt spezifischen Erscheinungen maximal zurückgedrängt sind. Dafür einige beredte Beispiele:

a) Für das Tuschische und Chewsurische ist die Reduzierung des Wortauslautvokals kennzeichnend, was die Normen der poetischen Koine klar ausschließen.

b) In deutlichem Zusammenhang mit dieser Erscheinung steht die für das Chewsurische typische Enklitik, die zwei Wörter unter einem Akzent vereint (*kači da kalı > kači-da kalı > kači-d'kalı* »Mann und Frau«)²⁴. Man kann sagen, daß diese Erscheinung in der Koine ausgeschlossen ist.

19. Uturgaize, T.: Tušuri kılı (Tbilisi 1960) S. 143–144.

20. Im allgemeinen fällt es auch auf der Ebene der Literatursprache schwer, vom Dialektcharakter der Lexik zu sprechen, weil entsprechende Kriterien fehlen.

21. Kartuli xalxuri poezia, Bd. VI (Tbilisi 1977) S. 65 und dessen Varianten.

22. Kočetišvili, V.: Xalxuri poezia (Tbilisi 1961) S. 74.

23. Saržvelaže a. O. S. 469–470.

24. Činčarauli a. O. S. 68.

c) Der mtiulische Dialekt zeichnet sich durch eine spezifische Intonation der Phrase aus, die unter dem Namen der Langvokale (eines Tonakzents) bekannt ist (die ausgeprägte Längung fällt bei einem Wort der Phrase auf den vorletzten Vokal). Es wurde darauf hingewiesen, daß diese Erscheinung in der mtiulischen Poesie keine Widerspiegelung findet.

Die deutliche Beschränkung dieser und ähnlicher Erscheinungen in der Sprache der Volkspoesie weist klar auf den Charakter und die Tendenzen der in dieser Sphäre wirkenden poetischen Koine hin.

Behandelt man die poetische Koine, so ist der Umstand zu erklären, daß das Bestehen der Koine nicht den bedingungslosen Ausschluß der Dialektismen bedeutet. Da die Koine auf der freien Grundlage des Volkes entsteht, ist sie der lebendigen Mundartsprache mehr oder minder zugänglich. Und es mag auf den ersten Blick paradox erscheinen, daß sie um so zugänglicher ist, je weniger der Dialekt von der Sprache der Poesie und der gemeinsamen Volkssprache entfernt ist²⁵. In der Sprache der Poesie können sporadisch viele Dialekterscheinungen zu beobachten sein, doch sie sind hier erstens in unsystematischer Weise vertreten, und zweitens dienen sie sehr oft bestimmten künstlerischen Aufgaben (die prosodische Seite des Gedichts, der vorbedachte Hinweis auf das Areal, Genretendenzen und damit verknüpft sprachliches »Spiel« und dergleichen). Solche Fälle kann man auch unter dem Aspekt der besonderen poetischen Freiheit (Lizenz) betrachten. Die Grundlage für diese Annahme bieten jene Fälle, die das Bestehen einer »poetischen Lizenz« in der Volkspoesie verdeutlichen²⁶. Einige Beispiele:

*čema dabala žorai tormeti zroxis gverdia.
šamaučire koraki, šavkazme, gadavžedia,
šamaugene aragvsa, gaqei-gamaqedia. . .*²⁷

»Mein kleines Maultier ist zwölf Rinder wert.
Ich legte ihm den Halfter an, sattelte es, saß auf,
ich führte es an den Aragvi, hinüber und herüber...«

Anstelle der Form *gaqei-gamaqedia* »diesseits und jenseits, hinüber und herüber« wäre die chewsurische Dialektform *gaqei(t)-gamaqeti-a* zu erwarten gewesen, doch die »Willkür« des Sprechers geht klar auf die Prosodik des Gedichts zurück.

*. . . tavač gverdit damičveba, qels gadmomxvevs sicilita.
yamis zalit gamacilebs, tviton dabrund țirilita. . .*²⁸

»...sie selbst legt sich neben mich, umarmt mich lachend.

Nachts begleitet sie mich mit Gewalt, sie selbst kehrte weinend zurück...«

Das Gedicht wurde 1913 von A. Šaniže in Alvani aufgezeichnet. Die abgeschliffene Form *dabrund* des Aorists ist hier unangebracht, es müßte *dabrundebis(/a)* heißen,

25. Dies ist ein weiterer Beweis dafür, daß dieser Fakt tatsächlich eine bewußte kulturelle Erscheinung darstellt und keine »Zufälligkeit« repräsentiert.

26. Die »poetische Lizenz« an sich beinhaltet logisch einen bestimmten »normalen Hintergrund« oder eine bestimmte poetische (sprachliche) Kultur.

27. Šaniže, A.: *Kartuli xalxuri poezia*, I, S. 225.

28. Šaniže, A.: *Kartuli k̄iloebi mtaši*, S. 242.

doch der Sprecher hat dem Verlangen der Prosodik des Gedichts nachgegeben und davon Abstand genommen.

akeben babkiaurebs, cda mamadg maudisao...²⁹
 »Mañ löbf die Babkiauris, der Versuch kömmt von den Vätern...«

mamadg (< *mamat/a/-gan*) ist keine Mundartform, es handelt sich um eine poetische Lizenz.

Ein interessanter Fall prosodischen »Spiels« ist das Gedicht »Cqemsobad«, das A. Šanize 1911 in Chewsurien aufgezeichnet hat³⁰. *žalapn mlalven cqemsobad, davayameh dyeesao* »Die Frauen schicken mich zum Viehhüten, so verbringe ich den Tag«: Gleich in der ersten Strophe setzt der Sprecher an zwei Stellen überflüssige Vokale, um die Silbenzahl der Zeile aufzufüllen, und dieses Zuviel an Vokalen (Doppelung) zieht sich durch alle Reimwörter hindurch, durch Nomina wie durch Verben: *mzeesao – čveensao – qeelsao – čeemsao – sxveebsao – keersao – qeelsao – seensao – cxeensao – šeencao – bzeesao – tkveensao – čeemsao – mzeesao – tkveesao – mdeesao*.

daielnis, daxkrisao, daxkris, daanatisuo;
daielnis, daxkrisao, me kve vera mnoxisao;
bekis zirši vekrididi, tomris žvela mekrisao³¹.

»Es blitzte, es schlug ein, es schlug ein, es leuchtete;

es blitzte, es schlug ein, mich konnte er nicht sehen;

ich schmiegte mich an den Fuß des Hügels, altes Sackleinen klebte an mir.«

In dem Gedicht dominieren Formen des chewsurischen Iterativs, von denen es die Form der 1. Person *vekrididi* nicht im Dialekt gibt (es müßte *vikridi* heißen). Dies ist wiederum der »poetischen Lizenz« zuzuschreiben.

Die letzteren Beispiele zählen genremäßig im wesentlichen zur humoristischen Poesie, und dieses Moment – die Spezifik des Genres – scheint bei der Betrachtung eines Gedichts unter künstlerisch-sprachlichem Aspekt bedeutungsvoll zu sein, vor allem bei der Untersuchung der Koine. Die Gliederung der Poesie nach thematischen, genrebezogenen Gruppen war schon im 13. Jahrhundert aktuell. Im Prolog zum »Vepxistqaosani« hob Rustveli unter anderem die Poesie intimen, ergötzlichen Charakters (*amxanagta satreveli*) hervor. Gerade in Volksgedichten dieser Thematik ist eine Zunahme von Dialekterscheinungen festzustellen, eine Art sprachliche Freiheit der Volkssprecher, eine Abschwächung der für die »hehre« Poesie charakteristischen Verantwortung. Die oben dargelegten Lizenzen und Dialektformen finden sich in eben diesen Gedichten. Somit unterscheidet der Sprecher sowohl in künstlerischer als auch in sprachlicher Hinsicht zwischen hehren, immerwährenden Themen (historische Ereignisse, Heldentum, Liebe, allgemeinmenschliche Leidenschaften und Gefühle...) und Alltagsthematik, die in ihrer Verbreitung eingeschränkt ist³². Auch das scheint ein bedeutendes Moment für die Ermittlung der Spezifik der Koine zu sein.

29. Es wurde ein handschriftlicher Text genutzt.

30. Šanize, A.: *Kartuli xalxuri poezia*, I, S. 142. Šanize hat dem Gedicht folgende Anmerkung beigefügt: »Wenn hier am Ende der Strophe je zwei Vokale stehen, so dient das zur Wiedergabe der Vokallänge. Ein lang ausgesprochener Vokal ersetzt im Gedicht die Stelle von zweien« (ebenda, S. 518).

31. Šanize, A.: *Kartuli xalxuri poezia*, I, S. 287.

Noch ein weiteres Moment ist bei der poetischen Koine zu berücksichtigen: Es ist festzustellen, daß sich die verschiedenen Gegenden Georgiens hinsichtlich der Entwicklung der Volkspoesie beträchtlich voneinander unterscheiden – mancherorts nimmt die Poesie die entscheidende Position in der geistigen Kultur des Volkes ein, an anderer Stelle ist das weniger der Fall, und dieser »Mangel« scheint durch andere Formen des Volksschaffens ausgeglichen zu werden. So ist eine Art Wechselbeziehung zwischen der Volkspoesie und der musikalischen Kultur zu erkennen: Wo die Poesie dominiert, hat die Musik Positionen aufgegeben und umgekehrt. Dies ist ein interessantes Problem besonders unter dem Blickwinkel des historischen Synkretismus des Volksschaffens (eine Folge des Schwindens des Synkretismus?); doch darin ist uns folgendes die Hauptsache: Ähnlich wie bei der thematischen Unterscheidung scheint die »Machtfülle« der poetischen Koine in einem Gebiet mit niederer poetischer Intensität abzunehmen, und die Sprachgrenzen der Poesie scheinen stärker zerrüttet.

Hier ergibt sich die Frage: Welchen Einfluß übte die musikalische Seite des Gedichts auf die Bewahrung seines sprachlichen Inhalts aus? Der Einfluß war sicher beachtlich, doch offenbar ist er nicht als entscheidendes Moment zu betrachten, denn faktisch bestätigt es sich, daß die Dialektismen kein wesentliches Hindernis für die Entfaltung des musikalischen Rahmens des Gedichts aufrichten können. Hier ist die Gesamtheit des Verses entscheidend und nicht einzelne sprachliche Erscheinungen.

So kann man resümieren: Die georgische Volkspoesie stellt in sprachlicher Hinsicht eine beeindruckende Illustration für die Existenz der gemeinsamen georgischen Sprache der Volkspoesie oder der poetischen Koine dar. Diese Form der Koine entwickelte sich einerseits unter den Bedingungen einer langen Tradition des Schrifttums und andererseits unter den Bedingungen einer großen poetischen Volkskultur und lenkte parallel zur Literatursprache eine der erlesensten Sphären der geistigen Kultur des Volkes. Es ließe sich noch über regionale »Unterarten« der poetischen Koine sprechen (z. B. der pchowischen), doch dieser Unterschied ist nicht wesentlich und scheint in historischer Perspektive noch geringer zu sein. Neben den modernen Daten ist sie gerade unter historischem Aspekt als gemeinsame georgische poetische Koine zu bezeichnen.

Wie gesagt, beinhaltet die poetische Koine den Hintergrund der Kultur des Schrifttums. Die Koine übte ihrerseits bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung verschiedener georgischer Schriftsteller aus (S.-S. Orbeliani, D. Guramišvili, A. Çereteli, R. Eristavi...). Besonders eng verwachsen mit der poetischen Koine war Važa-Pšavela. Wie er selbst äußerte, wählte er nach einem gewissen Schwanken endgültig diese »Tonart« des Gedichts und nutzte diesen vom Volk geschaffenen reichen Schatz faktisch unverändert. Diese Verknüpfung erklärt die inzwischen zu einem Dilemma gewordene Frage nach der Besonderheit der Sprache von Važa-Pšavelas Poesie und eröffnet auch für die Erforschung der poetischen Sprache neue Möglichkeiten³³.

32. Das Verhältnis zur Thematik scheint bisweilen zwischen den einzelnen Gegenden unterschiedlich zu sein. Beispielsweise fügt sich die Trauerpoesie (xmit nañirlebi) im Chewsurischen den Normen der Koine, während sich diese Sphäre in der tuschischen Poesie für Dialekterscheinungen als am zugänglichsten erwies.

33. Die eingehende Erörterung der Frage erfordert natürlich eine gesonderte Arbeit.

KUNST

.....

Giorgi Žavazišvili

Frühmittelalterliche Werke der Bildhauerei Niederkartlis aus Baškičeti

(Taf. 1-2)

Das Fragment einer Stele aus dem Dorf Baškičeti (Kreis Dmanisi) ist gegenwärtig im Staatlichen Kunstmuseum von Tbilisi ausgestellt. Seine Maße sind 60×23×16 cm. Es ist aus bläulichem Gestein von Bolnisi gehauen. Die flächigen und groben Ecksäulen treten auf der Frontseite als schmales Band in Erscheinung, an den Seiten verbreitern sie sich, und auf der Rückseite erreichen sie eine solche Breite, daß sie in der Mitte nur ein schmales vertikales Band zwischen sich übriglassen; sie werden durch breite, dreieckig eingekerbte, vertikale Rillen abgetrennt.

Diese wie eine Säule wirkende Stele mit ihren stark ausgeprägten Formen ist sehr fein bearbeitet. Auf der Vorderseite befinden sich blütenförmige Kreuzstandarten. Der untere Teil ist ebenso wie die gesamte Oberfläche stark verwittert, weshalb nur wenig zu erkennen ist. Im untersten Bildfeld trägt ein dünner Schaft zwei Kreuzmedaillons übereinander. Das untere der beiden gleicharmigen Kreuze sitzt in einer gewundenen Umrahmung, das obere dagegen in einem traditionellen Kreis mit Winkelband. In die Dreiecksflächen zwischen den Medaillons und dem Rahmen sind Lotosblüten eingefügt. Zu beiden Seiten des Standartenschafts wachsen stilisierte Blätter mit nach innen gebogenen Spitzen empor, an denen traubenartige Früchte hängen. Die breiten und kräftigen Umrißlinien füllen den Hintergrund dicht. Ihre Kanten sind abgeschrägt und die zwischen den Konturen liegenden Flächen reliefiert. Der obere Teil der Vorderseite wird durch eingefügte Rahmen in kleinere Abschnitte geteilt. In jedem Rahmen muß ein einzelnes Bildelement untergebracht gewesen sein. Leider ist kein einziges deutlich zu erkennen, doch haben wir hier Figurenkompositionen zu vermuten. Zwischen ihnen war eine weitere Standarte eingefügt.

Jedes Detail des Dekors und seine Anordnung, die Überladung der Stele mit verschiedenen Formen, die *horror vacui* und gleichzeitig die bis ins Kleinste gehende Bearbeitung des Steins sowie der behutsame Umgang mit dem Material werden zum wichtigsten Kennzeichen für das Schwinden der Plastizität.

Auf der rechten Seite der Stele wurde für den Dekor ein noch schmaleres Band übriggelassen. Das Gefühl der Enge wird einerseits durch die unnormale Dicke der Randsäulen gesteigert, andererseits durch den Charakter der drei verschiedenen, miteinander wenig verknüpften Ornamente. Auf dem unteren Teil findet sich das in dieser Zeit bekannte Palmettenmotiv. Dieses Ornament besteht hier aus neun Elementen und

bricht unvermittelt ab, da es im zehnten Absatz in einen neuen Abschnitt übergeht: Dieser besteht aus fünf übereinanderstehend angeordneten dreifachen Kreisen, die durch zwei sich überschneidende dünne, vertikale Zickzackbänder so miteinander verbunden werden, daß ein Geflecht aus Kreisen und Rhomben entsteht. Die beiden Zickzackbänder treffen sich in der Mitte der Kreise, die auf diese Weise in vier gleiche Sektoren geteilt werden. Jeder Sektor ist mit einem Fischgrätmuster verziert. Die gemeinsame Kreisform und das Gleichmaß der Elemente stellen ebenso wie die kleinen Lotosblüten in den Zwickeln des Übergangsbereichs eine Verbindung zwischen den beiden unteren Abschnitten des Ornaments her. Das obere dieser beiden Ornamente endet im fünften Absatz, oder besser: es wird einfacher; die beiden Zickzacklinien verschwinden, die Ringe werden miteinander verkettet. Von diesem obersten Abschnitt sind nur drei Elemente erhalten geblieben, denn der obere Teil der Säule ist abgebrochen. Es ist aber klar, daß nur ein sehr kleiner Teil fehlen kann, denn das Dübelloch für das ursprünglich auf der Säule angebrachte Kreuz ist noch jetzt recht tief. Der oberste Abschnitt mag also insgesamt aus vier Elementen bestanden haben. Wenn das so war, dann besaß dieses Ornament keinerlei besonderen Abschluß, es endete ebenso unvermittelt, wie der unterste Abschnitt in den zweiten übergeht, sein Anfang und sein Ende waren gleich.

Etwa gleichen Charakter weist auch der Dekor der linken Seite auf. Hier sind zwei Bilder miteinander verknüpft. Eine Variante des Weinrebenmotivs nimmt die zwei unteren Drittel ein – zwei Rebenzweige streben in gebrochenen Wellenlinien nebeneinander empor. Ihre Bewegung ist spiegelbildlich symmetrisch: Jeder folgt eine Zeitlang dem Rand, dann wenden sich die Zweige und streben aufeinander zu, als wollten sie sich berühren, und weichen wieder zurück; wenn sie den Rand erreichen, folgen sie ihm wieder eine Zeitlang parallel und wiederholen dann die beschriebene Bewegung. Erst jetzt überkreuzen sich die Zweige diagonal und setzen mit dem Übergang von dem einen Rand zum anderen ihre Bewegung fort. So besteht jedes Element des Ornaments aus zwei durch einen engen Hals miteinander verknüpften, sechsseitigen Abschnitten. Jeder Abschnitt wird von Trauben, Blättern und Ranken ausgefüllt, die von den Zweigen hängen. Durch den Wechsel dieser Elemente entstehen verschiedene Kombinationen: im unteren Abschnitt nebeneinander zwei Trauben und zwei Ranken, im zweiten sind diagonal nebeneinander eine hängende Traube und ein aufgerichtetes Blatt untergebracht, den dritten Abschnitt nimmt gänzlich eine vertikal aufstrebende elfblättrige stilisierte Palmette ein, die aus dem Schnittpunkt der Zweige herauswächst. Im letzten Abschnitt wiederholt sich das Motiv des zweiten Abschnitts spiegelbildlich. Nach oben hin neigen sich die Rebenzweige weich zueinander, kreuzen sich und bilden dann in halbkreisförmiger Wellenbewegung eine Reihe sich überschneidender Kreise. In die von diesem Teil des Ornaments übriggebliebenen zwei vollständigen Kreise und den nur teilweise erhaltenen darüber sind dreifache blattartige, kranzförmige Kreislinien eingefügt, deren Formen von einem Stein des Ikonostas der Kreuzkirche bekannt sind. Die Zwickel am Rand des unteren Ornamentabschnittes sind mit Fischgrätmustern verziert. Im oberen Abschnitt dagegen wechseln Fischgrätmuster mit Lotosblüten. Ähnlich wie auf der gegenüberliegenden Seite ist das Ornament auch hier eng zusammengerückt. Die freien Flächen wurden auf ein Minimum reduziert. Dadurch ist auch die Anordnung der einzelnen Elemente des Dekors bedingt: die diagonale für die Rebenzweige und die Blätter, die horizontale für die Lotosblüten. Die Elemente selbst sind äußerst stilisiert und unruhig:

die ungeordnet verteilten Beeren werden an der Außenseite der Traube durch ein oder zwei Reliefbänder der Kontur überschritten, während die Ranken der Rebe das Aussehen ganz konventioneller Spiralen haben.

Trotz des Könnens des Meisters von Baškičeti steht die Technik der Ausführung hier prinzipiell im Widerspruch zu der Besonderheit, die die Plastik des Steins kennzeichnet: Die Linien sind eckig und unruhig; dahin ist die für die Frühzeit charakteristische Kühnheit, Ruhe und Ausgewogenheit. Der Meister hat das Wissen um die geschickte Anwendung der in seinen Händen befindlichen technischen und künstlerischen Möglichkeiten verloren. Er beherrscht noch gut die Vielfalt der dekorativen Motive und Formen; er verfügt noch über eine große Auswahl, doch die Schwäche kommt gerade darin zum Ausdruck, daß er kein Gefühl mehr für die Ausgewogenheit besitzt und, um die Ausdruckskraft zu steigern, die Oberfläche des Steines mit kleinen, miteinander nicht verknüpften Ornamenten überlastet, was das Denkmal aufsplittert. Er versucht, zeitgenössische dekorative Prinzipien in den Dekor einzubringen, ununterbrochene stilisierte Ornamentstreifen, die sich in der georgischen Architektur vom Beginn des 7. Jh.s an allmählich entwickeln. Er vergißt nicht das in dieser Zeit verbreitete Motiv, das Geflecht, das dem mittelalterlichen georgischen Baudekor zugrunde lag. Daher wirken diese Motive in der monumentalen Plastik fremd. Die mit der Vertikalen unvereinbaren horizontalen Formen lassen sich wirklich nur schwer mit den gewöhnlich vorliegenden künstlerischen Vorstellungen in Einklang bringen und verleihen dem Werk ein merkwürdiges Aussehen.

Der Gegensatz zwischen dem Inhalt des Denkmals und den angewandten dekorativen Prinzipien ist sehr kraß. Daher kommt es, daß die hier verwendeten Grundmotive, obwohl sie von architektonischen und monumentalen Denkmälern der sogenannten klassischen Zeit (Kreuzkirche von Mxeta, Sioni-Kirche von Bolnisi, Uğangori u. a.) wohlbekannt sind, nicht mit diesen gleichgesetzt werden können. Eine bestimmte Gruppe von Denkmälern aber kommt der Stele von Baškičeti nicht nur hinsichtlich der dekorativen Elemente nahe (Çebelda, Gveldesi), sondern in ihrem prinzipiellen stilistisch-technischen Herangehen (Stele von Gomareti, Stele des Grigol Eვათოსი, Usaneti und andere). Unseres Erachtens lassen diese Denkmäler recht gut sowohl den allgemeinen Charakter als auch den Kreis und die Zeit erkennen, in der die Stele von Baškičeti entstanden ist: das 6.–8. Jh.

Aus dem Dorf Baškičeti stammt noch ein zweites Fragment einer Stele, das ebenfalls im Kunstmuseum ausgestellt ist. Seine Maße sind 60×23×16 cm (Taf. **). Der Rücken ist beschädigt, und die linke Seite ist abgeschlagen. Auf der erhalten gebliebenen Vorderseite streben durch schmale Leisten abgesetzte Randsäulen empor, zwischen denen in Flachrelief ein stilisiertes Pflanzenornament herausgearbeitet ist. Zwei parallel laufende Bänder sind miteinander verschlungen; aus der Schlinge wächst eine fächerartig geöffnete Blüte mit acht an den Kanten abgeschrägten Blütenblättern. Darunter befindet sich in einem ovalen Rahmen ein stilisiertes Rebenblatt. Die Kontur des Blattes ist tief eingekerbt, der Mittelteil wird durch leichte radiale Linien gegliedert. Mit Einkerbungen dieser Art sind auch die neben der Blume verbliebenen dreieckigen Flächen bedeckt. Die gleichen Motive finden sich auf der linken Fläche der anderen Stele von Baškičeti.

Der obere Teil der Vorderseite dieser Stele enthält die Figur eines frontal dargestellten Mannes. Seine ganze Gestalt ist schematisiert, doch neben der allgemeinen Stilisierung kennzeichnet sie eine normale Proportionierung. Der Mann trägt ein ge-

orgisches Gewand des 6.–8. Jh.s¹ mit rund geschnittenem Saum, langen Ärmeln und einem kurzen Umhang. In seiner erhobenen Rechten hält er eine große dreispitzige Blüte. Der Kopf sitzt auf einem kurzen, dicken Hals; die Gesichtszüge sind schwer zu erkennen, doch scheint es, als sei ein Bart vorhanden. Die Umriss- von Kopf und Hals sowie ihr Verhältnis zueinander nähern die Figur den Reliefs der Kreuzkirche an. Die Bewegung ist gewissermaßen gebunden und ungelent. Zwischen den vier gekrümmten Fingern und dem Daumen hält der Mann den kurzen Blütenstengel, der an Lotos erinnert und ungefähr dieselben Maße hat wie der Kopf des Mannes. In seiner Linieneinführung weist dieser Ähnlichkeit zu den in der sassanidischen Kunst verbreiteten Formen auf.

In der Ausführung des Reliefs sind zwei unterschiedliche Verfahren zu erkennen: Die allgemeinen Formen sind reliefhaft und im wesentlichen proportional. Dagegen sind die Details schematisch und graphisch angebracht, und manche Teile des Körpers stimmen überhaupt nicht mit den allgemeinen Maßen überein. Rechts von der Figur sind in dünnen Linien zwei Mrglowani-Buchstaben unter einem Kürzel herausgehauen: *ke*.

Seiner Ausführung und seinem Stil nach gehört dieses Denkmal ähnlich wie die oben beschriebene Stele in das Ende des 6. und den Beginn des 7. Jh.s.

1 Čubinašvili, N.: Chandisi (Tbilisi 1972).

Izol'da Čičinaze

Das Evangelium von Mokvi und die georgische Miniatur an der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert

(Taf. 3–6)

Gegen Ende des 13. Jh. s entwickelte die Miniatur gemeinsam mit der Monumentalmalerei neue Gestaltungsverfahren und eine neue künstlerische Sprache. Dieser Erneuerungsprozeß erfolgte in fast allen Ländern der byzantinischen Welt, allerdings in unterschiedlicher Form und nicht ganz gleichzeitig. In einigen Ländern begann er im 13. Jh., in anderen sind dagegen Wandlungen des Stils erst im 14. Jh. zu bemerken. In der Kunstschule von Konstantinopel erhielt der neue Stil mit seinen wesentlichen Kennzeichen und Konzeptionen in der Zeit um das Jahr 1300 offiziellen Charakter.¹

Ein ausgezeichnetes Beispiel für die Kunst dieser sogenannten Paläologen-Renaissance ist das im K.Keķelize-Handschrifteninstitut der Akademie der Wissenschaften der Republik Georgien aufbewahrte Evangelium von Mokvi (Q-902) aus dem Jahre 1300² mit seinen 162 Suetminiaturen, zehn Kamaras, vier Titelbildern und bis zu 530 künstlerisch geformten Großbuchstaben und Initialen. Der Abschreiber und Kalligraph war Eprem, Auftraggeber der Erzbischof Daniel von Mokvi.

Der Künstler von Mokvi zählt zu jenen Meistern, die in der sogenannten griechischen Art arbeiteten, d. h., er war ein georgischer Meister, der die griechische Schule in irgendeinem reichen Scriptorium durchlaufen hatte, wo zweifellos viele bedeutende Werke ältester Handschriften aufbewahrt wurden, in einem Scriptorium, das gleichzeitig aktiv an der Entwicklung der Prinzipien des neuen künstlerischen Stils und deren Verbreitung beteiligt war. Unter jenen Originalen, die der Meister von Mokvi als Prototyp verwendete, befanden sich sowohl Evangelien als auch Handschriften anderen

1. Mil'kovié-Pepék, P.: La formation d'un nouveau style monumental au XIII^e siècle, in: Actes du XII^e Congres International d'études byzantines Ochrides 1961, Bd. 3 (Beograd 1964); Mil'kovié-Pepék, P.: L'art byzantin du XIII^e siècle, in: Symposium de Sopocani 1965 (Beograd 1967) S. 189–196.
2. Kartul xelnačerta ačeriloba, Q-II (Tbilisi 1958) S. 312–315. Siehe Kondakov N., Bakradze D.: Opis' pamjatnikov drevnosti v nekotorych chramach i monastyrych Gruzii (Sankt Peterburg 1890) S. 76–79; Tolstoj I., Kondakov N.: Russkie drevnosti v pamjatnikach iskusstva IV (Sankt Peterburg 1891) S. 110–111; Žordania, T.: Kronikebi da sxva masala sakartvelos istoriisa da mčerlobisa II (Tbilisi 1897) S. 172–174; Taqaišvili, E.: Arkeologiuri mogzauroba samegreloši, in: Žveli sakartvelo III (Tbilisi 1913–1914); Šmerling, R.: Obrazcy dekorativnogo ubranstva gruzinskich rukopisej (Tbilisi 1940) S. 60–63, Zeichnung 7, 8, 9, Taf.23; Amiranašvili, Š.: Kartuli xelovnebis istoria (Tbilisi 1971) S. 282–283, Taf. 107, 108; Amiranašvili, Š.: Gruzinskaja miniatjura (Moskva 1966) S. 25; Mačavariani, E.: Sami kartuli otxtavis dasuratebis principebi (XII-XIV ss.), Sabčota xelovneba 12 (1985) S. 85–98; Lazarev, V.: Istorija vizantijskoj živopisi (Moskva 1986) S.145, Bsp. 231 (171), Taf. 361; Lazarev, V.: Storia della pittura byzantina (Torino 1967) S.312, 346 n, 402; Lazarev, V.: Novyj pamjatnik Konstantinopol'skoj miniatjury XIII veka, in: Vizantijskaja živopis' (Moskva 1971) S.256–274.

Charakters, Muster der Kalligraphie und sogar Werke der Wandmalerei, wovon sowohl die unterschiedlichen Maße der Illustrationen als auch das gleichzeitige Vorhandensein archaischer und fortschrittlicher ikonographischer Redaktionen zeugen.

Die Untersuchung der Miniaturen der Handschrift ergab, daß in allen Fällen in der byzantinischen Kunst verwurzelte ikonographische Schemata verwendet wurden. Abweichungen in Details, für die in der Gesamtheit der Merkmale nie direkte Parallelen zu finden sind, sind eine Folge der Prototypenauswahl.

In erster Linie ist in der Ikonographie und im Stil der Miniaturen von Mokvi der unmittelbare Einfluß der Handschriften aus der Epoche der Makedonen und Komnenen zu spüren, ganz gleich, ob es sich um das Auftauchen mancher uralter Sujetkomposition handelt, wie beispielsweise die Einfügung des Sujets des »Beschneidens« (Blatt 168 v) in das System der Evangelienillustrierung, oder um Figuren mit breiten, jochbeinbetonten Gesichtsproportionen, um betonte räumliche Spärlichkeit, große goldene Flächen, den schlichten Charakter architektonischer Elemente oder anderes (z. B. Paris gr. 115, 10.–11. Jh.³, Cod. 587 aus dem Dionysiates-Kloster des Athos vom Jahre 1059⁴ u. a.).

Trotz dieses Einflusses früher Prototypen nehmen die Miniaturen von Mokvi deutlich jene fortschrittlichen Tendenzen auf, die in Ikonographie und Stil am Ende des 13. Jh.s zu verzeichnen sind und die mit den künstlerischen Traditionen der byzantinischen Hauptstadt verbunden werden können.

Die Miniaturen des Evangeliums von Mokvi weisen eine stilistische Nähe zu solchen Arbeiten der byzantinischen Kunst vom Ende des 13. und Anfang des 14. Jh.s auf, wie dem Cod. Iviron 5, dem Vatop Cod. 602/515 vom Athos, Burney 20, greč. 101 von Leningrad, dem Buch Hiob aus der Jerusalemer Patriarchalbibliothek (Αγιον Τάσων 5), dem Psalter des Jahres 1300 aus der New Yorker Nationalbibliothek, dem Bild der 40 Märtyrer aus DO, dem Evangelium aus der Bibliothek des Oxforder Bodley-Museums (Barocci 29), dem Cod. 65 des Dionysiates vom Athos, dem sechzehnszenigen Mosaikbild vom Berg Sinai, dem Diptychon von Čilandar und anderen. Alle diese Handschriften bzw. Ikonen repräsentieren *die gleiche* Entwicklungsstufe, obgleich sie verschiedenen nationalen Schulen und Werkstätten angehören. Durch progressive Stilmerkmale zeichnet sich auch die Illustrierung des Innenteils einer armenischen Handschrift vom Ende des 13. Jh.s aus (Nr. 979, Nr. 197, Nr. 9422, Nr. 7651 – sämtlich im Matenadaran aufbewahrt), deren Besonderheiten im kompositionellen Aufbau der Miniaturen, deren Mittel zur maltechnischen Bearbeitung der Form und deren emotionale Aufladung der Szenen dem Stil der Miniaturen von Mokvi nahestehen.

Die stilistischen Neuerungen der Paläologen-Zeit wurden von Eprem, dem Meister von Mokvi, der in den besten Traditionen der byzantinischen und georgischen Kunst erzogen worden war, schöpferisch umgesetzt. Seinen Wurzeln nach kam er von den hervorragenden Werken der georgischen Malerei des 12.–13. Jh.s her (Evangelien von Gelati und Žruči II u. a.), die in ihren stilistischen Merkmalen viele Neuerungen der Kunst der Paläologenzeit vorwegnehmen.

3. Paschou, C.: Les peintures dans un tétraévangile de la Bibliothèque National de Paris: Le grec 115 (X^e Siècle), Cahiers archeologiques 22, 1972.
4. Weitzmann, K.: An imperial Lectionary in the Monastery of Dionisiu on Mont Athos, Its origin and its Wandering, Revue des études Sud-Est Europeen 7 (1969); Pelekanidis S. M. u. a.: The Treasures of mount Athos 2 (Athens 1975).

Am vollkommensten trat der neue Geschmack im Charakter des Raumaufbaus und in der Art, wie die Figuren und Gesichter gestaltet wurden, in Erscheinung. Der Meister von Mokvi ist bestrebt, eine einheitliche räumliche Umgebung für verschiedenartige Gruppen zu geben, und Hintergrund und Figuren, in deren Ausrichtung die Illusion räumlicher Tiefe entsteht, miteinander zu verbinden. Zwar wählt der Künstler einfache architektonische Elemente und ordnet sie frontal an, aber mit der Art ihrer Bearbeitung und mit der Stellung der Figuren erzielt er eine gewisse Raumwirkung. Die emotionelle Stimmung der Szenen ist erhaben, das Kolorit hell und kalt. Die Kleidung ist in breiten Monasmen frei gezeichnet: Auffällig ist die Zunahme der rein malarischen Elemente.

Die mittelalterliche georgische Kunst stand in vielfältiger Beziehung zur byzantinischen Kunst, aber das schloß nicht das Bestehen lokaler, nationaler Traditionen aus und gab auch in bestimmten Grenzen Möglichkeiten zur individuellen Einflußnahme des Künstlers. Trotz der stilistischen Besonderheiten, die den künstlerisch-dekorativen Schmuck der Handschrift von Mokvi den besten Werken der damaligen byzantinischen Kunst annähern, und zwar den Arbeiten des Konstantinopler Kreises, steht die georgische Herkunft des Meisters außer Zweifel, denn er läßt gleichzeitig typische Merkmale nationalen künstlerischen Denkens, seine Haltung zur nationalen künstlerischen Kultur und deren Traditionen erkennen, verarbeitet die über Jahrhunderte erworbene künstlerische Erfahrung und schafft auf ihrer Grundlage ein neues Kunstwerk, das einen ausgeprägt nationalen Charakter besitzt.

Vor allem ist es als Besonderheit der Gestaltung dieser festlichen Handschrift zu betrachten, daß der Text und die ihn illustrierende Miniatur in einer klaren Beziehung zueinander stehen, daß jede einzelne umrahmte Szene an der entsprechenden Textstelle eingefügt ist. Der Meister fügt in der visuellen Form der Miniatur dem Text weder etwas hinzu noch verkürzt er ihn. Eine so auffallende Architektur und Klarheit stellen ein kennzeichnendes Element des Verhältnisses von Text und Miniatur bei der Gestaltung des georgischen handgeschriebenen Buches dar. Die georgische Handschrift des Mittelalters kannte die Anlage von Sujets in Band- oder Friesgestalt auf der Seite nicht, und in der gesamten Gestaltungsgeschichte des georgischen handgeschriebenen Buches, selbst bei der Illustrierung des Psalters, fügten die georgischen Meister keine Sujetminiaturen auf Flächen ein, wie dies aus so kostbar verzierten Handschriften wie denen von Chludowo, London, Kiew und anderen bekannt ist. Sie verwendeten auch nicht das Verfahren, gleichzeitig neben gerahmten Miniaturen auf dem Rand Miniaturen ohne Rahmung anzubringen, wie das bei Paris gr. 115 (10.–11. Jh.) oder Cod. 587 (11. Jh.) aus dem Dionysias-Kloster vom Athos der Fall ist.

Sein Herangehen ermöglichte es dem Meister von Mokvi, das allgemeine Programm der Bebilderung zu erweitern, entsprechende zusätzliche Textszenen einzubringen, die illustrierten Seiten individuell auszuwählen (im Matthäus-Evangelium 97, bei Markus 6, bei Lukas 27 und bei Johannes 23) und durch die Umrahmung dieser Szenen dem gesamten Gestaltungssystem größere Feierlichkeit und Klarheit zu verleihen.

Als charakteristischstes dekoratives Element nationaler Art gilt im georgischen handgeschriebenen Buch das Initial⁵. Die Ausbildung der vielfältigen Initialen verdeutlicht die nationalen Grundlagen für die Gestaltung der Handschrift von Mokvi: Ihre Formen

5. Šmerling, R.: Chudožestvennoe oformlenie gruzinskoj rukopisnoj knigi IX-XI vv. (Tbilisi 1967) S. 124, 183.

sind den georgischen Buchstaben gut angepaßt, so daß deren einfaches Struktursystem erhalten blieb und zur Verzierung der vertikalen Achsen und Bögen sowohl klare Formen geometrischer als auch pflanzlicher oder zoomorpher Art verwendet werden. Der Meister gründet sie auf das Prinzip der freien Verteilung, Dynamik und Rhythmus sind spürbar, was durch die asymmetrische Formgebung der georgischen Buchstaben gefördert wird. Der Wechsel gegensätzlicher Farbtönungen in den figürlichen Initialen verstärkt die dynamische Ausdruckskraft der Formen. Besonders fühlbar ist das bei jenen figürlichen Initialen, bei denen Vogeldarstellungen mit pflanzlichen Ornamentmotiven verbunden wurden. Die Gestalt des Buchstabens geht in der Ornamentierung nie verloren.

Nationalen künstlerischen Traditionen ist die Plazierung der Komposition der »Fürbitte« auf dem Titelblatt (Blatt 8) verpflichtet. Dieses Blatt befindet sich gegenwärtig nicht in der Handschrift. Die Prunkblätter der Handschriften von Gelati⁶ und ჳრუჳი II⁷ (12 Jh.) enthalten ebenfalls diese Komposition; darin zeichnet sich eine fest verankerte Tradition des 12.–13. Jh. s ab, auf dem Frontispiz einer georgischen illustrierten Handschrift die Komposition der »Fürbitte« zu plazieren. Zudem ist diese Tradition eng mit dem System der georgischen Wandmalerei verknüpft, wobei die Konche der Ostseite die »Fürbitte« trug.

Ein bedeutendes Element ist am Ende des Evangeliums die ganzseitige Darstellung der Muttergottes mit dem Kind sowie des Stifters, des knieenden Erzbischofs von Mokvi, als Beter (Blatt 328 r).⁸ Die Pose des Daniel von Mokvi war in gewisser Weise durch die Funktion der Miniatur vorgegeben: Der Auftraggeber widmet die schon vollendete Handschrift, er fleht die Muttergottes an. Gleichzeitig hebt der Künstler die Bedeutung dieses Sujets im Gestaltungsprogramm der Handschrift dadurch hervor, daß er seine Arbeit gerade mit dieser Miniatur abschließt und sie gesondert auf eine einzelne Seite stellt. Nach georgischer Tradition wurde in den Kirchen die gesamte Malerei entsprechend dem Prinzip ihres ideellen und hierarchischen Aufbaus von den Darstellungen der Stifter vor Christus, der Muttergottes oder dem Heiligen, auf dessen Namen die Kirche erbaut worden war, abgeschlossen. Auch diese Miniatur ist als Schlußakkord aufzufassen, der das gesamte Schmuckprogramm des Codex abschließt. Die Anfangsminiatur »Fürbitte« und der Schluß »Muttergottes mit dem Kind« in der Pose der Vevea Elpis sowie der flehende Stifter verallgemeinern den Inhalt des Buches und bringen theologisch zwei Grundgedanken zum Ausdruck – den des jüngsten Gerichts und den der göttlichen Erlösung, des Vergebens und Verzeihens.

In der durchdachten Auswahl der festlichen Miniaturen des Codex von Mokvi, der »Fürbitte«, der »Genealogie Christi« (Blatt 14 r), des Evangelisten Lukas und der Muttergottes (Blatt 161 v), »Mariä Himmelfahrt« (Blatt 327 v), der Muttergottes und des Stifters, d.h. in solchen Kompositionen und Schemata, in denen die symbolische Gestalt der Muttergottes vertreten ist, äußert sich eine starke ideelle Aufladung. Als Vermittlerin, als Beschützerin, als Führerin zur Erlösung, als wahre Hoffnung zieht sich ihre Symbolgestalt wie ein Leitmotiv durch die Blätter der Handschrift, was dadurch zu erklären ist, daß das Buch speziell für das Kloster Mokvi geschaffen wurde, dessen

6. Amiranašvili, Š.: Gruzinskaja miniatjura, Taf. 37.

7. Ebenda, Taf. 43.

8. Šmerling, R.: Obraczy, Abb. 7.

Hauptkirche im 10. Jh. der Muttergottes geweiht wurde. Der Erzbischof Daniel von Mokvi, der an der Gestaltung des künstlerischen Schmuckprogramms des Buches beteiligt war, hat offenbar diesen Bezug auf die Widmung der Kirche veranlaßt.⁹ Zugleich muß Ende des 13. Jh.s, als sich das georgische Staatswesen in einer komplizierten Situation befand, die Akzentuierung der Idee der Erlösung und des immerwährenden Schutzes im Gestaltungsprogramm des Codex durch die Geisteshaltung der nationalen Einheit verstärkt veranlaßt worden sein. Die besondere Betonung der Gestalt der Muttergottes in diesen Miniaturen zeugt davon, daß sie der Ehrung einer den Georgiern bedeutungsvollen Heiligen gewidmet sind, sie dienen zur Bekräftigung des Gedankens vom besonderen Schutz der Muttergottes für Georgien. Das Programm des Codex von Mokvi, das auf der Grundlage einer einheitlichen gedanklichen Vorlage entstand und in dem unterschiedliche ikonographische Redaktionen zur Umsetzung der Idee des Schutzes angewandt wurden, besaß große nationale Bedeutung.

Als Äußerung der Individualität des Künstlers ist auch der im Evangelientext eingebettete, in erweiterter Form gebotene Zyklus von Wunderheilungen zu werten. In diesen Szenen (32 Miniaturen) sucht der Meister im wesentlichen ein schon erfolgtes Wunder darzustellen, das Ergebnis der Wirkung von Christi göttlicher Kraft. Bei einer so überlegten Auswahl der Bilder verleiht die Akzentuierung des Themas der Heilungen der Illustration des Codex eine besondere Klangfarbe und Individualität. Jede einzelne Heilungsszene wird als wahres Wunder wahrgenommen, das die Welt wandelt und die Gefühle der Zeugen erschüttert. Die Jünger, die alle von Christus vollbrachten Wunder erleben, sind keine einfachen Statisten dieser Szenen, sondern bilden mit ihren Gruppierungen, ihrer Aufstellung, dem Ausdruck ihrer Emotionen, der Gestikulation und Mimik eine Gruppe aktiver Teilnehmer.

Das Interesse am Thema der Heilungen im künstlerischen Gestaltungssystem des georgischen handgeschriebenen Buches ist bereits in der Illustrierung des I. Evangeliums von Žruči aus dem Jahre 940¹⁰ ersichtlich. In dem Codex sind den Darstellungen dreier Evangelisten folgende Heilungsszenen beigefügt: dem Markus »die Heilung des Blinden« (Blatt 93 r), dem Lukas »die Heilung des Besessenen« (Blatt 143 r) und dem Johannes »die Heilung des Siechen« (Blatt 228 r)¹¹. Die Auswahl der Themen war für das Evangelium des 10. Jh.s keine gewöhnliche Erscheinung, und in der Malerei dieser Zeit wurde den Wundern keine spezielle Bevorzugung eingeräumt. Nach Meinung von R. Šmerling könnte es dafür die Erklärung geben, daß der Codex Žruči I ein Muster rekonstruiert, das einer früheren Periode angehört, für die der innere Gehalt der Heilungsaktion eine bestimmte Rolle in der Symbolik der frühchristlichen Kunst spielte, und daß diese in dem Werk des 10. Jh.s ihre lebendige Bedeutung noch nicht verloren hatte.¹² Diese Miniaturen des Codex zu den Heilungsthemen werden nicht als Illustrationen einer konkreten historischen Begebenheit aufgefaßt, sondern drücken

9. Čičinadze, I.: *Paleologovskoe iskusstvo i Gruzinskaja živopis' (konec XIII-I pol. XIX vv.)*, *Vizantinovedčeskie etjudy* (Tbilisi 1991) S. 133.
10. Handschrifteninstitut der Akademie der Wissenschaften Georgiens, H-1660, abgeschrieben im Jahre 936 im Kloster Šatberdi. Auftraggeber war Grigol Mirdatis Že, die Kalligraphen waren Gabriel und seine beiden Helfer Gabriel und Giorgi. Im Jahre 940 verzierte der »Kamara-Schreiber« Tevdore die Handschrift mit Kamaras und Miniaturen.
11. Amiranašvili, Š.: *Gruzinskaja miniatjura*, Tafel 7, 8, 9, 10, 11, 12; Šmerling, R.: *Chudožestvennoe oformlenie gruzinskoj rukopisnoj knigi IX-XI stoletij* (Tbilisi 1979) Taf. 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22.
12. Šmerling, R.: *Chudožestvennoe oformlenie II*, S. 44.

die Konzeption des Evangeliums, seinen Hauptgedanken, aus – den Akt der Heilung als Verkünder der Läuterung und des Betretens des Weges, der zum wahren Glauben führt.

Der Vorzug, den der Meister von Mokvi im Verhältnis zu den Predigten und Gleichnissen den Heilungsszenen gibt, ist nicht nur mit dem persönlichen Geschmack des Künstlers zu erklären, der Episoden zur Bebilderung auswählt, die ihm vom künstlerischen Gesichtspunkt stärker entgegenkommen, sondern mit der symbolischen Bedeutung dieser Wunder als Akt der Allgewalt des Heilands und der Erlösung und Einpflanzung des Guten im künftigen Leben.

Gänzlich originell ist das Kolorit der Miniaturen des Codex von Mokvi. Dabei handelt es sich offenbar um die individuelle Handschrift des Künstlers. Keine einzige griechische oder georgische Handschrift von der Wende des 13. zum 14. Jh. betet eine in ihrem Reichtum so seltene Harmonie des Goldtones mit hellen Farben – Violett, Lilienfarben, Meeresfarben-hellblau, Grau, Hellgrün, Rosa, Perlfarben, Weiß. –, wie das bei den Miniaturen des Codex von Mokvi der Fall ist. Die Mehrzahl der Farbelemente zeichnet sich nicht durch besondere Leuchtkraft aus, denn eine charakteristische Eigenart bei der farblichen Gestaltung der Handschrift besteht im Übergewicht kalter Töne, was die Folge reicher Verwendung von Weiß bei der Bearbeitung der Farbmischung ist. Die reiche Koloritpalette mit ihren feinen Nuancen und harmonischen Abstimmungen entbehrt der Überladung und Buntheit, doch ist eine gewisse Trockenheit zu verzeichnen, eine Derbheit der Farbe, und es mangelt einigen Farben an Schönheit. Dieses helle Kolorit, das etwas zu stark mit Weiß versetzt ist, die trüben Tönung verleihen den Miniaturen eine besondere Eigenart.

Die emotionale Stimmung der Miniaturen von Mokvi, das Interesse an noch realerer Darstellung der inneren seelischen Welt des Menschen waren durch die Tendenzen in der Kunst der Paläologen bedingt, doch die emotionale Auffassung der Gestalten und Sujets überhaupt war neu für einen georgischen Meister im gesamten Mittelalter. Für die Denkmäler der georgischen Kunst, vor allem für diejenigen Werke, die am stärksten lokale künstlerische Traditionen erkennen lassen, war die gesteigerte Emotion ein wichtiges Kennzeichen.¹³ Erfuhren sie in verschiedenen Entwicklungsstadien bestimmte Veränderungen, so traten auch in der Paläologen-Zeit einige neue Eigenschaften auf – es verstärkte sich die dramatische Klangfarbe von Szene und Gestalt. Mit unterschiedlicher Kraft tritt dies schon vom 10. Jh. an in solchen Denkmälern auf wie der Treiarbeit des Kreuzes von Işxani aus dem Jahre 973¹⁴ oder der Ikone von Laqlağizeebi aus den zwanziger Jahren des 11. Jh.s¹⁵. Das Thema des menschlichen Empfindens floß mit besonderer Stärke in die georgische Malerei des 12.–13. Jh.s ein: in die Bilder des königlichen Malers Tevdore in Oberswanetien¹⁶, die Fresken von Varzia¹⁷, Timotesubani¹⁸ und den Altarraum von Bertubani.¹⁹ Mit besonderer

13 Vol'skaja, A.: *Rospisi srednevekovykh trapeznych Gruzii* (Tbilisi 1974) S. 148.

14 Čubinašvili, G.: 937 člis žvari işxnidan, *Sakartvelos muzeumis moambe* 6 (1931) S 297–314.

15 Saqvareliže T., Alibegašvili G.: *Kartuli čeduri da perceruli xaṭebi* (Tbilisi 1980) Tf. 15–23.

16 Aladašvili N., Alibegašvili G., Vol'skaja A.: *Rospisi chudožnika Tevdore v vernej Svanetii* (Tbilisi 1966).

17 Tschitschinadse, I.: *Die Malerei von Wardsia*, *Georgica* 12 (Jena-Tbilisi 1989) S. 7–79.

18 Privalova, E.: *Rospis' Timotesubani* (Tbilisi 1980).

19 Vol'skaja, A.: *Rospisi srednevekovykh trapeznych Gruzii* (Tbilisi 1974).

Kraft erscheinen Emotionalität und Plastizität der Form in den Miniaturen des Evangeliums *Žruči II*.²⁰

Im Rahmen der ikonographischen Gesetze gelang es dem Meister von Mokvi, eine neuartige plastisch-emotionale Umsetzung alter Themen zu finden: die »Verkündigung« (Blatt 169 v), die »Beweinung« (Blatt 100 v), »Mariä Himmelfahrt« (Blatt 327 v), in vielen Szenen die traurige Stimmung im Gesicht der Muttergottes, wodurch der künstlerisch-ästhetische Einfluß der Miniaturen auf den Betrachter wächst. In der Szene der »Verkündigung« mit dem rotbetuchten Altar im Zentrum ist in der Silhouette der gleichermaßen gebeugten Figuren des greisen Simeon und der Maria der Moment der Verehrung gegenüber Christus als Opfer hervorgehoben. Gleichzeitig wird die Aufmerksamkeit auf den emotionalen Zustand Marias und des Kindes gelenkt. Im Ausdruck lebensnah wiedergegeben ist die ängstliche Rückwärtsbewegung des Kindes, das mit seitwärts gestreckten Händen an die Brust der Mutter geschmiegt ist. Angst spiegelt sich in seinen weit aufgerissenen Augen. Marias Gesicht setzt in Erstaunen durch seine Unmittelbarkeit, sie scheint den Kopf des Kindes erregt und mit erschrockenem, schwermütigen Ausdruck sanft mit dem Kinn zu lieblosen und es mit dem Zipfel des Mafortions zu schützen. Diese natürliche Geste der Mutter trägt Intimität und menschliche Wärme in die Szene hinein.

Somit treten in der künstlerisch-dekorativen Gestaltung der Handschrift deutlich der lokale Charakter, die nationalen Traditionen der georgischen Kunst in Erscheinung, und zwar sowohl im gesamten System der Illuminierung, in der Akzentuierung des Zyklus der Heilungen wie in der neuartigen Auffassung der emotionalen Grundlagen. Die kunsthistorische Bedeutung der Gestaltung des Codex von Mokvi nicht nur für die Entwicklungsgeschichte des illuminierten handgeschriebenen Buches im georgischen, sondern im byzantinischen Raum besteht in dem ausgeprägten Charakter nationaler künstlerischer Merkmale, die die Gestaltung dieser Handschrift erkennen läßt, und gleichzeitig in der Aufnahme und Einbürgerung jener stilistischer Neuheiten in die Gestaltung der georgischen Handschriften, die mit den Neuerungen der frühen paläologischen Kunst verknüpft sind.

20. Handschrifteninstitut der Akademie der Wissenschaften Georgiens, H-1667; Šmerling, R.: Obrazcy, Taf. 10-12; Amiranašvili, Š.: Gruzinskaja miniatjura, Taf. 40-51.

Ekaferine Gačečilaže

Das Werk des Bildhauers Guram Papinašvili

(Taf. 7–8)

Der Grundstein zur Entwicklung der professionellen Rundplastik in Georgien wurde zu Beginn des 20. Jh.s gelegt. Ihre Entstehung ist mit dem Namen von Iakob Niķolaze verknüpft. Er und Niķoloz Kandelaki (der später als Niķolaze in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre mit seinem Schaffen begann) bestimmten die weiteren Entwicklungswege der georgischen Skulptur. Ihre schöpferische Tätigkeit entfaltete sich vor allem im Porträtgenre.

I. Niķolazes lyrische Atelierporträts, die sich durch die feine, malerische Art ihrer Modellierung auszeichnen, förderten die Entwicklung des psychologischen Porträts. Im Gegensatz zu den Arbeiten von Niķolaze kennzeichnen Kandelakis dynamische Skulpturkompositionen vor allem die Heroik der Gesichter und eine betont vorgebrachte Konstruktivität der Formen, Materialität und Eleganz.

Diese beiden gegensätzlichen Tendenzen entwickelten die georgischen Bildhauer in unterschiedlichen Variationen bis in die fünfziger Jahre weiter (ein Teil der Künstler blieb ihnen auch in den Folgejahren treu).

Seit den fünfziger Jahren war in der sowjetischen Kunst deutlich ein mit einem vertieften Verständnis der Prinzipien des Realismus verknüpfter Umbruch zu verzeichnen, der zu einer Vertiefung und Vervielfältigung der Aufgaben in allen Gebieten der Kunst führte.

Gleichzeitig bedingten die starke Entfaltung des Städtebaus in der Nachkriegszeit, das Wachstum der Bedeutung des architektonischen Ensembles und der Skulptur in diesem Ensemble bedeutsame Umwälzungen in der monumentalen und in der monumental-dekorativen Plastik, was in gewisser Weise die Suche nach neuen Formen auch in der Atelierbildhauerei beschleunigte und deren Entwicklung in den fünfziger Jahren mitprägte.

Seit der Mitte der fünfziger Jahre ist in der Atelierbildhauerei des Porträtgenres die Abstraktion der künstlerischen Gestalt, das Streben zur Typisierung spürbar, ein wachsendes Interesse an den Ausdrucksmöglichkeiten der Form und des effektiven Einsatzes der ästhetischen Eigenschaften des Materials.

Einen Teil der Bildhauer reizen weniger die Betonung einzelner Eigenschaften des Modells und die Wiedergabe romantischer Erregung. Sie interessieren sich mehr dafür, die harmonische Einheit der sittlichen und intellektuellen Eigenschaften der Menschen, die bleibende synthetische Form des Charakters zu zeigen. Eine solche Aufgabe erfordert eine entsprechende künstlerische Sprache. Es schwinden die Dynamik der kompositionellen Lösungen und die Expressivität der Silhouette. Der Charakter des Menschen öffnet sich in einem dauerhaft emotionalen Zustand in episch klaren,



Stele von Baškičeti. a: linke Seite. - b: Vorderseite. - c: rechte Seite



Zweite Stele von Baškičeti



Muttergottes mit dem Kind und der Stifter (Evangelium von Mokvi, Blatt 328r)



Der Evangelist Lukas und die Muttergottes (Evangelium von Mokvi, Blatt 161v)



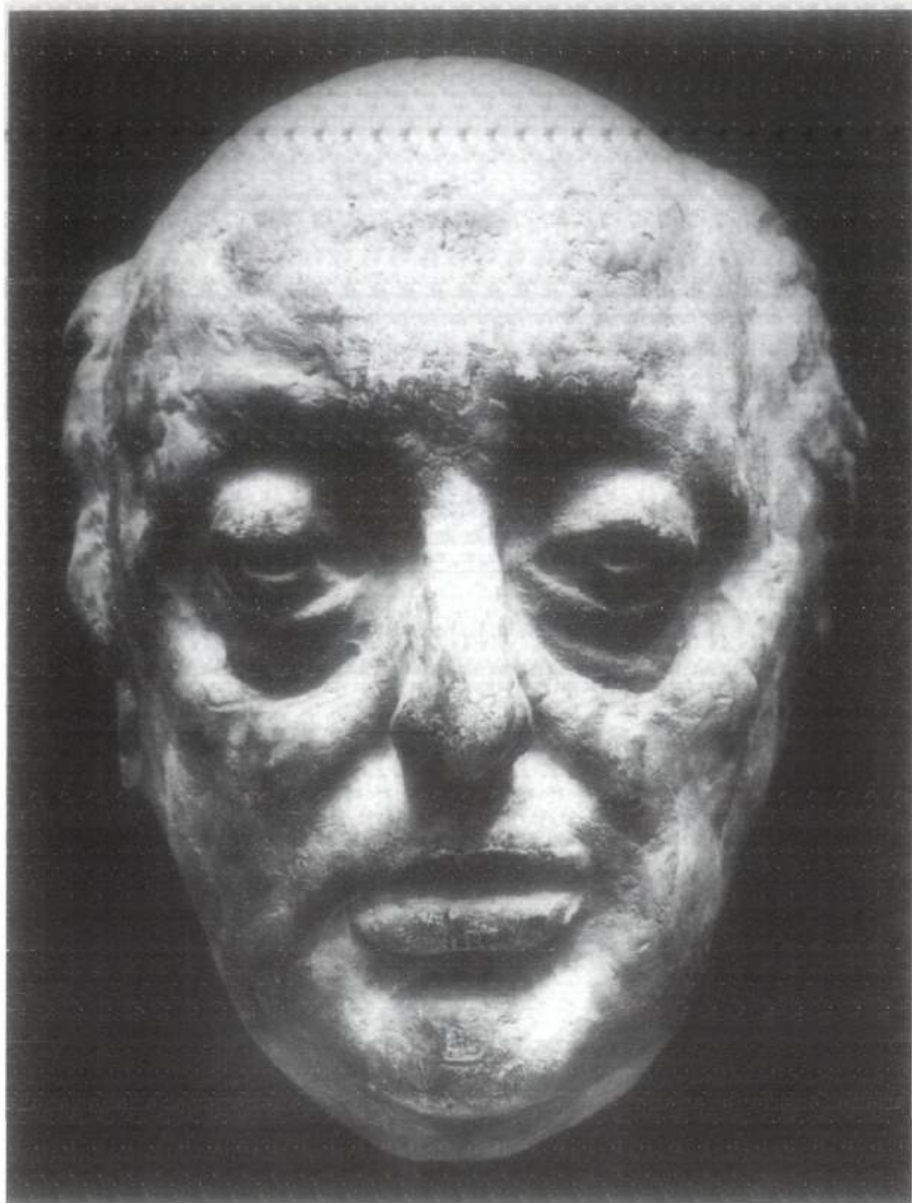
a: Tochter des Jairus (Evangelium von Mokvi, Blatt 35r)



b: Heilung des stummen Besessenen (Evangelium von Mokvi, Blatt 35v)



Die Verkündigung (Evangelium von Mokvi, Blatt 169v)



Guram Papinašvili: Porträt des Schauspielers Guram Gegeçkori



a: Guram Papinašvili: Porträt des Schriftstellers Givi Mayularia



b: Guram Papinašvili: Porträt eines Ringkämpfers

schlichten, monumentalen Formen. In das Zentrum der Aufmerksamkeit tritt das Bemühen um konstruktive Logik, um ein die Volumina maximal verdeutlichendes und der Gesamtheit entsprechendes Aufeinander-Abstimmen, um das Verhältnis der Skulptur zur Umwelt.

Die folgende Generation von Bildhauern gestaltete die Ausdrucksmittel noch mannigfaltiger. Ihre Interessen waren verhältnismäßig eng mit spezifischen Atelieraufgaben verknüpft. In besonderer Weise vertiefte sich das Interesse am psychologischen Porträt. Die Künstler der sechziger Jahre bereicherten die Porträtbildhauerei mit neuen psychologischen Motiven, die das gesellschaftliche Leben hervorgebracht hatte, womit sie die Merkmale der neuen Etappe noch stärker ausprägten.

Ein namhafter Vertreter der sechziger Jahre ist Guram Papinašvili. Er ist nur im Porträtgenre tätig und modelliert im wesentlichen Zeitgenossen, unter ihnen Menschen, die auf verschiedenen Gebieten der Kultur und der Volkswirtschaft wirken.

Das überaus produktive Schaffen des Bildhauers zeichnet sich durch innere Geschlossenheit aus. Obwohl Papinašvilis Meisterschaft im Lauf der Jahre bedeutend wuchs, haben seine künstlerischen Aufgaben keine wesentlichen Wandlungen erfahren.

G. Papinašvili ist ein Verfechter der realistischen Methode. Seine Porträts beeindrucken nicht nur wegen der großen Ähnlichkeit mit dem Modell, sondern auch deshalb, weil in ihnen Merkmale der Besonderheit und Erlesenheit der Seele, des Charakters, des Temperaments und des Intellekts angelegt sind. Die äußerliche Ähnlichkeit in den von ihm modellierten Porträts sinkt niemals auf das Niveau des Fotografischen und stützt sich immer auf das Prinzip, den Charakter, das Typische, herauszuarbeiten.

Wie der Bildhauer bemerkt, unterwirft er das Modell seinem Willen, seiner Sehweise in der Art, daß dessen persönliche Rechte und dessen Eigenart nicht beeinträchtigt werden und es auch im Skulpturporträt der gleiche Charakter bleibt, wie es der Welt erscheint.

Den Autor interessieren sowohl der Charakter der Persönlichkeit als auch deren Erlebniswelt und Lebensweg, daher modelliert er häufiger Menschen mittleren oder hohen Alters. In den Gesichtern bejahrter Menschen prägen sich ja die Charaktere und die Spuren des Verhältnisses zur Umwelt besser aus.

Die Porträtkompositionen Papinašvilis sind schlicht und lakonisch, nur in Nuancen unterschiedlich, fast überall werden nur Kopf und Hals wiedergegeben. Die unterschiedlichen Beziehungen dieser Grundmassen dienen der Offenbarung des Charakters. Zwar ist der Akzent überall auf das Gesicht gelegt, doch auch die Verkürzung bzw. Verlängerung der Halsmasse spielt eine Rolle bei der Entstehung der künstlerischen Form. Beispielsweise unterstützt die halslose Darstellung des Porträts von Guram Gegečtori die maskenartige Umsetzung des Gesichts dieses Schauspielers.

Die Frontalität der Komposition hebt die Strenge und Starre des Charakters in dem Porträt von Tiron Gamsaxurdia hervor.

Das Zurücklehnen des Kopfes verleiht dem künstlerischen Ausdruck der Erlösung von den Schwierigkeiten des Lebens im Gesicht von D. Taqaišvili stärkere Überzeugungskraft.

Eine Reizung durch irgendeinen Anblick scheint mit seinem skeptischen Lächeln und dem leichten Zurücklehnen des Kopfes der vieles erlebt habende, wegen der Schwierigkeit, dem erwünschten Ideal näherzukommen, ständig unzufriedene, leb-

hafte, auf der Suche befindliche, emotionale Kameramann L. Namgalašvili widerzuspiegeln.

Aus diesen Beispielen ist ersichtlich, daß die kompositionelle Umsetzung nicht nur als ein für den augenblicklichen Moment, sondern für den Charakter der Persönlichkeit natürliches, wesentliches Charakterzeichen in Erscheinung tritt.

G. Papinašvili fühlt prägnant sowohl die charakterliche als auch die anatomische Konstruktion des Menschen. Obwohl er die im Gesicht des Menschen bestehende Asymmetrie verschärft und dadurch den Charakter und die Biographie noch deutlicher lesbar macht, vermittelt die Konstruktion des Porträts immer den Eindruck von Wirklichkeitsnähe und Richtigkeit. Die Verbindung der Formen ist logisch, das Verhältnis der Grundlinien und -flächen des Gesichts klar gewählt und der Unterschied der Ebenen zwischen ihnen übersteigert in den Vordergrund gerückt.

Durch zielgerichtetes Variieren der Proportionen der Gesichtsteile erhöht der Bildhauer die Ausdruckskraft. So sind z. B. im Porträt des Schauspielers G. Gegečkori die Augenhöhlen und die Lippen akzentuiert.

In dem Porträt des Ringers werden die Massivität und Stärke des unteren Gesichtsteils unterstrichen. In dem Porträt von S. Turnava sind Stirn und Kinn akzentuiert, womit die Verstandes- und Charakterstärke des Porträtierten hervorgehoben werden.

In G. Papinašvilis Porträts gehen die künstlerische Verallgemeinerung und die Transformation der aus der Wirklichkeit bezogenen Eindrücke aus der inneren Sicht des Modells hervor. In der äußeren Erscheinung des Modells fühlt und verstärkt er jene Züge, in denen die seelische und geistige Aktivität des Menschen, sein inneres Credo, am besten zu erkennen sind. Infolgedessen gewinnen seine Porträts größere innere Dimensionen, erscheinen lebendiger und beeindruckender als die Modelle.

Papinašvili zergliedert die Gesichtsformen des Menschen sehr stark, wodurch sich die Lebendigkeit der Skulpturoberfläche erhöht. Visuell geht bei ihm die Abstraktion nicht so sehr auf Kosten der Geschlossenheit der Formen vorstatten als vielmehr durch die klare Unterscheidung von Wesentlichem und Zweitrangigem, wodurch das Gesicht immer seine Geschlossenheit bewahrt. Die Gegliedertheit der Formen verhilft dazu, bei Papinašvilis Porträts den Eindruck einer charakteristischen »Erzählweise« entstehen zu lassen. Bei ihrer Betrachtung lesen wir die Biographie des Menschen. Dies trägt ein Element zeitlicher Dimension in seine Arbeiten hinein. Die Erzählung ist stets lebendig, überzeugend und interessant.

Aufgrund der etüdenhaften Art der Ausführung gibt es weder kategorische Grenzen zwischen den Formen noch zwischen Form und Umgebung. Mit ihren übersteigerten, scharf konturierten Formen wirken seine Arbeiten aktiv auf die Umgebung ein und verfügen über recht starke Energie und selbst über eine gewisse Monumentalität, daher sind sie auch aus der Entfernung deutlich lesbar. Aber auch die Außenwelt dringt aktiv in ihre »unverschlossene« Oberfläche ein, ohne der fest fixierten knöchigen Konstruktion zu begegnen. Dieses Ringen endet mit dem Sieg der Welt: Das Gesicht hinterläßt den Eindruck des Zeitlichen, Ephemereren – in den verschiedenen Porträts mit unterschiedlicher Prägnanz und gegenläufig zur Proportionalität in der Kompaktheit der Oberfläche. Aufgrund dieser Umsetzung der Porträtplastik übt die Beleuchtung einen großen Einfluß auf deren Ausdruck aus. Das alles geht aus der gesteigerten Wahrnehmung der ewigen Veränderlichkeit der Welt hervor. Im Schaffen des Bildhauers äußern sich deutlich alle Merkmale des sogenannten »Malerei-Stils«.

G. Papinašvili modelliert überaus kühn und überzeugt. Auf den ersten Blick wirkt die große Mehrzahl der in lässiger Art gefertigten Porträts innerlich ganz unvollendet, doch die Unvollendetheit der äußeren Form verleiht ihnen größere Unmittelbarkeit und Nähe, mehr Leben und Überzeugungskraft.

Obgleich der Autor das Modell mit einem Mal, in seiner Gesamtheit wahrnimmt und selbst Porträts ihm unbekannter Menschen in einer anderthalbstündigen Sitzung herstellt, gelingt es ihm in den meisten Fällen, alles über das Modell Wesentliche zu sagen und wahrhaftige, zutiefst psychologische Gesichter mit vielen Aspekten zu schaffen. In seinem Werk ist die Art der Ausführung stark emotional aufgeladen. Die Hand des Künstlers arbeitet mit seinem Denken synchron und liefert ein breites Spektrum unterschiedlicher inkaktlicher Nuancen. Beispielsweise verleiht die Art des Tonauflegens dem Porträt von M. Tumanišvili eine besondere Leichtigkeit, Durchsichtigkeit, innere Helligkeit sowie etwas Ätherisches und dient dazu, eine Einstellung schöpferischer Kühnheit und geistiger Inspiration zu erzeugen. In Entsprechung zu der ausdrucksstarken Komposition, zur Plastik und Mimik bringt er überzeugend die schöpferische Gestalt des Intellektuellen mit seinem lichten Geist und seiner zarten nervlichen Organisation zum Ausdruck. Noch kompakter ist die Modellierung im Porträt des Ringers, das der Natur dieses kräftigen, willensstarken Jugendlichen entspricht; Weichheit und Wärme gewinnt sie in G. Gegeçkoris Porträt. Fest und geordnet wirkt das Porträt des weisen, strengen, ungebrochenen Greises T. Gamsaxurdia, überzeugend gibt es die Faktur der von den schweren Lebensbedingungen grob gewordenen, zerfurchten, beinahe schwielig gewordenen Haut des alten Arbeiters wieder.

G. Papinašvilis Arbeiten umfassen viele Porträtcharakteristika: Sie beinhalten das Äußere der Persönlichkeit, das Alter, den Charakter, das Temperament, den Intellekt, nationale Herkunft, Abstammung und andere Nuancen. Beispielsweise scheint Tripon Gamsaxurdias Porträt mit dem »Stammessiegel« der Gamsaxurdias versehen zu sein; es ist auch unmöglich, das Porträt seines »Osseten« oder das des »Russen Andrej« mit dem eines Vertreters eines anderen Volkes zu verwechseln.

Das tiefgründige Erfassen der Kompliziertheit des Genres, die Forderung an sich selbst und starkes Verantwortungsgefühl bedingen Papinašvilis kompromißlose Treue gegenüber dem Genre des Porträts.

Papinašvili benutzt weder Stilisierung noch Dekoration. Die künstlerischen Gestalten, die er schafft, fesseln den Betrachter durch ihre Aufrichtigkeit, Schlichtheit und starke Ausdruckskraft. Bisweilen bringt der Künstler naturalistische Elemente in die Porträts ein, aber nie läßt ihn sein Gefühl für das Maßvolle im Stich, nie verlassen seine Werke den Rahmen des Ästhetischen.

Jenseits des Eindrucks der Objektivität und einer Art Dokumentalität, deren Erzeugung der Autor anstrebt, um stärkere Überzeugungskraft zu erreichen, sind deutlich seine menschliche Position, seine persönlichen Sympathien und Antipathien zu ersehen: Er porträtiert nicht die vom Leben Verwöhnten. Seine Helden sind arbeitende und schöpferische Menschen. Bisweilen haben sie auch einzelne negative Eigenschaften, aber im wesentlichen sind es positive Gestalten, deren Streben, deren vom Lebenskampf mit seelischen Schmerzen gezeichnete Gesichter der Bildhauer in seinen von Menschenliebe und Mitgefühl durchwärmten Porträts gestaltet. Mit seiner tiefgründigen Eröffnung der Psychologie des Menschen, mit seinem Humanismus und seiner klaren gesellschaftlichen Position ist G. Papinašvili einer der beständigsten und namhaftesten Fortsetzer der klassischen Traditionen des Porträts unter den Bildhau-

ern der sechziger Jahre und der folgenden Generationen (die folgenden Generationen wenden sich stärker einer subjektivierten Transformation der der Wirklichkeit entnommenen Eindrücke zu). G. Papinašvili haucht diesen Traditionen neues Leben ein.

Sind für das georgische Skulpturporträt bis in die fünfziger Jahre Romantisierung, Betonung des gesellschaftlichen Pathos, Heroisierung und eine gewisse Distanz zwischen dem Betrachter und dem skulpturierten Gesicht charakteristisch, und sind im Schaffen der Künstler der fünfziger Jahre eine stärkere Zurückhaltung, eine besondere Strenge in der Offenbarung des Seelenzustands der Porträtierten ersichtlich, so interessieren im Werk eines Teils der Porträtkünstler aus den sechziger Jahren (darunter von G. Papinašvili) psychologische Charakteristika und eine entsprechende künstlerische Form. G. Papinašvilis Arbeiten zeichnen sich durch größere Schlichtheit und Kommunikativität aus. Er schätzt die Zeitgenossen mit ungetrübtem nüchternem, aber mitfühlendem und wohlwollendem Blick ein. Er führt seine zeit kennzeichnende Intonationen ein – das Hervorheben der Spuren, die die Härten des Lebens hinterlassen haben, die Wiedergabe des seelischen Schmerzes durch die Misere der Lebensbedingungen. Seine rasche Wahrnehmung und aktivierte künstlerische Form stehen in Übereinstimmung mit der gegenwärtigen dynamischen Umwelt, mit dem Stil der Sicht und Wahrnehmung des modernen Menschen.

Manana Šilakaze

Zu den Grundlagen einer georgischen Musikdialektologie

Eine wesentliche Besonderheit der georgischen Musikfolklore ist ihre Polyphonie und ihre Auffächerung in viele Dialekte. Jede Region (historische administrative und territoriale Einheit), jede ethnographische Gruppe (Bestandteil eines Ethnos¹) verkörpert in ihrem Schaffen eine bestimmte musikalische Dialekteinheit.

Eine wissenschaftliche georgische Musikdialektologie als selbständiges Gebiet der Musikwissenschaft hat sich nicht etabliert, obwohl es hierfür heute eine recht feste Grundlage und beste Voraussetzungen gibt. Gegenwärtig stellt die georgische Musikdialektologie einen Teil der Musikfolkloristik dar, mit anderen Worten, sie ist assimiliert in der Folkloristik, während doch zwischen der Musikfolkloristik und der Musikdialektologie genauso ein Unterschied bestehen müsste und auch bestehen wie zwischen der Folkloristik und der Dialektologie im allgemeinen.

»Die Musikdialektologie ist ein ebenso fundamentales und an Problematik vielfältiges Gebiet wie die sprachwissenschaftliche Dialektologie.«²

1. Zum Terminus der ethnographischen Gruppe s. Robakize, A.: Termin »etnografuli žgupis« mnišvnelobisatvis, Macne, istoriis... seria, 1980 Nr. 4, S. 164–174.
2. Žorbenaze, B.: Kartvelur enata dialektebi (Tbilisi 1995) S. 434.

Die Dialektaufächerung der georgischen Musik erwies sich als ein Merkmal, das den Umstand bedingte, daß alle Forscher des georgischen Volksmusikschaffens das Studium der georgischen Volksmusik von Anfang an mit einem Dialekt (oder einer Gruppe von Dialekten) begannen. Gleichzeitig operierte man mit den Termini »musikalischer Dialekt« und »einheitlicher musikalischer Stamm«, ohne daß der konkrete Inhalt dieser Begriffe oder das Prinzip der Klassifizierung der Dialekte ausgeprägt gewesen wären.

Einen Versuch zur Klärung dieser Begriffe stellte unser Artikel dar³, in dem die zu dieser Frage bestehenden Ansichten zusammengetragen waren und der Versuch unternommen wurde, die theoretische Grundlage des Klassifizierungsprinzips musikalischer Dialekte zu ermitteln. Seitdem erfuhr die georgische ethnomusikologische Literatur eine bedeutende Bereicherung durch Werke⁴, deren Einbeziehung notwendigerweise zu einer Präzisierung einzelner Fragen führt.

Der Begriff des Dialekts in der Musikwissenschaft ist aus der Sprachwissenschaft entlehnt worden. Den Nachschlagewerken und der Fachliteratur zufolge ist der Dialekt ein Zweig der gemeinsamen Volkssprache, in dem ein Teil eines Stammes, eines Volkes oder einer Nation spricht und der sich der gemeinsamen Sprache des ganzen Volkes oder Stammes unterordnet. Da der Dialekt einen Zweig der Sprache darstellt, trägt er die gemeinsamen Züge der betreffenden Sprache und gleichzeitig die ihm charakteristischen, spezifischen Kennzeichen. Außerdem stehen die Dialekte mancher Sprachen (z. B. der russischen) einander sehr nahe hinsichtlich ihres grammatischen Baus und ihres Grundwortschatzes, in anderen Sprachen (z. B. der deutschen und der italienischen) sind sie weiter voneinander entfernt⁵. Der Dialekt umfaßt noch kleinere Dialekteinheiten (georgisch: *ḱilo, ḱiloḱavi, tkma, kceva*)⁶.

B. Žorbenazes Definition: Die Disziplin, die die Dialekte mit sprachwissenschaftlichen Prinzipien und Methoden untersucht, ist die Dialektologie. Ziel der Dialektologie ist es, das sprachliche Wesen der Dialekte gänzlich herauszuarbeiten und ihre innere Natur zu bestimmen⁷.

B. Žorbenaze führt drei Prinzipien der Dialektgliederung auf: a) das sprachliche, b) das ethnische und c) das staatspolitische. Die sprachliche Klassifikation kann auf unterschiedlichen Merkmalen beruhen. Ein solches ist beispielsweise das phonetische Prinzip⁸.

Zur Zeit gilt allgemein folgende Gliederung der kartwelischen Dialekte: Chewsurisch, Pschawisch, Tuschisch, Mochewisch, Mtiulisch-Gudamaqrisch, Kartlisch, Kachisch, Meskhisch (Samzchisch-Dshawachisch), Imerisch (Oberimerisch, Niederimerisch), Letschchumisch, Ratschisch, Gurisch, Atscharisch (das Niederatscharische weist

3. Šilaḱaze, M.: Kartuli musikaḱaluri dialeḱtebi, Masalebi sakartvelos etnografiisatvis 20 (1979) S. 84–91.
4. Maisuraḱe, N.: Kartuli musikaḱaluri dialeḱtebis šeḱaxeb, Macne, istoriis... seria, 1982 Nr. 4, S. 123–138; Majsuraḱe, N.: Drevnejšie etapy razvitija gruzinskoj narodnoj muzyki (Tbilisi 1990); Garaḱaniḱe, E.: Kartuli musikaḱaluri dialeḱtebi da mati urtiertmimarteba (Tbilisi 1990: saḱandidato disertacia).
5. »Dialekt« in: Bol'saja Sovetskaja Enciklopedija².
6. Giginešvili I., Topuria V., Kavtaraze I.: Kartuli dialeḱtologia 1 (Tbilisi 1961) S. XIX.
7. Žorbenaze, B.: Kartuli dialeḱtologia 1 (Tbilisi 1989) S. 7.
8. Ebenda S. 30–31.

Spuren des Kontakts zum Gurischen auf), Klardshisch (Imerchewisch), Swanisch, Sarnisch (Mingrelisch, Lasisch)⁹.

Unter dem Begriff des »musikalischen Dialekts« versteht man einen Komplex verschiedener stilistischer Besonderheiten der auf einem bestimmten Territorium verbreiteten musikalischen Folklore¹⁰. Die russische Musikwissenschaft betrachtet als Begründer der Musikdialektologie den ungarischen Komponisten und Folkloristen B. Bartok (1881–1945), der in seinen 1923 und 1925 veröffentlichten Arbeiten die Existenz von Dialekten in der rumänischen und in der ungarischen Folklore nachwies. Er bestimmte ihr Verbreitungsgebiet und hob die Bedeutung des Studiums der Folklore nach musikalisch-dialektologischen Territorien hervor¹¹. V. Goševskij sieht außer Bartok auch F. Kolesa als Begründer der Dialektologie an, der in einer 1946 erschienenen Arbeit auf die Tatsache der Existenz von Dialekten in der ukrainischen Folklore der Karpatenzone aufmerksam machte.

Überhaupt keine Erwähnung findet D. Araqišvili (1873–1953), der in einer schon im Jahre 1905 in russischer Sprache veröffentlichten Arbeit¹² faktisch die Basis für die georgische Musikdialektologie schuf oder genauer: für die Erforschung der georgischen musikalischen Folklore nach einzelnen Dialekten. In dieser Arbeit warf er den Gedanken auf, jeden Zweig (bzw. musikalischen Dialekt) der georgischen Musikfolklore erst gesondert zu studieren und danach die Ergebnisse zu verallgemeinern.

D. Araqišvili hat zwar kein Klassifikationssystem für die Dialekte vorgelegt und auch kein Klassifikationsschema geliefert, doch er arbeitete die Beziehung zum Musikschaffen einer einzelnen Region als selbständige Dialekteinheit heraus. Zugleich hob er die Einheit der einzelnen Dialekte, ihren gemeinsamen »Anfang« aus »einem Samen« hervor¹³.

Die Dialektverschiedenheit der Lieder verschiedener Regionen (z. B. der swanischen und der ratschischen Lieder) und gleichzeitig ihre Ähnlichkeit und Gemeinschaft hatte auch Z. Paliašvili unterstrichen¹⁴.

Bei der Abhebung einzelner Dialekte voneinander sieht G. Čxiqvaže den Unterschied zwischen ihnen in den Sujets, den Genres, der musikalischen Struktur, in stilistischen Besonderheiten und ihren Erscheinungsformen, während er der Herkunft nach jeden Dialekt als einzelnen Zweig des gemeingeorgischen Liedschaffens betrachtet. G. Čxiqvaže gruppiert die Dialekte folgendermaßen: Chewsurisch, Tuschisch, Pschawisch, Mochewisch, Mtiulisch, Kartlisch, Kachisch, Meskhisch, Imerisch, Gurisch, Mingrelisch, Ratschisch, Swanisch, Atscharisch, Lasisch¹⁵. Damit stimmt Čxiqvažes Klassifikation beinahe mit der traditionellen Klassifikation der Sprachdialekte überein, sie stützt sich auf das Prinzip der Gliederung nach territorial-administrativen Einheiten oder ethnographischen Gruppen.

9. Ebenda S. 220.

10. Gošovskij, V.: *Ukrainskie pesni Zakarpat'ja* (Moskva 1968) S. 41.

11. Bartok, B.: *Narodnaja muzyka Vengrii i sosednich narodov* (Moskva 1966) S.30.

12. Arakišvili (Arakčiev), D.: *Kratkij očerk razvitija gruzinskoj (kartalino-kachetinskoj) narodnoj pesni*, in: *Trudy Muzykal'no-Etnografičeskoj Komissii 1* (Moskva 1905).

13. Araqišvili, D.: *Kartuli musiķa* (Kutaisi 1925) S. 5.

14. Paliašvili, Z.: *Čerlebi*, in: *Ķašmaže, Š.: Zakaria Paliašvili* (Tbilisi 1948).

15. Čxiqvaže, G.: *Kartuli xalxuri simyera 1* (Tbilisi 1960) S. XIV.

Eine allgemeine Klassifikation der georgischen Musikdialekte liegt in einer Arbeit von Š. Aslanišvili vor. Sie unterscheidet drei Gruppen:

- 1) Swanisch, Gurisch, Atscharisch, Mingrelisch,
- 2) Kartlisch-Kachisch, Mochewisch und Mtiulisch,
- 3) Pschawisch-Chewsurisch, Tuschisch und Mėskhisch.

Imerisch und Ratschisch (oder Ratschisch-Letschchumisch) stellen ein Übergangsfeld dar, das sowohl Merkmale der ersten als auch der zweiten Gruppe umfaßt. Jeder dieser Dialekte hat scharfe individuelle Züge, und gleichzeitig sind sie durch gemeinsame georgische stilistische Kennzeichen miteinander vereint.

Š. Aslanišvili weist darauf hin, daß sich die einzelnen Intonationsformeln, die in allen Verzweigungen des georgischen Liedes als »Intonationsnormen« in Erscheinung treten, in einem jahrhundertelangen Entwicklungsprozeß (durch historische und kulturelle Annäherung oder Entfernung der einzelnen Stämme) herausgebildet haben. Diese »Intonationsnormen« betrachtet Š. Aslanišvili als Unterscheidungsmerkmal für die »stilistischen Schulen« des georgischen Volkslieds¹⁶.

V. Gvaxaria gliederte die georgischen Dialekte in zwei Kreise (den ostgeorgischen und den westgeorgischen), die sich hinsichtlich der Formen ihrer Polyphonie und des harmonisch-polyphonen Geistes nur in Dialektquantitäten voneinander unterscheiden. Er lenkte die Aufmerksamkeit darauf, daß das Swanische und das Mingrelische, die sich sprachlich voneinander abheben, vom musikalischen Gesichtspunkt Dialekte darstellen. Er hob hervor, daß trotz der Dialektverschiedenheit der Musik jeder Gegend ein gemeinsamer georgischer musikalischer Stamm zugrunde liegt¹⁷.

I. Gvaxaria merkte an, daß der musikalische Dialekt ein größeres geographisches Areal umfaßt als der sprachliche. Wenn das Kartlische und das Kachische sprachlich selbständige Dialekte darstellen, so sind sie in musikalischer Hinsicht als ein Dialekt, als kartlisch-kachischer Dialekt, zu betrachten. Die Existenz von mehreren Sprachdialekten innerhalb eines großen Areals ist auch aus der Analyse der Panduri-Melodien ersichtlich. Das Areal der Panduriverbreitung vereint den Kreis der östlich-kartlischen Dialekte.

Eine spezielle Arbeit widmete N. Maisuraze¹⁸ der Frage der georgischen Dialekte. Sie beinhaltet seine Konzeption von der allmählichen Entwicklung der georgischen Musiksprache (Grundsprache) und zugleich vom Prozeß der Differenzierung und Formierung der einzelnen musikalischen Dialekte. Seiner Ansicht nach ist der Prozeß der Differenzierung in Dialekte in den Liedern der ostgeorgischen Gebirgsbewohner verhältnismäßig klar und folgerichtig zu erkennen. Er bietet ein Schema an, das die Dialekte aus der Sicht der historischen Entwicklung zeigt. Seine Forschungen ergaben, daß bestimmte musikalische Dialekte ursprünglich kompaktere Einheiten bildeten, die später zerfielen und sich nach den entsprechenden gesondert bestehenden ethnographischen Gruppen formten.

Nach Ansicht von N. Maisuraze ist es ganz natürlich, das Liedschaffen jeder einzelnen ethnographischen Gruppe als Musikdialekt zu betrachten. Gleichzeitig erwähnt er, daß es nicht genügt, einen Dialekt nur anhand von Besonderheiten der Intonation

16. Aslanišvili, Š.: Narodnye osnovy garmonii gruzinskich kompozitorov, in: Gruzinskaja muzykal'naja kul'tura (Moskva 1957).

17. Gvaxaria, V.: Kartul musikalur sistemata ganvitareba (Tbilisi 1964) S. 4.

18. Maisuraze, N.: Kartuli musikaluri dialektis šesaxeb, Macne, istoriis... seria 1982 Nr. 4.

und der Harmonie zu unterscheiden; zu berücksichtigen sei außerdem der individuelle, lokale Charakter der Ausführung jeder ethnographischen Gruppe.¹⁹

In letzter Zeit hat sich E. Garaqanize mit der Untersuchung der georgischen Musikdialektologie befaßt.²⁰ Er definierte den Musikdialekt als Zweig der nationalen Musikfolklore, der auf einem bestimmten Territorium in einer bestimmten ethnographischen Gruppe verbreitet ist und sich durch einen Komplex stilistischer Merkmale auszeichnet. Gemeint sind damit der herrschende Typ der Polyphonie, das Entwicklungsniveau, die Harmonie, die Tonart, die Akkordik, die Kadenzen, die Melodik, die Intonationsformeln, das Metrum, der Rhythmus, das Tempo, die Formen der Ausführung, die Struktur, die Art der Ausführung, das Genre, das Repertoire, der sprachliche Text. Von diesen Merkmalen haben nach E. Garaqanize der Typ der Polyphonie und das Entwicklungsniveau die größte Bedeutung.

Der Autor legt folgendes Klassifikationsschema der Musikdialekte vor:

a) die Dialekte des ostgeorgischen Berglands: Chewsurisch, Pschawisch, Tuschisch, Mochewisch-Mtiulisch (mit dem mochewischen und dem mtiulischen Subdialekt), Gudamaqrisch;

b) der Dialekt des ostgeorgischen Flachlands: Kartlisch-Kachisch (mit den kartlischen und dem kachischen Subdialekt);

c) der Dialekt Südgeorgiens: Meschisch;

d) die westgeorgischen Gebirgsdialekte: Swanisch, Ratschisch (mit dem gebirgsrattschischen Subdialekt), Letschumisch;

e) die Flachlanddialekte Westgeorgiens: Imerisch (mit dem oberimerischen und dem niederimerischen Subdialekt), Mingrelisch, Gurisch;

f) die südwestgeorgischen Dialekte: Atscharisch-Schawschisch (mit dem atscharischen und dem schawschischen Subdialekt), Lasisch.

So folgen die Klassifikationsschemata der Musikdialekte bei der Mehrzahl der Forscher faktisch dem Schema der sprachlichen Dialekte und stimmen fast mit ihm überein. Ein gewisses Korrektiv beinhaltet der Gedanke von V. Gvaxaria, daß der Musikdialekt ein größeres geographisches Areal umfaßt als der sprachliche. Beispielsweise stellten Kartlisch und Kachisch sprachlich gesonderte Dialekte dar, während sie in musikalischer Hinsicht nur einen bildeten. Um sie zu unterscheiden, führten wir in einem 1979 veröffentlichten Beitrag den Begriff des Subdialekts als einer Einheit ein, die kleiner als ein Dialekt ist²¹, z. B. den kartlischen und den kachischen Subdialekt des kartlisch-kachischen Dialekts. So betrachten diesen Dialekt Š. Aslanišvili, V. Gvaxaria, N. Maisuraže und E. Garaqanize. Ein solcher Sachverhalt liegt unserer Meinung nach auch beim Pschawisch-Chewsurischen vor. Darüber gibt es aber auch eine andere Ansicht: N. Maisuraže und E. Garaqanize halten sie für selbständige Dialekte. Als zwei Subdialekte eines Dialekts betrachtet E. Garaqanize Mtiulisch und Mochewisch, sehr häufig werden auch Gurisch und Atscharisch als eine ganze Dialekteinheit erwähnt²². Hier ist eine Präzisierung nötig: Die besondere Nähe von Gurisch und Atscharisch ist im Kobuleti-Subdialekt des Atscharischen zu verzeichnen. E. Garaqa-

19. Majsurađe, N.: Drevnejšie etapy razvitija gruzinskoj narodnoj muzyki (Tbilisi 1990); Maisuraže, N.: Kartuli xalxuri musika da misi istoriul-etnografiuli aspektbi (Tbilisi 1989) S. 101

20. Garaqanize a. O.

21. Šilağaže a. O.

22. Aslanišvili, Š.: Narķvevi kartuli xalxuri simyerebis šesaxeb 1 (Tbilisi 1954) S.128.

nize²³ und A. Mxalaze²⁴ sehen Gurisch und Atscharisch als unabhängige Musikdialekte an.

Die georgische Entsprechung für das Wort »Dialekt« ist der Terminus »kilo«²⁵. Eine der Bedeutungen von »kilo« ist auch in der Bedeutung des »Musikdialekts« zu ersehen. Die in dieses Wort verwobenen musikalisch-intonatorischen Nuancen hat N. Maisuraze deutlich gemacht²⁶.

Aber in der georgischen Musikwissenschaft hat sich das Wort »kilo« zur Bezeichnung des Lautsystems eingebürgert (Mixolydisch, Lydisch usw.), daher wäre es ungegerechtfertigt, es in der Bedeutung des Musikdialekts in den wissenschaftlichen Gebrauch einzuführen.

Der sprachliche Dialekt umfaßt noch kleinere Einheiten (kiloqavi, tkma, kceva). Den »kiloqavi« (Subdialekt) haben wir schon behandelt. Was tkma und kceva betrifft, so lassen sich identische Einheiten auf der Ebene des Liedes unterscheiden.

Wir sehen, daß alle Forscher vermerken, daß die georgischen Musikdialekte vereint sind durch »gemeinsame georgische stilistische Merkmale« (Š. Aslanišvili), durch »einen gemeinsamen georgischen Musikstamm« (V. Gvaxaria), der nichts anderes ist als der »Grundwortschatz« der gemeinsamen georgischen musikalischen Volkssprache (die »Intonationsnormen« und die Formen der Polyphonie mit ihrem harmonischen System).

Es sind eben die Formen der Polyphonie und die »Intonationsnormen«, die als Grundprinzip der Dialektklassifikation in Š. Aslanišvilis Schema wirken.

So ist die Tendenz ausgeprägt, der Klassifizierung der Musikdialekte das musikalische Prinzip zugrunde zu legen, doch trotzdem stimmen die Schemata der Klassifikation der Musikdialekte mit denen der sprachlichen Dialekte überein. In diesem Zusammenhang ist anzumerken, daß in die georgische Musikdialektologie zum Unterschied von der sprachwissenschaftlichen Dialektologie das Swanische und Mingrelische eingehen, die auf der Ebene der Kartwelsprachen selbständige Sprachen repräsentieren. Zu beachten ist auch, daß man in der swanischen Sprache vier Dialekte unterscheidet, während in musikalischer Hinsicht im swanischen Musikdialekt keine kleinere Dialekteinheit zu konstatieren ist.

Die Dialektologen stellen die spezifischen Merkmale eines Dialekts auch in seiner Beziehung zur Literatursprache fest (beispielsweise ermittelt man diejenigen Wörter, die von den als Norm in der Literatursprache geltenden abweichen). In der georgischen Musik ist ein solches Mittel nicht verfügbar, deshalb ist als Norm jenes Merkmal (oder jene Gruppe von Merkmalen) anzusehen, das allen Dialekten (oder der Mehrzahl der Dialekte) gemeinsam ist. Unseres Erachtens hätte man als Etalon einen Dialekt wählen können. Als solcher wären einerseits der kartlisch-kachische und andererseits der gurische brauchbar, die entsprechend zwei unterschiedliche Formen der Polyphonie vertreten und gleichzeitig, wie Š. Aslanišvili formuliert, »hochentwickelte Dialekte« verkörpern.

23. Garaqanize a. O.

24. Mxalaze, A.: Ačaris dialektis adgilisatvis kartul samuško dialektologiaši, Sabčota xelovneba 1988 Nr. 12.

25. Žorbenaze, B.: Kartuli dialektologia 1 (Tbilisi 1989) S. 7.

26. Majsuradze, N.: Drevnejšie etapy, S. 22; Maisuraze, N.: Macne, istoriis... seria 1982 Nr. 4, S. 133.

N. Maisuradze meint, »...als Etalon der Musikdialekte haben jene intonatorisch-harmonischen Normen zu gelten, die das allen Verzweigungen der georgischen Volkslieder Gemeinsame repräsentieren«²⁷.

Es ist aber zu vermerken, daß wir die »hochentwickelten Dialekte« gerade deshalb als Etalon wählen, weil sie gemeinsame intonatorisch-harmonische Normen besitzen, vor allem das Kartlisch-Kachische. Bekanntlich sind der kartlische und der kachische Dialekt die Grunddialekte der georgischen Literatursprache, und die Abgrenzung der innerhalb einer großen Dialekteinheit bestehenden Unterschiede gelingt mittels des Subdialekts.

Die Bedeutung der Daten der Musikdialektologie für das Studium von ethnologischen Problemen (Aussiedlung und Migration von Völkern, Fragen der ethnischen Geschichte...) ist groß, ebenso für die Untersuchung von Fragen der Dialektologie, der Folkloristik und der Geschichte im allgemeinen.

Darum muß sich die Musikdialektologie in enger Verbindung zur Musikfolklore entwickeln, jedoch als unabhängige Disziplin, obwohl sie keine solchen Dimensionen erreichen wird wie die sprachwissenschaftliche Dialektologie, denn sie basiert nur auf der Folklore, während die sprachwissenschaftliche Dialektologie das Sprechen überhaupt zur Grundlage hat.

Die Ziele und Aufgaben der georgischen Musikdialektologie lassen sich folgendermaßen formulieren:

1. monographische Untersuchungen der einzelnen Dialekte, die Ermittlung der musikalischen Struktur, der Entstehung der ethnisch-historischen Grundlage;
2. systematisches Sammeln von Material für die Hauptaufgaben, das Studium des Dialektes in seiner Dynamik zur Ermittlung der sich in ihm vollziehenden inneren Tendenzen, historische Analyse, Fragen der Wechselwirkung von Dialekten.

Beim monographischen Studium der Dialekte sind die Prinzipien und Methoden der Kartographie und der Arealogie anzuwenden, ebenso all jene Methoden, die die sprachwissenschaftliche dialektologische Forschung kennt (deskriptiv, vergleichend, historisch, historisch-vergleichend, kartographisch, kontrastiv).

Das grundlegende Studium der Musikdialekte bereitet den Boden für das tiefe Begreifen der georgischen Musikkultur, für das Erkennen ihrer inneren Entwicklungstendenz. Der Musikdialekt ist die gleichbleibende Quelle für das Studium der georgischen Musiksprache, für die Bestätigung der Eigenständigkeit der georgischen Musikkultur.

27. Majsuradze, a. O. S. 107.

BERICHTE

.....

Oliver Reisne, Raoul Motika

2. Deutsche Kaukasientagung: »Reformprozesse und politische Kultur in Kaukasien« vom 21.–23. Juni 1996 in Ingelheim am Rhein

Zwei Jahre, nachdem sich die »Studiengruppe für gegenwartsbezogene Kaukasien-Forschung« in Hannover konstituiert hatte¹, versammelten sich erneut ca. 50 Teilnehmer, um sich mit den aktuellen politischen Entwicklungen der letzten fünf Jahre zu beschäftigen. Erfolge und Fehlschläge des Transformationsprozesses in Kaukasien standen in dem von Prof. Dr. Richard Lorenz (Kassel) und Dr. Eva-Maria Auch (Greifswald) unter Mitarbeit von Raoul Motika, M. A. (Heidelberg) organisierten Tagung zur Debatte. Man konzentrierte sich auf drei Themenkomplexe: erstens auf die Institutionalisierung demokratischer Strukturen in Form von Verfassungen, Parteien, Verbänden und Wahlen, zweitens auf die Transformation der Gesellschaften Kaukasiens und ihrer politischen Kultur anhand der Medien, Kultur und Sprache, und drittens interessierte die Rolle der Religionen sowie religiöser und humanitärer Organisationen in der Region.

Prof. Otto Luchterhand (Hamburg) hob in seinem einleitenden Referat zur »Verfassungsentwicklung in den transkaukasischen Republiken« bedeutsame Unterschiede in den unlängst verabschiedeten Verfassungen Aserbaidschans, Armeniens und Georgiens hervor. Sie alle entsprächen in ihrer äußeren Form den internationalen Standards. Doch schon bei den Aussagen zur Eigenstaatlichkeit, der institutionellen und organisatorischen Absicherung der Grund- und Menschenrechte sowie der Ausgestaltung des Staats- und Regierungssystems zeigten sich klare Unterschiede.

Während in Aserbaidschan ganz allgemein eine »vielhundertjährige Tradition der Eigenstaatlichkeit« erwähnt und in Armenien dieses Thema aus der Verfassung ausgeklammert würde, fanden sich in Georgien gleich drei Verweise auf die Nationalstaatlichkeit (Verfassung von 1921, Referendum 1991, Rolle der georgischen Kirche). In Georgien sei der Schutz der Menschenrechte durch das Recht der individuellen Verfassungsbeschwerde und einen Ombudsmann im Vergleich zu den beiden anderen Republiken organisatorisch am ehesten gewährleistet. Auch wenn alle drei neuen Staaten Präsidialregime seien, so habe Armenien ein eher semi-präsidentielles System

1 Vgl. den Tagungsband »Lebens- und Konfliktraum Kaukasien, Gemeinsame Lebenswelten und politische Visionen der kaukasischen Völker in Geschichte und Gegenwart«, herausgegeben von Eva-Maria Auch, Großbarkau, edition Barkau, 1996.

nach französischem Vorbild gewählt. Darin ist die Stellung des Präsidenten schwächer als in den beiden anderen Republiken. In Aserbaidschan dominiere der in absoluter Stellung befindliche Präsident ein eher undemokratisches System. Eine Präsidentschaftsdemokratie nach amerikanischem Vorbild mit parlamentarischer Herrschaftskontrolle wurde in der georgischen Verfassung festgeschrieben. Prof. Luchterhand betonte, daß in der georgischen Verfassung auch der Einstieg in eine föderale Gestaltung des Staates und damit eine Repräsentation des ausgeprägten Regionalismus versucht würden.

Wartan Pogosjan (M. A., Bonn) stellte dann den Prozeß der Verfassungsgebung, die Wahlsysteme und die Rolle der Opposition bei der Verfassungskritik dar. In der anschließenden Diskussion wurde die schwierige Frage der Kompetenzverteilung zwischen Zentrum und Regionen und auch der ethnisch-territorialen Differenzierung diskutiert, die direkt zum Vortrag Daniel Müllers (Bochum) überleitete. Er stellte die Schwierigkeiten der genauen ethnisch-demographischen Erfassung auch der kleinen Völker Nordkasiens vor. An die grundlegende Frage, womit sich diese Völker identifizierten, schloß sich die methodische Frage an, inwieweit unser wissenschaftliches Werkzeug den heutigen Realitäten entspreche. Das Problem der Identität in seinem Wechselspiel von Selbst- und Fremdwahrnehmung ist hier von zentraler Bedeutung. Prof. Stadelbauer betonte, daß die »Ethnodiversität« in Kaukasien einen schutzwürdigen kulturellen Wert darstelle.

Gia Tarxan-Mouravi (Tbilisi) skizzierte die Funktion von Parteien und nichtstaatlichen Organisationen (NSO) in der »neuen Realität« Georgiens. Er hob die Unerfahrenheit der Träger wie der staatlichen Seite bei der Herstellung und der Reaktion auf diese neuen organisierten Akteure hervor, die sich weniger an politischen Programmen als an Personen orientierten. Ebenso schwierig für die politische Arbeit erweise sich der Mangel an Finanzmitteln, die Abhängigkeit von westlichen Finanzhilfen komme noch hinzu. Viele politisch aktive Personen wanderten von den Parteien in die NSOs ab, so daß es zu einem »Revival« nichtstaatlicher Verbände und Vereine gekommen sei. Aleksandre Nadirašvili benannte im Anschluß die Obstruktionseffekte der drei zeitgleich verlaufenden Transformationsprozesse (Aufbau nationalstaatlicher Territorialität, Übergang von zentral gelenkter Planwirtschaft zur Marktwirtschaft und vom autoritären Regime zur Demokratie). Die Verfassung stelle noch keinen Garant für eine stabile Demokratie dar, da sie in der Verfassungswirklichkeit noch ohne Vorbild dastehe. Eher sehe er in der »Müdigkeit« der gesamten Bevölkerung nach Krieg, Bürgerkrieg und materiellen und moralischen Entbehrungen eine mögliche Voraussetzung für die Rückkehr zur Normalität des Lebens. Die andere sei der »Mächtepluralismus«, in dem heute keine Institution ihre Interessen allein und ungehindert durchsetzen könne. Daraus könnten positive Erfahrungen entstehen, die zur Konsolidierung demokratischen Bewußtseins und demokratischer Institutionen beitragen. Zur genaueren Kenntnis seien spezielle Untersuchungen vor Ort notwendig.

Die traditionsreiche Partei der Daschnakzutyun, so Raffi Kantian (Trier) in seinem Beitrag, ist als Partei der Auslandsarmenier nach dem Wahlsieg Ter-Petrosjans und der aus dem Karabach-Komitee hervorgegangenen Armenischen Gesamtnationalen Bewegung (AGB) im Jahre 1990 aus der Diaspora in die Heimat zurückgekehrt. Seither stellt sie den Hauptkonkurrenten zur regierenden AGB dar. Die Konflikte um die Privatisierung der Wirtschaft, die Karabach-Frage und die Beziehungen zur Türkei machten die gegensätzlichen programmatischen Ansichten der beiden Kontrahenten deutlich. Die Konkurrenz gipfelte schließlich vor den Wahlen im Dezember 1994 im

Verbot der Daschnakzutyun wegen »antistaatlicher Betätigung« und im erneuten Sieg der AGB in den freien, aber nicht fairen Wahlen. Volker Jacoby (Frankfurt) sieht im Verhältnis dieser beiden Parteien einen Konflikt der Programme, die aus einem unterschiedlichen Nationalbewußtsein resultieren. Das Programm der Daschnaken wurde um die Jahrhundertwende formuliert und in der Diaspora tradiert, wohingegen das Programm der AGB in der Erfahrung der Bevölkerung Sowjetarmeniens begründet liege. Die Schnelligkeit und Unkontrolliertheit der parallel verlaufenden Modernisierungsprozesse habe zu Blockaden geführt, die nur aufgrund des inneren Zusammenhalts der armenischen Nation relativ friedlich geregelt werden konnten.

Der zweite Teil der Konferenz, überschrieben »Gesellschaftliche Transformation und politische Kultur«, befaßte sich mit eher subjektiven Perzeptionen der Transformation, der Lage und Funktion der Medien. Oliver Reisner (Göttingen) wies in seinem Vortrag »Zur Entwicklung der politischen Kultur in Georgien« zunächst auf die Grundwerte der georgischen Gesellschaft hin, die auf persönlichen Beziehungen von Verwandtschaft, Nachbarschaft oder Herkunftsregion basieren. In der Sowjetperiode formte sich die georgische KP als soziale Schicht eines Beziehungsnetzes privilegierter Gruppen aus, die sich von der einflußlosen Bevölkerung abgrenzte und Moskauer Vorgaben im eigenen Interesse auszugestalten vermochte. Nepotismus und Schattenwirtschaft blühten. Über die Ausgrenzung der oppositionellen Nationalbewegung und Reformverweigerung hat die KP zur Spaltung der Gesellschaft und schließlich zum Bürgerkrieg beigetragen. Nun hängt der Erfolg des weiteren Reformprozesses von der Bereitschaft dieser Elite zur Unterordnung unter Verfassung und Staatsräson ab.

Der multiethnische Aspekt im Vielvölkerstaat Georgien wurde von Klaus Rasmussen (Kopenhagen) ergänzt. Die Konflikte der Abchasen und Südosseten mit den Georgiern um die Anerkennung der Eigenstaatlichkeit könnten nur dann befriedigend gelöst werden, wenn man berücksichtige, wie verschieden diese Konflikte auf beiden Seiten wahrgenommen und erklärt werden.

Dr. Steffi Chotiwari-Jünger (Berlin) berichtete »Zur Widerspiegelung der Transformationsprozesse in der jüngsten georgischen Literaturentwicklung«. Dabei setzte sie den Beginn des Transformationsprozesses in der georgischen Literatur schon in den 70er Jahren an; ausführlich stellte sie die Einflußnahme privilegierter Personen auf die Publikationstätigkeit und die internen Streitigkeiten im Schriftstellerverband in den 80ern vor, die bis in die 90er Jahre – unter veränderten Vorzeichen – anhielten. Nun erschweren zusätzlich die ökonomischen Bedingungen die Publikation von Büchern. Aus ihrem Vortrag war keine Tendenz zur Autonomisierung der Literatur von staatlichen und nationalen Ansprüchen auszumachen.

Prof. Dr. Assim Mollazade, einer der Führer der Volksfrontbewegung und Kabinettsmitglied der Regierung Elcibäy, schilderte »Die innenpolitische Situation Aserbaidshans nach den Wahlen« als eine langsame Entwicklung hin zur Demokratie, in der unter den Bedingungen eines autoritären Regimes der Prozeß der Integration der Vielzahl von Parteien in wenige größere voranschreitet. Dabei steht die »Neue Aserbaidshan Partei« des Ex-KGB-Chefs und jetzigen Präsidenten Hejdär Äliyev an der Spitze, gefolgt vom oppositionellen »Demokratischen Kongreß«, in dem sich acht Parteien zusammengeschlossen haben. Es gebe auch eine islamische Partei und islamische Klubs, aber keinen Islamismus. Andererseits würden aber ca. 4000 Aseris in iranischen Hizbollah-Camps ausgebildet. Das außenpolitische Streben nach Europa

würde durch die Rücksichtnahme auf die mächtigen Nachbarn Rußland und Iran gedämpft. Trotz Militär- und Pressezensur behaupteten sich zunehmend auch unabhängige Zeitungen und Zeitschriften neben der staatlichen und der Parteipresse. Diese fühlten sich auch am ehesten demokratischen Prinzipien verpflichtet. Besonders die Nachrichtenagenturen seien daneben bedeutsame Akteure, die nach Jahren der Abgeschlossenheit einen Informationsaustausch mit dem Westen ermöglichten. Mollazade bilanzierte, daß unter der derzeitigen Regierung keine ernsthaften Reformbestrebungen auszumachen seien.

Der Orientalist Raoul Motika kritisierte, daß auch auf seiten der heutigen Opposition zunächst nationale Fragen im Zusammenhang mit dem Konflikt um Berg-Karabach und das Verhalten der Moskauer Führung im Vordergrund der Volksfrontbewegung gestanden hätten. Es habe keine Massenbewegung für Demokratie gegeben, da mit diesem Wort keine konkreten Vorstellungen verbunden werden konnten. Ebenso gab es aber auch keine öffentliche Diskussion über Wirtschaftsreformen. Der Dialog zwischen Regierung und Parteien sowie nichtstaatlichen Organisationen (NSOs) der radikalen Opposition finde allenfalls auf Seminaren und Konferenzen statt, die vom Westen finanziert würden. Dabei übten internationale Organisationen durchaus Einfluß z. B. bei Verletzungen der Pressefreiheit aus.

Nach diesem zweiten Themenblock folgte eine Vorstellung von Arbeitsprojekten, v. a. im Rahmen von Dissertationen und Magisterarbeiten. Diese Arbeiten von jungen Nachwuchswissenschaftlern erfaßten den gesamten Raum Kaukasiens aus der Perspektive verschiedener Disziplinen. Dabei überwogen historisch angelegte Arbeiten vor agrarökonomischen, ethnologischen, kunsthistorischen und politologischen. Sie zeigten die künftige Bandbreite kaukasiologischer Studien auf, wobei das Hauptproblem immer noch die Beherrschung kaukasischer Sprachen darstellt. Steffi Macher skizzierte zum Abschluß den Studiengang »Kaukasiologie« (mit den Schwerpunkten Georgien und Linguistik) in Jena. Zur Bewältigung des Problems des emotionalen Drucks bei Forschungsaufenthalten vor Ort empfahl Klaus Rasmussen (Kopenhagen) eine Art »multiple attachment«, indem man sich den Akteuren und ihren Diskursen nähert, sich aber nie auf nur eine Seite beschränkt. Mollazade ergänzte, daß diese Subjektivität nur durch die Herrschaft des Gesetzes bzw. des Internationalen Rechts gebrochen werden könnte.

Prof. Schulze (München) stellte dann die »Überlebenschancen und Überlebensstrategien autochthoner Völker in Daghestan« vor. Als Spezialist für kaukasische Sprachen definierte er Sprache als den Ausdruck eines abgeschlossenen Kultur- und Kommunikationsraums (neben Traditionen, Clanstrukturen). Viele kleine Völker und Gemeinschaften in Nordkaukasien hätten keine echten Ethnonyme, für sie bedeute Überleben, ihr Handwerk beizubehalten. Wer oder was stellen dann Ethnien im Nordkaukasus dar? Der Multilingualismus der Region Daghestan erschwere die sprachlich begründete Identifikation mit einer Ethnie. Ein Phänomen, das von der Größe der Sprecherzahl abhängig sei. Mit ihrer Zunahme steige auch die Rolle der Sprache als Merkmal ethnischer Identität. Dieser Umstand habe auch für die »Sprachpflege« in dem multilingualen Umfeld Daghestans Konsequenzen, in dem das Russische die »Lingua franca« sei. Druckmittelhilfen, Sprachdokumentationen, Kooperationen von europäischen Wissenschaftlern und Sprechern vor Ort zur Wahrung und Entwicklung dieser bedrohten Sprachen seien Elemente einer solchen »Sprachpflege«, wo er im Bereich Daghestan auf eine gute Zusammenarbeit verweisen könne. Allerdings grenz-

te sich Prof. Schulze klar von einer »künstlichen Konservierung« einzelner Sprachgruppen um ihrer selbst willen ab, da man keine »Sprachmuseen« auf Kosten der betroffenen Menschen einrichten könne. Abschließend unterstrich er, daß Sprachentod auch Menschentod bedeute, so seien z. B. die Uden in Aserbaidschan als Armenier aufgefaßt und vertrieben bzw. ausgelöscht worden.

Dr. Hansgerd Göckenjan schloß hier die Frage des »Ethnischen Bewußtseins bei den Osseten« an und konstatierte multiple Identitäten, die erst durch wissenschaftliches Interesse der russischen Kolonialmacht definiert wurden. Er zitierte einen alten Osseten, der gesagt habe: »Alles, was wir über uns wissen, wissen wir von den Russen.« Er skizzierte dieses »Wissen« in Gestalt eines historischen Bewußtseins langer, ununterbrochener Sprach- und Kulturtradition und eines synkretistischen religiösen Bewußtseins zwischen Christentum und lebendigen heidnischen Vorstellungen. Er stellte ebenfalls das Gefühl der Isolierung unter den muslimischen Völkern Nordkavasiens dar, das zu einer Selbstwahrnehmung als »kaukasischstes« Volk oder »Seele« der Kaukasusvölker geführt habe. Die eigene Gruppenzugehörigkeit sei ihnen durch den doppelten Druck der Georgisierung im Süden (ehem. Autonomes Gebiet Südossetien) und der Tschetschenisierung im Norden, besonders nach dessen blutigen Zuspitzungen, besonders bewußt geworden. Göckenjan führte dieses historische Bewußtsein auf die Ursache eines »kleinen Volkes« zurück, dessen Nationalismus eher defensiv im Gegensatz zu den offensiven Nationalismen großer Nationen sei.

Im dritten Thementeil ging es dann um »Religionen, religiöse und humanitäre Organisationen«. Prof. Adolf Hampel (Gießen) holte bei seinem Vortrag über »Christentum und Kirchen Transkaukasiens« weit in die Kirchengeschichte Armeniens und Georgiens aus. Die armenische Kirche sei durch ihre weitverbreiteten Diasporage-meinden weniger existenzgefährdet gewesen als die georgische, die allein auf Georgien beschränkt geblieben und als orthodoxe Kirche zuletzt einem starken Assimilierungsdruck der russischen orthodoxen Kirche ausgesetzt gewesen sei. Im Laufe der Jahrhunderte habe sich die Verbindung von Religion und Ethnos ausgeprägt, die zu den heutigen »atheistischen Christen« geführt habe, bei denen die Religion zum ethnischen Nationalbewußtsein dazugehöre. Aufgrund der kurzfristigen Verhinderung Dr. Uwe Halbachs blieb »Die Rolle des Islam in Nordkaukasien« unberücksichtigt und wurde allgemeiner nur durch einen einleitenden strukturierenden Überblick von Dr. Eva-Maria Auch (Greifswald) thematisiert.

Zum Abschluß berichtete Rainer Ruge (Genf) über »Wirkungsmöglichkeiten und -grenzen internationaler humanitärer Organisationen«. Da sich die Probleme auf hohem Niveau stabilisiert hätten (80–90 Prozent der Bevölkerung unter der Armutsgrenze, Verschärfung der Unterschiede zwischen armer Masse und reicher Oligarchie, Versickern des Reichtums in dunklen Kanälen anstatt in breiterer Gesellschaft), stellten die Flüchtlinge weiterhin die am meisten gefährdete Personengruppe dar. In den drei südkaukasischen Republiken belaufe sich ihre Zahl auf jeweils über 200 000, dabei seien die im eigenen Land geflohenen Personen (»internal displaced persons«) noch nicht mitgezählt. Trotz der Selbstverpflichtung dieser Staaten auf Menschenrechte und internationale Rechtsnormen und trotz neu entstandener Menschenrechtskomitees vor Ort sei die Schaffung von mehr Rechtsstaatlichkeit notwendig. Dafür fordere der »emergency relief coordinator« der UNO ein entsprechendes Mandat zur Verbesserung der Lage der Flüchtlinge durch Anerkennung bestimmter Rechtsinstrumente, zur Feststellung der genauen Flüchtlingszahlen, ihrer Bedürfnisse, zur Herstellung ent-

sprechender Kapazitäten und Fortbildungsseminare zu diesen Problemkomplexen. Allerdings erschwere die innenpolitische Lage die Lösung der Flüchtlingsproblematik. So müsse gefragt werden, wie lange humanitäre Hilfe sinnvollerweise aufrechterhalten werden könne. Deshalb werde jetzt verstärkt Hilfe zur Selbsthilfe geleistet, z. B. durch die Schaffung eigener Einkommensmöglichkeiten für die Flüchtlinge und durch Integration der landesintern Vertriebenen an ihrem Zufluchtsort, da eine Repatriierung in weiter Ferne liege. Ebenso müsse die Rückführung der von Stalin deportierten Völkerschaften der 40er und 50er Jahre aus ihrem zunehmend feindlich gesinnten Umfeld gelöst werden.

Neben den inhaltlichen Diskussionen fand auch eine längere Aussprache über die zukünftige Arbeit der Studiengruppe statt. So wurden mehrere Tagungen projektiert: Im Herbst 1997 soll eine Tagung zum Thema »Kaukasien zwischen Osmanischem Reich und Iran vom 16. Jh. bis zum ersten Weltkrieg« gemeinsam mit dem Lehrstuhl für Islamwissenschaft/Osmanistik der Universität Heidelberg und dem Institut »Mondes Turcs et Iraniens à l'époque moderne et contemporaine« der Universität Straßburg veranstaltet werden; im Winter 1997/98 eine größere Tagung zur Wirtschaftsentwicklung in Kaukasien, die als Thema bei der diesjährigen Veranstaltung bewußt ausgespart blieb, und schließlich eine Begegnung zwischen Wissenschaftlern und Politikern, während der eine möglicherweise verstärkte Kooperation zwischen Wissenschaft und Politik besprochen werden soll.

Auf der Tagung wurde außerdem Prof. Dr. Wolfgang Schulze (Inst. für Allgemeine und Indogermanische Sprachwissenschaft der Universität München) neu in den Lenkungsausschuß der Studiengruppe aufgenommen. Prof. Schulze beschäftigt sich v. a. mit den Sprachen Daghastans und der angrenzenden Gebiete, aber auch mit soziolinguistischen Fragestellungen.

Der besondere Dank aller Tagungsmitglieder gilt der Volkswagenstiftung, die durch ihre finanzielle Unterstützung diese Tagung erst ermöglicht hat, darüber hinaus der Fridtjof-Nansen-Akademie für politische Bildung Ingelheim a. R. mit ihrem Leiter Dr. Peter Becker für die hervorragende organisatorische Betreuung und gastliche Aufnahme.

REZENSIONEN

N. Kiria: Kartul-germanuli sasaubro / Georgisch-Deutscher Sprachführer. Tbilisi: Meridiani, 1996, 211 S. – Besprochen von Steffi Macher, Jena.

Der Inhalt des kurzen Sprachführers ist zunächst thematisch strukturiert. Anschließend folgt ein alphabetisch geordnetes deutsch-georgisches Wörterverzeichnis. Für Touristen zweifellos nützlich sind Kapitel wie »Geldumtausch«, »Fundbüro«, »Post«, »Einkauf«, »Ärztliche Hilfe«, »An der Grenze« usw.

Die Darstellung des Bereiches »Gesellschaftliche Tätigkeit« ruft allerdings einige Verwunderung hervor. Warum wird als einzige Partei die NPD genannt? Eine »Gewerkschaft Maschinen und Gerätebau« gibt es zumindest in Deutschland ebensowenig wie eine »Gewerkschaft Medizin«, d. h. die Autorin hätte in einigen Kapiteln kenntlich machen müssen, welcher Kultur bestimmte Termini und Redewendungen zuzuordnen sind. So aber setzt sie sich dem Vorwurf aus, landeskundliche Fakten nicht genauer recherchiert zu haben.

Ein Extremfall ist in dieser Hinsicht der Absatz »Schirmreparatur« (»Wo ist die nächste Schirmwerkstatt?«), dem sogar eine halbe Seite gewidmet ist. Georgier werden im deutschsprachigen Raum kaum eine solche Werkstatt finden, deutschsprachige Touristen in Georgien wohl nicht danach suchen.

Auch die sprachliche Umsetzung des Inhalts hat ihre Schwächen. Eine Hauptfehlerquelle in der Orthographie der deutschen Wörter ist die Silbentrennung (reze-pt-frei, ble-iben, empf-ehlen...). Dazu gesellen sich zahlreiche Schreibfehler (der Landwirtschaftliche Betrieb, Reisescheks, Gremesuppe, halbrokener Wein, wunderbahr...). Daß es sich dabei nicht lediglich um Druckfehler handelt, wird daran deutlich, daß sich die Fehler zum Teil auch in der Transkription (die Aussprache des Deutschen wird mit georgischen Buchstaben, die ergänzt werden um russ. f, angegeben) widerspiegeln (Guliasch = გულიაშ). Außerdem birgt der Sprachführer diverse Übersetzungsfehler wie z. B. კაფე = »Automatenrestaurant«, მე არ ვცეკვავ = »Ich bin Nichttänzer«.

Trotz genannter Unzulänglichkeiten würde ich diesen Sprachführer nicht als vollkommen unbrauchbar ansehen, da er dem Benutzer eine Fülle von Vokabeln (vor allem Substantive) bietet und es derzeit an geeigneten Alternativen mangelt.

Saržvelaze, Z.: Žveli kartuli ena (tekšebita da leksiķoniturt) [Die altgeorgische Sprache (mit Texten und Wörterbuch)], Tbilisi: Tbilisis Saxelmčipo Pedagogiuri Universitetis Gamomcemloba, 1997, 582 S. – Besprochen von Heinz Fähnrich, Jena.

Dieses Buch ist die bisher vollständigste Darstellung der altgeorgischen Grammatik. Mit ihm wurde eine neue Schriftenreihe an der Sulxan-Saba-Orbeliani-Universität eröffnet: die Kartuli enis katedris šromebi [Arbeiten des Lehrstuhls für georgische Sprache], dessen I. Band es verkörpert. Gleichzeitig wurde es vom Wissenschaftlichen Rat der Philologischen Fakultät der Ivane-Šavaxišvili-Universität als Lehrbuch anerkannt. Es besteht aus einem Begleitwort des Redakteurs K. Danelia (S. 34), dem Vorwort des Verfassers (S. 5–6), der Einführung (S. 7–12), der Phonetik und Orthographie (S. 13–24), der Morphologie (S. 25–162), der Syntax (S. 163–180), der Lexik (S. 181–193), einer Übersicht über grundlegende Literatur zur altgeorgischen Sprache (S. 194–198), Lesetexten in Mrglowani-, Kutchowani- und Mchedruli-Schrift (S. 200–374), einer Liste der wichtigsten Abkürzungsformeln (S. 375–378), einer Übersicht über die Inschriften- und Texteditionen (S. 379–381), einer Übersicht über die ältesten Handschriften (S. 382–384) und einem Erklärenden Wörterbuch des Altgeorgischen (S. 385–578). Der Verfasser ist der derzeit beste Kenner der altgeorgischen Sprache.

Es handelt sich um ein fundamentales Werk, das in seinem Umfang und seinem Wert weit über die georgische Grammatik von A. Šaniže hinausgeht, der in seine Arbeit auf die Darstellung der Syntax und der Lexik verzichtete. Die Arbeit zeichnet sich durch eine originelle Sicht grammatischer Erscheinungen aus: In der Deklination betrachtet der Verfasser den Stammkasus (čpelobiti) beispielsweise als Variante des Nominativs. Äußerst detailliert, mit reichem Beleg- und Tabellenmaterial illustriert, beschreibt er die Deklination und die Konjugation. In der Konjugation behält er die traditionelle Gliederung in Aktiva, Passiva und Medialverben bei. Gestützt auf seine gediegene Materialkenntnis, behandelt er die Morphologie und Syntax praktisch erschöpfend. Viele neue Aspekte eröffnet er im lexikalischen Teil, wo er auch auf die Wortbildung eingeht. Hier erörtert er auch die Entlehnungen aus anderen Sprachen, wobei er die Lehnwörter aus Sprachen der nachisch-daghestanischen Familie ausklammert. Das Wörterbuch umfaßt die gesamte bekannte altgeorgische Lexik und ist in seiner Art einmalig.

Diese Abhandlung über das Altgeorgische besitzt größte wissenschaftliche und praktische Tragweite. Sie ist ein Jahrhundertwerk, dessen Veröffentlichung ein wesentlicher Meilenstein in der Entwicklung der Kartwelologie ist.

Danelia K., Saržvelaze Z.: Kartuli paleografia [Georgische Paläographie], Tbilisi: Nečri, 1997, 439 S. – Besprochen von Heinz Fähnrich, Jena.

Diese bisher umfassendste Monographie über die georgische Paläographie behandelt in 15 Kapiteln: 1. die altgeorgischen Inschriften, 2. die altgeorgischen Handschriften, 3. Dokumente, 4. das Problem der Entstehung der georgischen Schrift, 5. die Entwicklungsstufen des georgischen Alphabets, 6. die phonematische Bedeutung der außer Gebrauch gekommenen Buchstaben, 7. die Schreibmittel im alten Georgien, 8. die Wasserzeichen der georgischen Handschriften, 9. Fragen im Zusammenhang mit dem Schreiben und der Herstellung handgeschriebener Bücher, 10. die Festandteile handgeschriebener Bücher und Schriftrollen, 11. die Abkürzungsformeln in den altgeorgischen Schriftdenkmälern, 12. Satz- und Trennungszeichen im Altgeorgischen, 13. bedingte technische Zeichen im Altgeorgischen, 14. die altgeorgischen Geheimschriften, 15. die Systeme der Zeitrechnung im Altgeorgischen. Eine Chrestomathie

mit Mrglowani-, Kutchowani- und Mchedruli-Texten sowie Tafeln mit Darstellungen der Schrift- und anderer Zeichen schließen die Arbeit ab.

Als besonders wertvoll ist die Erörterung der ältesten Bauinschrift von der Sioni-Kirche in Bolnisi zu betrachten, wo anhand der korrigierten Šanize-Lesung, der Gedanken von L. Musxelišvili, S. und S. Kačabaže und R. Pačariže und unter Berücksichtigung der historischen Literatur zum Bau der Sioni-Kirche eine Neudatierung in das 4. Jahrhundert wahrscheinlich gemacht wird. Diese Passagen sind sehr zu begrüßen, denn es hatte sich bereits die Tendenz herausgebildet, die Šanize-Lesung und -Datierung (Ende des 5. Jh.s) unbesehen zu übernehmen und jede andere Datierung mit Hinweis auf diese Autorität als inakzeptabel zu verwerfen.

Auch zur Entstehung der georgischen Schrift äußern sich die Verfasser nüchtern und stets darauf bedacht, sich an den Fakten zu orientieren. So gehen sie sehr kritisch auf die Überlieferungen zu Parnavaz und Mesrop Maštoc ein und sprechen sich für eine Ableitung der georgischen Alphabetschrift aus der griechischen aus. Das georgische Mrglowani-Alphabet dürfte demnach in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten entstanden sein.

Mit diesem vielseitigen Buch erhält die Fachwelt ein wichtiges Hilfsmittel zum Studium altgeorgischer Texte.

Imnaišvili I., Imnaišvili V.: *Zmna zvel kartulši* [Das altgeorgische Verbum], I. Teil: Frankfurt a. Main 1996, S. 1–420, II. Teil: Frankfurt a. Main 1996, S. 421–785. – Besprochen von Heinz Fähnrich, Jena.

Die Arbeit bietet das in vielen Jahrzehnten von Vater und Sohn Imnaišvili gesammelte und wissenschaftlich aufbereitete Material zur Morphologie des altgeorgischen Verbs. Nacheinander werden Präverb, Personenzeichen (subjektive und objektive), Numerus, Reihe (gegliedert nach den Serien/Konjugationsgruppen), der Ausdruck des direkten Objekts im Plural, die Besonderheiten der Passivbildung, die Mittel zur Futurbildung, die Mittelverben, Aspekt, Version, Kontakt, Verben mit Stammwechsel, zusammengesetzte Verben, Verbalsubstantiv und Partizip abgehandelt. Reiches Belegmaterial illustriert die einzelnen Kapitel. Weitestgehend an die Grammatikvorstellungen A. Šanizes angelehnt, setzt das umfangreiche Buch aber auch eigene Akzente. So unterscheiden die Verfasser in der Perfektgruppe (III. Serie) eine zur traditionellen Gliederung hinzukommende weitere Reihe, den »I turmeobitis xolmeobiti« (Terminus von L. Kiknaže) mit Formen wie *ukmnied*, *ganmibnevien* usw. Diese offenbar sehr alten Bildungen, die schon in den frühesten Texten enthalten sind, scheinen recht selten und bald außer Gebrauch gekommen zu sein, auch sind manche Formen umstritten. Die Verfasser geben Literatur an, die den interessierten Leser näher an diese Fragestellung heranführt.

Nützlich sind die Hinweise auf die formale Gleichheit von funktionsverschiedenen Verbformen, wie das beim Aorist des e-Passivs und dem Plusquamperfekt des Aktivs oder beim Konjunktiv Aorist des e-Passivs und dem Konjunktiv Perfekt des Aktivs der Fall ist (S. 332–335).

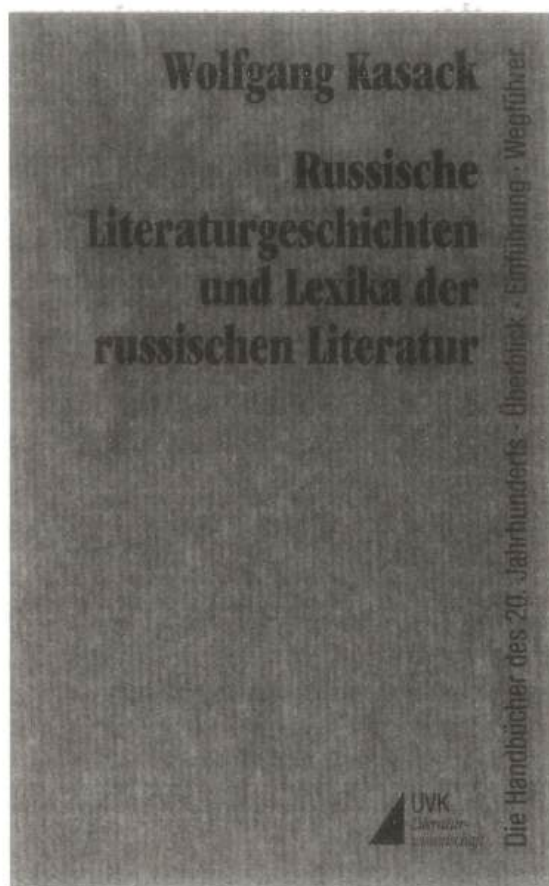
Interessant sind die vielfältigen Beobachtungen zu Funktionsverlusten der Charaktervokale, ebenso die Ausführungen über die Beibehaltung syntaktischer Fähigkeiten finiter Verbformen in den Verbalsubstantiven. Alles in allem ein sehr anregendes Werk, das gleichzeitig eine Fundgrube für Belegmaterial ist.

Verzeichnis der Autoren

.....

Arrabuli, Avtandil	Universität Tbilisi
Barnovi, Nino	Universität Tbilisi
Bláček, Václav	Universität Brno
Čereteli, Konstantine	AdW Georgiens, Tbilisi
Čičinaze, Izolda	Universität Tbilisi
Fälhnrich, Heinz	Universität Jena
Gačėčilaze, Ekaťerine	Universität Tbilisi
Groß, Andreas	Universität Saarbrücken
Kandelaki, Dali	Universität Tbilisi
Macher, Steffi	Universität Jena
Markarjan, Samuel	Universität Tbilisi
Motika, Raoul	Universität Heidelberg
Orthmann, Winfried	Universität Halle
Picxelauri, Konstantine	AdW Georgiens, Telavi
Qvavaze, Davit	AdW Georgiens, Tbilisi
Reisner, Oliver	Universität Göttingen
Rhineland, Anthony	St. Thomas University, Fredericton
Schmidt, Karl Horst	Universität Bonn
Šilakaze, Manana	AdW Georgiens, Tbilisi
Žapparize, Otar	Universität Tbilisi
Žavaxišvili, Aleksandre (†)	Staatliches Museum, Tbilisi
Žavaxišvili, Giorgi	Universität Tbilisi
Žavaxišvili, Manana	Universität Tbilisi

Für Slawisten –



Wolfgang Kasack stellt mit diesem Buch ein bisher einmaliges Hilfsmittel zur Verfügung – einen Wegführer durch die etwa 175 wichtigsten Handbücher zur russischen Literatur vom Ursprung bis in die Gegenwart. Erfaßt sind Literaturgeschichten und Lexika des 20. Jahrhunderts in deutscher, russischer, englischer, französischer, tschechischer und polnischer Sprache. Für jedes Werk wird eine kurze Charakteristik des jeweils behandelten Zeitraums, des Inhalts, der Struktur und eventuellen Zensureinschränkungen gegeben – Informationen die aus den Titeln nicht hervorgehen. Berücksichtigt sind auch die Anteile der russischen Literatur in Nachschlagewerken der Weltliteratur. Diese übergreifenden und zahlreiche spezialisierte Darstellungen werden erstmalig durch eine Reihe hierfür erarbeiteter Register aufgeschossen.

Wolfgang Kasack
**Russische Literaturgeschichten
und Lexika der russischen Literatur**

*Die Handbücher des 20. Jahrhunderts
Überblick – Einführung – Wegführer*

280 S., br.

DM 48,- / ÖS 350 / SFr. 44,50

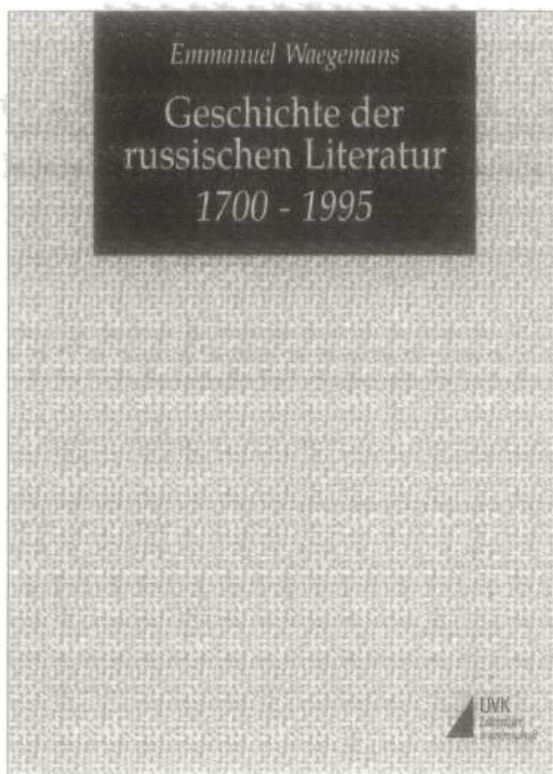
ISBN 3-87940-585-9

Erbältlich in Ihrem Buchhandel

Wolfgang Kasacks Wegführer richtet sich sowohl an Hochschullehrer, Forscher und Studenten als auch an Praktiker in der Presse und anderen Medien.

In seiner »Geschichte der russischen Literatur 1700 - 1995« behandelt der belgische Slavist Emmanuel Waegemans die russische Literatur seit der Modernisierung Rußlands unter Peter dem Großen. Er bespricht nicht nur die wichtigsten Autoren, Strömungen und Genres, sondern skizziert die Literatur auch vor dem Hintergrund des politischen, kulturellen und ideologischen Rußlands.

In den Portraits der großen russischen Schriftsteller (Puškin, Gogol', Dostoevskij, Tolstoj, Turgenev, Gor'kij) vermittelt er dem Leser ein ausgewogenes Bild sowohl ihres Lebens als auch Schaffens, wie auch ihrer Rezeption durch Zeitgenossen und Nachwelt und ihrer Bedeutung für die gesamte Kultur Rußlands. Für das 20. Jahrhundert skizziert der Autor nicht nur ausführlich die sovjetische Literatur des sozialistischen Realismus, in der er detailliert jede Phase ihrer komplexen Geschichte analysiert, sondern auch die Literatur der Emigration und des in der Sowjetunion verbotenen Samizdats. Auch der Literatur der Perestrojka (seit 1985) und des nachkommunistischen Rußland (seit 1992) wird große Aufmerksamkeit gewidmet.



Emmanuel Waegemans
**Geschichte der russischen
Literatur 1700-1995**

500 S., br.

aus dem Niederländischen übersetzt von
Thomas Hauth

DM 68,- / ÖS 496 / SFr. 62.-

ISBN 3-87940-574-3

UVK Universitätsverlag Konstanz
Postfach 102051 · D-78420 Konstanz
Tel. 07531/90 53-0 · Fax 90 53-99